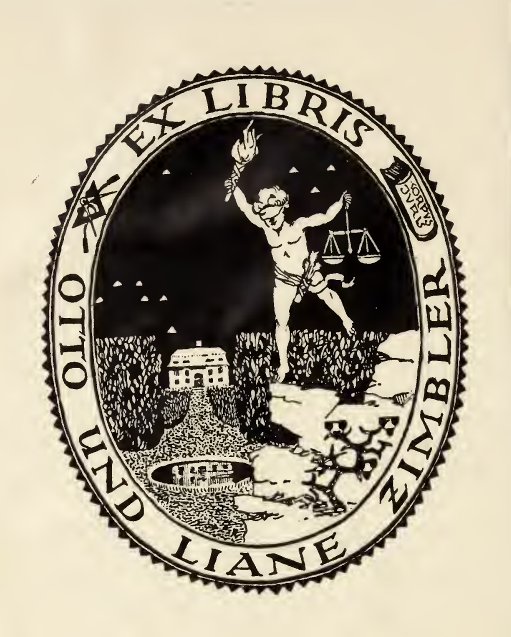
Machiavelli

DER FÜRST


EX LIBRIS
OTTO UND LIANE ZIMBLER

Klassiker der Politik

Achter Band



Klassiker der Politik

Herausgegeben von

Friedrich Meinecke

und

Hermann Oncken

*

Achter Band

*

1 9 2 3

Verlag von Reimar Hobbing / Berlin SW 61

NICCOLÒ MACHIAVELLI

Der Fürst und Kleinere Schriften

*

Übersetzung von

Ernst Merian-Genast

Einführung von

Friedrich Meinecke

*

1923

Verlag von Reimar Hobbing / Berlin SW 61

Inhaltsverzeichnis

Einführung

Niccolò Machiavelli pflegte oft und tief nachzudenken über die Anteile, die das Glück und die das eigene Verdienst an den menschlichen Dingen haben. Er widersprach leidenschaftlich denen, die alles der Fortuna zuschrieben und dem Menschen überließen, sich vom Schicksal treiben zu lassen. Aber er war sich auch klar darüber, daß die größte Heldenkraft unbenutzt und unbekannt bleiben kann, wenn Fortuna an ihr vorübergeht, wenn die besondere Stunde nicht schlägt, die gerade diesem besonderen Menschen die Gelegenheit gibt, seinen eigentümlichen Genius zu entfalten.

Auch modernes Denken kann über diese Einsicht, daß es einen oft rätselhaften, aber befruchtenden Zusammenhang zwischen der einmaligen Konstellation und der individuellen Lebensleistung gibt, nicht hinausgelangen; man kommt ins Träumen über Unerkennbares, wenn man es doch versuchen wollte. Die Geschichte löst die Rätsel nicht, die sie aufgibt, aber sie fesselt den betrachtenden Geist durch die Fülle der lebendigen Beispiele, die sie für jedes ihrer Rätsel gibt. Machiavellis eigenes Leben ist eines der ergreifendsten Beispiele für seinen Gedanken geworden.

1469 in Florenz als Sprößling einer adligen, aber nicht sehr vornehmen Familie geboren, trat er — vier Jahre nach dem ersten Einbruch der Fremden in Italien — 1498 als Kanzler und Sekretär des Regierungskollegs der Zehn in den Dienst seiner Vaterstadt und führte sein Amt mit gutem Erfolge, bis ihn im Jahre 1512 der Sturz des republikanischen Regiments und die Rückkehr der Medicis um Beruf und äußeres Ansehen brachte. Er mußte Gefängnis und Folter wegen angeblicher Teilnahme an einer Verschwörung über sich ergehen lassen und zufrieden sein, seit 1513 auf seinem kleinen Landgute bei San Casciano nahe Florenz unbehelligt ein kärgliches, nun ganz der literarischen Produktion gewidmetes Leben zu führen. Sein Wunsch, die Gunst der Medicis zu erlangen und von ihnen wieder politisch verwendet zu werden, blieb jahrelang unerfüllt. Er wurde auch später, seit 1519 etwa, nur dürftig erfüllt. Die politischen Aufträge, dic er wieder erhielt, waren nicht sonderlich be-

deutend. Das Beste war noch der literarische Auftrag, der ihm 1520 durch Kardinal Giulio Medici, den späteren Papst Clemens VII., zuteil wurde, die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben. Am 22. Juni 1527 starb er in Florenz, in der damals eben wiederhergestellten Republik, die von ihm aber nichts mehr wissen wollte, und wenige Wochen nach dem furchtbaren Sacco di Roma, der die Knechtung Italiens durch das Ausland besiegelte.

Machiavelli war mit Leib und Seele Staatsmensch. Das Schicksal hat es gewollt, schreibt er einmal an seinen Freund Francesco Vettori (9. April 1513), daß ich weder von Seidenarbeit noch von Wollarbeit, noch von Gewinnen und Verlusten sprechen kann, und hat mir allein zu Gesprächen über den Staat Geschick gegeben. Mit heißem Sehnen blickte er damals wieder nach politischer Beschäftigung aus. Wäre sein Wunsch in jener Zeit von den Medicis erfüllt worden, hätte er weiter und bis an sein Lebensende so wirken können, wie er bis 1512 gewirkt hatte, so würde er zweifellos in der Geschichte von Florenz und von Italien bedeutsame Spuren hinterlassen haben. Die Geschichtskenner würden die ungewöhnliche Schärfe seines politischen Ingeniums und die Beobachtungskunst seiner Relationen über fremde Mächte rühmen; sie würden auch mit hohem Anteile von seinen praktischen Versuchen zu einer Reform des Heerwesens, zu einer Ersetzung des elenden Söldnerwesens durch nationale Milizen sprechen. Aber er würde ihnen nicht als eine weltgeschichtliche Persönlichkeit erscheinen. Er wäre ein politischer Funktionär im Dienste von Regierungen geblieben, die selber mehr Objekte als Subjekte der Weltgeschichte waren, und zu eigener, ganz großer staatsmännischer Leistung würde ihm Fortuna, selbst angenommen, daß er die besondere Begabung dafür hatte, schwerlich die Gelegenheit gegeben haben. Aber das äußere Schicksal von 1512, das er selber als sein Unglück ansah, wurde sein wahres Glück. Es rief seinen eigensten Genius wach, und er wurde durch die Werke, die er nun schrieb, ein Mensch von weltgeschichtlicher Wirkung und Bedeutung.

Er wäre es nicht geworden, wenn nicht Fortuna auch noch in einem weiteren und tieferen Sinne für ihn gesorgt hätte — wiederum so, daß das, was er selber als ein Unglück empfand, ein Glück für seinen forschenden und erkennenden Geist wurde. Moses mußte, um Moses zu werden, so heißt es im 6. Kapitel des Principe, das Volk Israel in Sklaverei und Unterdrückung vorfinden. Machia-

velli mußte, um Machiavelli zu werden, die erschütternden Schicksale Italiens seit 1494 miterlebt haben. Diese und gerade diese Erlebnisse des Zusammenbruchs einer alten morschen Welt und des Emporkommens neuer, eiserner Gewalten waren erforderlich, um seinen Geist aufs tiefste aufzuwühlen und zu seiner eigensten Leistung zu befähigen, um seinen Gedanken diese und gerade diese Richtung und diesen Inhalt zu geben. Jedes Teilstück innerhalb seines politischen Systems trägt tief eingebrannt den Stempel seines Geistes wie der Volks- und Zeitschicksale, die seinen Geist formten. Niedere und hohe, nüchterne und pathetische, sittlich ernste und verruchte Gedanken sind in ihm zu einer hochindividuellen Einheit verschmolzen, von der man sich nicht vorstellen kann, daß sie zu einer anderen Zeit und von einem anderen Menschen hätte hergestellt werden können.

Das Eigene aber erfolgte nun, daß diese so genau an Zeit, Ort und Individuum gebundene Leistung weit über Zeit und Ort hinauswirkte und als eine überzeitliche, allgemein menschliche Lehre aufgefaßt wurde, die durch ihren Inhalt alle nachfolgenden Geschlechter aufs stärkste erregte und von ihnen ebenso oft leidenschaftlich bekämpft wie leidenschaftlich studiert und angewandt wurde. Daß ihre individuellen und zeitgeschichtlichen Voraussetzungen dabei vergessen werden konnten, kann man leicht begreifen für die Zeiten, in denen die Kunst des historischen Verstehens noch nicht entwickelt war. Die Menschen des 16. bis 18. Jahrhunderts pflegten ja Werke und Gedanken der Vergangenheit noch als etwas Absolutes aufzufassen und sie zu loben oder zu tadeln, als handle es sich um etwas für alle Zeiten Gemeintes. Darum konnte erst der geschichtliche Sinn des 19. Jahrhunderts den zeitgeschichtlichen und individuellen Hintergrund von Machiavellis politischen Lehren verstehen lernen. Und doch geht auch von dem historisch verstandenen Machiavelli noch immer eine überzeitliche und allgemeine Wirkung aus. Während die politischen Gebilde, die Machiavelli vor Augen hatte, die italienische Stadtrepublik und das absolutistische Fürstentum längst zerfallen sind, strömt aus den Gedanken, die er sich an ihnen bildete, eine Kraft, die unerschöpflich zu sein scheint, treten Probleme durch sie auch an den modernen Menschen heran, die immer wieder neu erwogen und beantwortet werden. Es ist, um es gleich zu sagen, vor allem der erst von der modernen Menschheit seit Ausgang des Mittelalters mit vollem Bewußtsein empfundene Konflikt zwischen Politik und Moral, Staats- und Privatethik, in dem Machiavelli noch immer

aufmerksames Gehör und sei es Beifall, sei es Widerspruch, findet. Und so lange sich die Menschheit mit diesem Problem herumzuschlagen hat, wird der geniale Florentiner nicht nur eine denkwürdige historische Erscheinung, sondern auch ein Geist, an dem sich die Geister der Lebenden scheiden, bleiben.

Es geht hieraus aber schon hervor, daß das moderne Erkenntnisbedürfnis sich heute weder mit einer rein historisierenden, noch rein ethisierenden oder rein politisierenden Betrachtungsweise Machiavellis und seines Lebenswerkes begnügen kann. Alle drei Betrachtungsweisen müssen letzten Endes zusammenwirken und einander zu kontrollieren versuchen. Rätselhaft und schwer zu ergründen bleibt Machiavelli trotzdem auch für die subtilsten und vorsichtigsten Erkenntnismethoden, denn ein tiefer Riß scheint durch ihn selber hindurchzugehen und seine Gedankenwelt in zwei Hälften zu zerreißen, die doch, wenn man ihn ganz verstehen will, nicht unverbunden bleiben dürfen. Wie verhält sich in ihm, das ist die alte Frage, der Scherge und Giftmischer des Absolutismus, der in seinem Buche vom Fürsten aufzutreten scheint, zu dem Regenerator des Freistaates und zu dem italienischen Patrioten, als der er in seinen übrigen großen Schriften sich manifestiert? Und geht dieser Riß durch das Buch vom Fürsten selber hindurch, indem es in seinen Hauptteilen zwar angelegt zu sein scheint für einen kleinen italienischen Potentaten, der sich mit allen, selbst abscheulichen Mitteln zur Macht emporarbeiten will, in seinem Schlußkapitel aber zu einem glühenden Aufruf zur Befreiung des ganzen Italiens von der Fremdherrschaft sich versteigt?

Es kann nicht die Aufgabe dieser Einleitung sein, alle diese Probleme mit erschöpfender Gründlichkeit zu erörtern und zu den sich vielfach widersprechenden Auffassungen der modernen Forscher Stellung zu nehmen. Allerdings hoffe ich selber noch einen Beitrag zur Forschung über den Principe zu bringen, indem ich in einem Anhange die Entstehung und Komposition dieser Schrift untersuchen werde, um die Frage nach ihrem Zwecke zu klären. In der Hauptsache aber gilt es hier, auf Grund der gesamten Schriften und Briefe Machiavellis die Hauptzüge seines politischen Denkens und Wollens zu entwickeln und ein überzeugendes Einheitsband, das sie verknüpft, herzustellen.

Gehen wir aus von denjenigen seiner Lehren, die die Aufmerksamkeit der Nachwelt am meisten erregt, historisch am stärksten ge-

wirkt und nach ihm den Namen des Machiavellismus erhalten haben. Sie finden sich vor allem ausgesprochen im Principe und in den Discorsi über die ersten zehn Bücher des Livius, den beiden Werken also, die gerade in den Jahren entstanden sind, die dem Zusammenbruche der florentinischen Freiheit und dem Zusammenbruche seiner eigenen politischen Wirksamkeit folgten. Der Principe war in der ersten Redaktion im Dezember 1513 fertig, die Discorsi sind wahrscheinlich gleichzeitig begonnen worden und füllten die Arbeit der nächsten sechs bis acht Jahre aus. Während die Discorsi, die vorzugsweise, aber nicht ausschließlich die Staatskunst der Republiken behandeln, die spezifisch machiavellistischen Lehren vielfach verstreut nur enthalten, sind sie im Principe, der die Staatskunst des Fürsten und insbesondere des neuen, zur Macht erst emporstrebenden Fürsten behandelt, in schärfster Konzentrierung gegeben. Am Beispiele Cesare Borgias, des furchtbaren Sohnes Papst Alexanders VI., wird im 7. Kapitel gezeigt, wie ein neuer Fürst seine Macht zu sichern hat, wie er sich durchsetzen muß, „entweder durch Gewalt oder durch Betrug", wie er mit rücksichtsloser Grausamkeit diejenigen, die ihm schaden können oder müssen, zu vernichten hat. Noch zugespitzter und zu einer förmlichen Theorie verdichtet aber treten diese Lehren in den Kapiteln 15 bis 18 auf, die, wie wir vermuten, der zweiten, erweiterten Redaktion der Schrift angehören. Es ist, als ob Machiavelli hier einen neuen, energischen Anlauf nehmen, als ob er nur das Wuchtigste und Durchschlagendste sagen wolle, was sich darüber sagen ließ. Er zerbricht hier mit einem starken Griffe die Methode derer, die nicht von dem ausgehen, was wirklich ist im Staate, sondern sich in ihrer Imagination die Republiken und Fürstentümer so vorstellen, wie sie niemals gewesen sind. Und als harter Realist und Praktiker, der die Dinge nimmt, wie sie wirklich sind und dem, der Verständnis dafür hat, etwas wirklich Nützliches sagen will, verkündet er, daß ein Fürst, der sich behaupten will, lernen muß, auch nicht gut zu sein und wenn es die „Notwendigkeit" verlangt, auch vor unmoralischen Mitteln nicht zurückschrecken darf. Er soll sich hüten, in den üblen Ruf derjenigen Laster zu geraten, die ihn um seinen Staat bringen würden; er soll sich auch, so weit er kann, vor denjenigen Lastern hüten, die politisch unschädlich sind, darf sich aber dabei, wenn er sie nicht so leicht vermeiden kann, schon eher etwas gehen lassen. Jedenfalls soll er, wenn es darauf ankommt, den Staat zu retten, ohne Bedenken es riskieren, in den üblen Ruf derjenigen

Laster zu geraten, ohne die er den Staat nur schwer retten könnte. Oder wie es gegen Schluß der Discorsi (3, 41), nun aber nicht bloß von den Fürsten, sondern von den Lenkern und Beratern der Staaten überhaupt heißt: Wenn es sich um das Heil des Vaterlandes im Ganzen handelt, darf man nicht denken an Recht oder Unrecht, an Milde oder Grausamkeit, an Lob oder Schande, sondern muß mit Hintansetzung jeder anderen Rücksicht denjenigen Entschluß durchführen, der dir das Leben rettet und die Freiheit erhält.

Man sieht hieraus, was oft vergessen wird, daß Machiavelli nicht nur die ehrgeizigen und machtlüsternen Fürsten, sondern auch die verantwortlichen Staatsmänner der Republiken von den Vorschriften des Sittengebotes beim politischen Handeln dispensiert, keineswegs auf der ganzen Linie und in allem und jedem politischen Handeln dispensiert, sondern nur in denjenigen Fällen, in denen der Staat Schaden leiden würde, wenn man moralisch handeln wollte. Auch wird der Unterschied von Gut und Böse keineswegs verwischt. Gut bleibt gut und böse bleibt böse für ihn, und der Grausamkeit, Hinterlist und Treulosigkeit des Fürsten und Staatsmannes wird kein beschönigendes Tugendmäntelchen umgehängt, sondern nur der eherne Schild der Staatsnotwendigkeit wird vor ihnen aufgepflanzt. Und die Staatsnotwendigkeit kann, wie die Worte Machiavellis erkennen lassen, umgekehrt dem Fürsten in gewissen Fällen auch gebieten, moralisch zu handeln oder wenigstens den Schein davon zu wahren. Freilich ist nun schon solche Scheinmoral sittlich bedenklich, und eine gewisse allgemeine sittliche Laxheit floß zweifellos aus den politischen Lehren Machiavellis. Immer aber werden die Bänder der Moral nur gelockert, damit die Bänder der Staatsnotwendigkeit um so schärfer angespannt werden. In der Politik gilt der Primat des Staatsinteresses vor der Moral. Das Moralische wird zwar anerkannt, aber auf diesem Gebiete in die zweite Linie geschoben.

Das war die große und gefährliche, Furchtbares und Dämonisches in sich bergende neue Lehre, die Machiavelli den modernen Staaten predigte. Die Lehre war neu, aber nicht die Praxis, die sie lehrte. Gewalt, List und Trug waren schon immer gehandhabt worden, um politische Zwecke zu erreichen, und die Zeit Machiavellis war ganz besonders unbedenklich darin. Er schrieb scheinbar nur ab, was er tagtäglich um sich sah, und scheint sich nur durch die rücksichtslose Ehrlichkeit über seine Zeitgenossen etwa von der Art Guicciardinis zu erheben, die die Schlechtigkeit der politischen

Mittel zu verdecken suchten. Aber es steckt mehr in seiner Lehre. Das Neue war, daß er in dem, was man als unsittliche Praxis des Politikers vor Augen hatte, eine höhere Zwangsgewalt entdeckte, so und nicht anders zu handeln, den Imperativ der Staatsnotwendigkeit, der, soweit er galt oder geltend gemacht werden konnte, die unsittliche Handlung rechtfertigte. Eine neue Welt von Normen trat damit neben die alte, bisher allein geltende der sittlichen Normen und trat ihr, wo beider Wege sich kreuzten, in schneidendem, gedanklich unausgleichbarem Widerspruch gegenüber. Der alte Dualismus Gut und Schlecht, Wert und Unwert wurde von einem neuen Dualismus zerschnitten, in dem das bisher als wertlos Geltende nun auch als wertvoll, wenigstens als unumgängliches Mittel für wertvolle, unumgängliche Zwecke erschien.

Damit gab Machiavelli dem Mittelalter und seinem Lebensideale einen Todesstoß. Vorbei war es nun für immer mit der wohltuenden und die Seele befriedigenden Einheitlichkeit der Werte, die das Handeln der Menschen bestimmen. Der politische Mensch hatte, wenn er mit dem Sittengesetz in Konflikt geriet, bisher nur als naiver Sünder Anspruch auf Nachsicht erheben, aber niemals den Stachel der Sünde dabei los werden können. Fortan durfte er sich darauf berufen, daß seine Sünde auch eine Art von Tugend darstelle. Der Staat, der bisher, wenn er so sein wollte, wie man es von ihm verlangte, dem religiös-sittlichen Gebote der Kirche unterworfen war, konnte sich nun von ihm emanzipieren, um so zu sein, wie seine eigenste Natur es von ihm verlangte. Damit wurde er säkularisiert und autonom in seinem Bereiche und konnte sein Wesen, seinen Willen und seine Kräfte fortan freier entfalten. Diese Säkularisierung des Staates wäre ja nun gewiß, auch wenn Machiavelli nicht gelebt hätte, erfolgt, weil schon alles auf sie hindrängte und die politische Praxis ihr bereits entsprach. Aber Machiavelli gab ihr den grundsätzlichsten und konsequentesten Ausdruck und hat dadurch unermeßlich gewirkt und die vorhandene Entwickelungstendenz verstärkt. Wohl kein Buch ist zugleich so eifrig verdammt und so eifrig gelesen und beherzigt worden, wie der Principe. Die Kirche setzte 1559 alle seine Schriften auf den Index der verbotenen Bücher, aber eben um dieselbe Zeit kam, von Machiavellis Gedanken befruchtet, das neue Schlagwort von der ragione di stato auf, in deren Dienst der handelnde Staatsmann sich stellen und die das oberste Gesetz über allen Gesetzen im

Staate darstellen müsse. Die politischen Schriftsteller bemühten sich nun wohl, dieses unheimliche Ding zu entgiften und moralisch einzuzäunen — und gerieten dabei doch immer wieder in seinen Bann. Willig oder widerwillig zugestanden blieb es bei dem, was Machiavelli entdeckt hatte, daß der Egoismus des Staats- und Machtinteresses alle Bande durchbreche. „Die Fürsten kommandieren den Völkern, aber die Interessen kommandieren den Fürsten," sagte der Herzog von Rohan, der Zeitgenosse Richelieus.

War nun aber durch diese Lehre von der Staatsnotwendigkeit jedes Streben nach politischer Macht und damit auch jede dafür verübte Unmoral gerechtfertigt? Gab es eine Grenze zwischen den objektiven Erfordernissen des Staatslebens und den subjektiven Trieben und Leidenschaften des Fürsten? Und wurde nicht ein fressender und zerstörender Widerspruch in das Staatsleben dadurch eingeführt, daß seine Leiter sich von eben den sittlichen Geboten dispensieren konnten, ohne deren Geltung kein Staatsleben und überhaupt keine rechtliche Gemeinschaft der Menschen möglich war? Auf diese Fragen, die sich der modernen Menschheit sofort aufdrängten und ihr keine Ruhe gelassen haben, sucht man bei Machiavelli vergebens nach einer zusammenhängenden und tiefer dringenden Antwort. Das könnte man begreifen, wenn er lediglich ein nüchterner, illusionsloser Empiriker und Diener des Machtgedankens gewesen wäre und es ihm fern gelegen hätte, das Ganze des Staats- und Gesellschaftslebens mit seinen Gedanken zu durchdringen. Aber das war nun durchaus nicht der Fall. Neben dem harten Realismus lebte auch ein leidenschaftlicher Idealismus in ihm. Er empfand brennend das Unglück seines Vaterlandes, den Zusammenbruch seiner politischen Freiheit, und er führte ihn zurück auf den Zusammenbruch seiner moralischen Energien. So wurde es recht eigentlich das zentrale Problem seines Lebens, diesen Zusammenbruch tiefer zu verstehen, die Ursachen des Steigens und Sinkens der Völker zu ergründen und Mittel und Wege zu ihrer Regeneration zu erspähen.

Und doch dabei diese Nachlässigkeit in der Absteckung der Grenzen von Politik und Moral, von Staatsinteresse und persönlicher Ambition, diese Sorglosigkeit hinsichtlich der verwüstenden Wirkungen seiner Lehre! Wie soll man seinen Principe nun eigentlich verstehen? Wie reimt sich der rationale Unhold Cesare Borgia, der seine zentrale Figur zu sein scheint, mit der Klage Machia-

vellis zusammen, daß wir Italiener irreligiös und schlecht geworden seien?

Ranke gab darauf 1824 die berühmte Antwort: „Machiavelli suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben.“ Aber diese Antwort gleicht einigermaßen dem Schwerthiebe, der einen Knoten durchhaut, dessen verschlungene Fäden gerade die Wißbegierde reizen. Gewiß traf Rankes Antwort letzten Endes den richtigen Punkt. Gesunkene und verderbte Staaten und Völker — so war Machiavellis Meinung, in seinen Discorsi mehr als einmal ausgedrückt — müssen durch eine „königliche Hand“, die mit Gewalt das Ganze wieder einrenkt, in die Höhe gebracht werden, und in die Hand dieses großen Gewaltmenschen, den er sich ersehnte, legte er auch alle die furchtbaren Mittel, die er an Cesare Borgias Beispiel studierte. Aber auch nach dieser Einsicht in das zeitgeschichtlich praktische Ziel seiner Giftrezepte will die Frage nicht verstummen, wie sich die idealistischen und realistischen Elemente seines Geistes in der Tiefe zueinander verhalten haben. Man muß versuchen, durch eine Reihe von Betrachtungen, die zwischen dem Persönlichsten und Allgemeinsten hin und her gehen, zu einer Antwort zu gelangen.

Man möchte zunächst den Menschen Machiavelli in seiner Lebensführung kennen lernen. Die Ethik seines Privatlebens war wohl von durchschnittlicher Art. Er hielt darauf, ein anständiger Mensch zu sein und als solcher zu gelten. Auf seine Treue und Redlichkeit im Dienste, falls man ihn nur beschäftigen wolle, berief er sich wohl mit gutem Grunde, aber trug dann auch kein Bedenken, den Medicis, die das von ihm bisher vertretene politische System gestürzt hatten, seine Dienstleistung anzubieten. Mit naivem Egoismus hielt er es für ein undankbares und törichtes Geschäft, für anderer Vorteil zu wirken und den eigenen Vorteil dabei zu vernachlässigen. Auch trieb ihn die Not zu den Medicis, da er nicht gewohnt war, zu sparen und sich einzuschränken. Er war leichtlebig und hielt es mit Boccaccio, daß es besser sei, etwas zu tun und Reue hinterher zu empfinden, als nichts zu tun und doch Reue zu empfinden. Mitunter war das freche Lachen, das er anschlug, nur ein gewaltsamer Versuch, den Kummer, der an ihm nagte, zum Schweigen zu bringen, aber oft gab er sich ihm auch mit Behagen hin. Er konnte in lüsternen Zoten schwelgen und der Venus Dank sagen, die ihn, den Fünfziger, noch in ihre goldenen Netze einspannte

und alle seine Leiden vergessen, alle Lust am Lesen und Denken politischer Dinge in ihm vergehen ließ. Er schämte sich nicht der niederen Minne, aber konnte sich auch ebenso rasch und vollständig wieder zur hohen Minne des Geistes emporschwingen. Wie er es in seinem Briefe an den Freund Vettori vom 10. Dezember 1513 unvergleichlich erzählt: Wenn der Tag mit nichtigem Zeitvertreib vergangen ist und der Abend kommt, streife ich das schmutzige Landkleid ab, hülle mich in königliche Gewänder und nahe mich den Alten und nähre mich von ihrer Speise, die allein für mich ist und für die ich geboren bin. — Von Fausts Schmerz über die zwei Seelen in seiner Brust war keine Spur in ihm. Er genoß die eine so ungebrochen und skrupellos wie die andere. Mag es irgend jemand, schrieb er 1515, auch tadelnswert finden, wenn ernste Männer, die großen Angelegenheiten ihr Interesse zuwenden, auch wieder leichtsinnig, unbeständig und eitlen Dingen hingegeben sein können. Mir aber erscheint das lobenswürdig, denn wir folgen darin der Natur, die auch voll Wechsel ist, und wer die nachahmt, kann keinen Tadel finden.

Diese Worte enthalten vielleicht den Schlüssel zu seinem Wesen. Der Mensch, hat Dilthey gesagt, war ihm eine Naturkraft. Hohes und Niederes in ihm ist gleich natürlich und elementar. Dieser Naturalismus schuf ein ganz anderes Verhältnis zwischen Gut und Böse als die christliche Ethik. Er konnte wohl auch einen Idealismus hervorbringen. Aber dieser verlangte dann nicht mehr die Umschmelzung des ganzen Menschen und wandte sich auch nicht an den ganzen Menschen. Zum sittlichen Reformator eines Volkes war nun eine solche Natur freilich nicht geschaffen, so feurig sie auch die Wiedergeburt zu alter Kraft und Tüchtigkeit wünschen konnte. Wohl aber war solche Sinnesart, wenn sie sich mit einem so ungewöhnlichen Intellekte wie bei Machiavelli verband, vorzüglich dazu geeignet, den natürlich-elementaren Ablauf der Kräfte im Leben zu verstehen, vor allem die necessità im Staate, die Zwangsläufigkeit im politischen Handeln unbeirrt bis zu Ende zu verfolgen, die moralische Skrupellosigkeit desselben zu billigen, und dann doch wieder zu erwarten, daß der innere moralische Kitt des Staates darunter nicht leide. Und ebenso konnte diese Sinnesart mit ihrer Aufgeschlossenheit für alles Naturhafte, mit ihrer Bereitschaft, auch Widersprüche und Kontraste in ihm gelten zu lassen, menschliche Größe sich mit Verbrechen gepaart denken und von einem „schlecht sein

mit Ehren“ sprechen (Disc. I, 27). Man lese, was er im 8. Kapitel des Principe über den Verbrecher Agathokles und seine Geistesgröße, seine virtù sagt.

Man hat den Machiavellismus Machiavellis oft aus reinen rationalen Nützlichkeitsmotiven ableiten wollen. Man modernisierte ihn damit unwillkürlich und verkannte seine altertümlich-elementare Grundeinstellung gegenüber der sittlichen Welt, die etwas von der Naivität des Naturmenschen hat. Soll man sie antik-heidnisch nennen? Auch die antike Ethik kam doch schon über diese Stufe der sittlichen Empfindung hinaus. Diejenigen Gedanken der Antike, die auf Machiavelli ganz unmittelbar wirkten, waren anderer Art. Es war der Staatsbegriff, der alle Kräfte des Bürgers absorbierende Patriotismus des Römertums, dem er sich enthusiastisch hingab, aber so, daß er die antiken Einflüsse sofort umschmolz in seine eigene angeborene Art. Er nahm nichts von ihnen in sich auf, was nicht schon auf etwas Wahlverwandtes in ihm stieß. Die Bilder von finsterer Größe aber, von Heroismus im Verbrechertum, von „schlecht sein mit Ehren“, die seine Phantasie beschäftigten, lieferte ihm nicht nur die Antike, sondern auch seine eigene Zeit in Hülle und Fülle. Mit tiefstem Interesse versenkte er sich in Cesare Borgias Persönlichkeit und stilisierte sich mehr und mehr ein Bild von ihm zurecht, in dem die Züge von elementarer Wildheit, Heldenkraft und rationeller Staatsklugheit zu einer seelischen Einheit verwoben waren. Nichts verrät mehr seine geheimen Neigungen, als der immer wiederholte Versuch, diese Wesenszüge, die er im Leben und in der geschichtlichen Ueberlieferung oft nur verstreut vorfand, zu einem geschlossenen Idealtypus zu vereinigen. So entstand 1520 seine kleine Lebensbeschreibung des Castruccio Castracani, eigentlich ein Roman, in dem die mittelalterlichen Quellen mit Stücken aus der Geschichte des Agathokles und eigenen Phantasiezutaten verschmolzen wurden. So malte er ihn: „Dankbar gegen die Freunde, furchtbar den Feinden, gerecht gegen die Untergebenen, treulos gegen die Fremden, und niemals suchte er durch Gewalt zu siegen, wo er durch Betrug siegen konnte, denn er sagte, daß der Sieg und nicht die Art des Sieges Ruhm bringt. Auch pflegte er zu sagen, daß Gott die starken Menschen liebe, denn man sehe ja, daß er immer die Schwachen durch die Starken züchtige.“

So also ist Machiavelli zu seinem Machiavellismus, zur Lehre vom Primate der Politik vor der Moral gekommen. Nicht durch

eine rein rationale, rein auf das politische Gebiet beschränkte Untersuchung, sondern durch die zwar widerspruchsvolle, aber auch lebensvolle Totalität seines sittlich-geistigen Wesens. Das Rationelle seiner Lehre ruht auf dem Untergrunde irrationeller Elemente, eines Menschentums, wie es die Renaissance zeitigte, wo der ungebrochene, vollsaftige Mensch, ledig der sittlichen Bande, die ihm Kirche und Feudalsystem während des Mittelalters angelegt hatten, sich selbst in der Fülle seiner mannigfaltigen Kräfte entdeckte und sich nun freudig gehen ließ in ihnen — großherzig und grausam, wollüstig und geistig, milde und furchtbar, treulos und gerecht, aber alle diese entgegengesetzten Triebe nun dem Gesetze der Klugheit unterwerfend. Denn das war das Neue, was die Renaissance zu den Naturkräften des mittelalterlichen Menschentums hinzufügte, daß sie eine leitende Zentralstelle für sie schuf, in der geprüft und untersucht, gemessen und gerechnet wurde. Durchaus nicht so, daß nun alles mit Berechnung dirigiert wurde. Sorglos ließ man austoben, was dem Endzwecke nicht zu schaden schien. Straff aber zog man die Zügel an, um das Endziel auf dem besten Wege, der sich bot, mochte er nun krumm oder gerade sein, zu erreichen. So fand Machiavelli den Weg zur politischen Macht.

Aber noch ist mit diesen Betrachtungen nicht alles aufgehellt. Wir haben nun wohl die frische Naturhaftigkeit seiner Machtlehre und das Gemisch von Naivität und Berechnung in ihr verstanden. Wir haben auch verstanden, daß hierbei überhaupt idealistische und realistische Elemente, geistige und sinnliche Triebe sich mischen und neben- und miteinander wirken konnten. Aber zweifelhaft kann dabei bleiben, welcher Art und wie gemischt die höchsten beherrschenden Ziele seines Geistes eigentlich waren. Überwog in ihnen mehr die Idee der politischen Macht, erworben und behauptet durch einen Gewaltmenschen, der Fuchs und Löwe zugleich ist — oder die Idee der Regeneration seines gesunkenen Vaterlandes, durchgeführt durch eben einen solchen Gewaltmenschen? Die Spitzen seiner beiden Hauptwerke, des Principe und der Discorsi, scheinen noch immer nach verschiedener Richtung zu weisen, indem jenes überwiegend dem Machtgenusse des Gewaltmenschen zu dienen, dieses aber letzten Endes republikanische Luft, altrömische und altflorentinische Freistadtluft zu atmen scheint. Die alte Streitfrage, ob der eigentliche Machiavelli mehr in dem einen oder in dem anderen Werke zu erkennen sei, und die weitere mit ihr verwandte

Streitfrage, ob das Schlußkapitel 26 des Principe, der Aufruf an die Medicis zur Befreiung Italiens, den eigentlichen Sinn der Schrift enthält oder ein bloßes rhetorisches Prunkstück und unorganisches Anhängsel ist, muß endlich beantwortet werden.

Wir müssen dafür die sittlichen Grundbegriffe Machiavellis noch genauer ins Auge fassen als bisher und nach ihrer Anwendung auf das geschichtliche Leben fragen. Die Menschen — so sagt er das eine Mal etwas milder — sind weder ganz gut noch ganz schlecht, — das andere Mal schärfer — sind eigentlich schlecht und werden nur durch die „Notwendigkeit“ gut. Und das war seine eigentliche Meinung und die Voraussetzung aller seiner politischen Konstruktionen. Man kann seine Menschenverachtung begreifen im Anblick des moralischen und politischen Verfalls seiner Nation. Aber mitten aus pessimistischem Naturalismus brach nun ein strenger Idealismus, der sich nicht damit beruhigte, die Menschen im Sumpfe ihrer natürlichen Schlechtigkeit zu belassen, sondern nach Mitteln suchte, sie herauszuziehen. Diese Mittel konnten dann freilich keine innerlichen, Seele und Gewissen des Menschen ergreifenden sein. Die „Notwendigkeit“, die ihn gut machte, mußte in äußeren Zwangsmitteln gesucht werden. Aber diese äußeren Zwangsmittel lieferte ihm nun sein politischer Idealismus. Der höchste Wert auf Erden, den er kannte, der Staat, war es, der durch den Zwang seiner Ordnungen und Gesetze die schlechte menschliche Materie besserte. So kam er zu einer ganz positivistischen Lehre vom Ursprunge der Moral. Die Strafgesetze waren es, die nach seiner Meinung den Menschen den Begriff der Gerechtigkeit beibrachten. Die durch solchen Zwang geschaffenen guten Gesinnungen stützen nun wiederum ihrerseits die Gesetze und den Staat. Das war der Segen, die virtù di necessità. Das wirksamste dieser aus Gesinnung bestehenden Bindemittel des Staates ist die Religion, die die Furcht vor Gott einprägt und dadurch die Menschen zuverlässig im Halten ihrer Eide, gehorsam und regierbar macht. Rom ist durch die Macht der Religion groß und stark geworden, denn wo Religion ist, kann auch ein gutes Heerwesen leicht eingeführt werden. „Religion, Gesetze, Heerwesen“, in diesem charakteristischen Dreiklange faßte Machiavelli einmal die Summe der staatserhaltenden Mächte zusammen. Man muß die Religion stützen, auch wenn sie Irrtum und Täuschung enthält, und man muß sie dann um so mehr stützen, je klüger man ist. Das war im

Sinne manches römischen Priesters gedacht, aber der römischen Kirche selbst und ihren Priestern schleuderte Machiavelli den bitteren Vorwurf ins Gesicht, daß sie durch ihr Gebaren die Religion mißhandelt und die Italiener irreligiös und schlecht gemacht hätten. Wo die Furcht Gottes fehlt, geht der Staat zugrunde, es sei denn, daß die Furcht vor einem Fürsten den Mangel an Religion ersetzt. Aber die wirkende Kraft eines Fürsten geht mit seinem Leben zu Ende. Darum muß er Ordnungen und Einrichtungen hinterlassen, die auch nach seinem Tode den Staat aufrechthalten. Damit schließt sich dann wieder der Ring jener Zwangsmittel, die, eines nach dem anderen in Wirksamkeit gesetzt, die von Hause aus schlechte menschliche Substanz gut und staatsfähig machen.

Nach ehernen, großen Gesetzen sah so Machiavelli die Völker- und Staatenschicksale sich vollziehen. Weise Fürsten und Gesetzgeber bilden ein Volk zum Staate, geben ihm Gesetze, Religion und Wehrkraft. Das Volk steigt empor, hat so viel Gemeingeist, daß es als Freistaat leben und mächtig werden kann, aber auf der Höhe seiner Macht beginnt auch notwendig die Entartung, denn man wird genußsüchtig, träge und schlaff, und die inneren Bindemittel lassen nach. Dann muß ein großer Mann kommen, um die Schlechten zu bändigen und durch den Zwang neuer Ordnungen den Staat wieder zu regenerieren. Tiefer Zweifel beschlich ihn dabei, ob eine ganz verrottete Republik durch ein solches Zwingherrentum je so wiederhergestellt werden könne, daß sie als Freistaat wieder weiter leben könne. Sie müßte dann wohl schon, meinte er, in eine Monarchie umgewandelt werden. Die Monarchie also war ihm ein Zwangs- und Besserungsmittel für verdorbene Völker, die Republik die beste Lebensform unverdorbener Völker. Daraus ergibt sich, daß er Monarchist aus Vernunft und Resignation werden konnte, Republikaner aber aus innerer idealer Neigung war. Ein guter Freistaat, sagte er einmal, ist noch besser als ein guter Fürst, aber ein schlechter Fürst noch schlechter als eine schlechte Volksherrschaft.

So hatte denn Machiavelli als Stütze und Voraussetzung seiner politischen Ideen ein überaus einfaches, starkes und konsequent durchgedachtes Bild des geschichtlichen Lebens vor Augen. Seine drei Grundgedanken sind, daß die menschliche Natur unveränderlich immer dieselbe bleibt, daß sie, von Hause aus minderwertig, durch die „Notwendigkeit“, d. h. durch den Zwang staatlicher Einrich-

tungen, geschaffen von großen Gesetzgebern, hinaufgehoben werden kann zur Bürgertugend und Freistaatsfähigkeit, auf dieser Höhe aber nicht bleibt, sondern wieder herabsinkt und dann nur durch das Zwingherrentum großer Männer einigermaßen wieder gehoben und staatsfähig gemacht werden und im besten und sehr seltenen Falle dann seinen Kreislauf von neuem beginnen kann — und daß schließlich überhaupt die menschlichen Dinge und geschichtlichen Abläufe sich wiederholen. Diese Lehre vom Kreislauf der Staatenschicksale entnahm er aus Polybius. Es kommt darauf nicht allzuviel an, denn er war ein viel zu selbständiger und eigenwilliger Kopf, um andere als ihm ganz homogene und passende Gedanken zu entlehnen. Alle diese etwas starr und mechanisch berührenden Vorstellungen von der menschlichen Natur und von der Wiederkehr des Gleichen in der Geschichte bilden doch für ihn eben nur den äußeren Mechanismus, die notwendige äußere Veranstaltung, um das Eigenste, Lebendigste und Höchste, was ihn beseelte, zur Entfaltung in der Geschichte zu bringen — die virtù.

Dies wunderbare, inhaltsreiche Wort klingt wie ein immer wieder angeschlagener Glockenton durch seine Schriften. Es ist nicht nur ein Echo des antiken virtus-Ideals, wie man es in der Renaissance häufig vernimmt, sondern es ist eigener verwandter und doch selbständiger Klang in ihm. Virtù ist nicht Tugend im gewöhnlichen ethischen Sinne, obwohl sie ethischen Inhalt mit umschließt, sondern ist ein dynamischer Begriff. Wir sahen, wie naturhaft-elementar die Ethik Machiavellis und sein eigenes nach ihr geführtes Leben überhaupt war. Virtù erwächst nicht aus dem dualistischen Kampfe des freien sittlichen Willens gegen das Böse, sondern aus der reichen und widerspruchsvollen Natur des Menschen, in der er mit unheimlich scharfem Blicke Gutes und Böses dämonisch nebeneinander leben und oft ineinander übergehen sah. Und man handelt, so war seine sehr deterministische Meinung, immer so, wie man durch die eigene Natur gezwungen wird. „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen." Virtù war ihm also eine Naturkraft, die kostbarste Kraft, die die Natur dem Menschen verliehen hat, gleichsam das Gold inmitten des unedlen Gesteins. Und ebenso wie dieses zwar selten ist, aber in seiner Quantität sich nicht vermehrt und nicht vermindert, so ist auch, da die Welt ja immer dieselbe bleibt, dasselbe Quantum von virtù zu allen Zeiten vorhanden. Aber sie wandert von Volk zu Volk und führt jedes

von ihnen, solange sie ihm einwohnt, zu geschichtlicher Größe. Während sie in der alten Zeit immer je einem Volke in besonderem Maße einwohnte, hat sie sich, wie er meint, in der neuen Zeit verstaubt in viele Nationen.

Man ahnt danach schon, was virtù ihm letzten Endes bedeutet: Heldentum und Kraft zu großer geschichtlicher Leistung, zur Gründung blühender und mächtiger Staaten. Und nach allem, was wir schon gehört haben, muß sich diese virtù nun gabeln nach zwei Richtungen, in eine höhere, ursprünglichere und recht eigentlich schöpferische virtù, und in eine geringere, abgeleitete und mit Hilfe der höheren virtù geschaffene virtù — in die virtù der Wenigen und die virtù der Vielen, die der großen Staatengründer und Gesetzgeber und die der durch sie zur staatlichen Tüchtigkeit und Bürgertugend erzogenen Bevölkerungen. Auch auf diese Erziehung zur virtù legte er den höchsten Wert. Die Erziehung war es, sagte er einmal, die die Alten tapferer und freiheitsliebender als uns machte. Und Wiedergeburt gesunkener Völker, neues Leben, neue virtù kann nur werden „entweder durch die virtù eines Mannes oder durch die virtù einer Ordnung“, d. h. jenes Inbegriffs erzieherischer Veranstaltungen, die durch Gesetze, Verfassungen, Religion und Nationalheere gebildet werden.

„Die starken Republiken und die ausgezeichneten Menschen“, in diesem Begriffspaare vereinigte Machiavelli seine politischen und menschlichen Ideale. Wohl konnte er den Gedanken äußern, daß der gute Fürst sich selbst entbehrlich machen müsse durch gute Verfassung und Einrichtungen. Aber die eigensten und stärksten Töne schlug er doch an, wenn er von dem Heldentum der einzelnen sprach, denn in ihm konnten die neuen Werte der naturfrischen ungebrochenen Individualität, die die Renaissance entdeckt hatte, sich vereinigen mit der Idee der Regeneration seines gesunkenen Vaterlandes. Seine Helden sind keine idealen Tugendmenschen, sondern elementare Kraftmenschen, und er bewunderte nicht nur diejenigen, die ihre gewaltige Kraft in den Dienst ihres Vaterlandes stellten und als Gründer und Erneuerer von Staaten in ihren Werken fortlebten, sondern auch die unbändigen Naturen, die an das Verbrechertum streiften, aber „Größe des Geistes“, virtù, damit verrieten. Die mächtigen und furchtbaren Gestalten Michelangelos und Bramantes lebten auch in seiner Phantasie. Aber so naiv und ursprünglich auch seine ästhetische Freude an ihnen war — letzten

Endes sollte sein Heldentum doch seinem politischen Idealismus dienen. Wenn ein Fürst den Ruhm der Welt sucht, brach er einmal mit tiefster Empfindung heraus, so muß er sich einen verrotteten Staat, eine città corrotta, wünschen, nicht um sie zu ruinieren wie Cäsar, sondern um sie neu zu ordnen wie Romulus. Wahrhaftig, die Himmel könnten den Menschen nicht größere Gelegenheit zum Ruhme geben, und die Menschen könnten sich keine größere Gelegenheit dazu ersehnen.

Über der bloßen elementaren virtù des Kraftmenschen erhob sich ihm also das höhere Ideal einer virtù ordinata — ein oft bei ihm wiederkehrendes Wort, in dem gewissermaßen die unregulierte Kraft des Mittelalters zur rationalisierten Kraft des modernen Staates wird. In solchen Lieblingsausdrücken spiegelt sich das, was seinen Geist am stärksten bewegte, ganz unwillkürlich ab. Sie sind vielleicht das untrüglichste Erkenntnismittel, um sein eigentliches und höchstes Wollen zu scheiden von dem, was nur Mittel zum Zweck oder nur seine weitere Auswirkung und Konsequenz war.

Das Ideal der virtù ordinata aber schließt es aus, daß Machiavelli die Macht nur um der Macht willen suchen, fördern und verherrlichen konnte. Darum schied er genau zwischen Tyrannen und wahren Fürsten und Helden, zwischen dem Typus Cäsar, den er, wie fast durchweg die Renaissance, in falscher klassizistischer Beleuchtung sah, und dem Typus Romulus. Er konnte wohl auch an Tyrannen das, was von virtù in ihnen oder was vorbildlich für rationelle Politik war, bewundern. Aber Tyrann blieb Tyrann, weil er letzten Endes seinen Staat nicht aufbaute, sondern zerstörte. Machiavellis Machtbegriff hat, wenn man den Blick vom einzelnen auf das Ganze richtet und die bösartigen Kapitel des Principe in dieses einordnet, einen durchaus positiven Sinn und Inhalt. Die Macht soll den Staat so aufbauen und ordnen, daß dieser, wofern nur die Substanz des Volkes nicht schon zu verderbt dafür ist, auch ohne den Baumeister weiterleben kann. Der gute Fürst soll sich ja, wie wir hörten, selber entbehrlich machen durch die guten Ordnungen und Gesetze, die er hinterläßt. Aber um die Macht, die er zum Aufbau braucht, zu erlangen und zu behaupten, ist ihm allerdings jedes, auch das häßlichste Mittel erlaubt. Darum ist es, von seinen Voraussetzungen wenigstens aus, kein Widerspruch, wenn er das eine Mal den Fürsten von der Verpflichtung zu Treu und Glauben losspricht und ein anderes Mal vom guten Fürsten

verlangt, daß er streng nach dem Gesetze regiere. Auch die Laufbahn seines rationellen Wüterichs Cesare Borgia läßt er im 7. Kapitel des Principe in einer durchaus positiven staatsbildenden Leistung gipfeln. Denn er erzählt, daß es ihm in der Romagna gelang, sich „geliebt und gefürchtet zu machen beim Volk" und „mit neuen Einrichtungen die alten Ordnungen zu erneuern".

Der Weg zur Macht ist schmutzig, das Ziel der Macht ist rein. Man mag ihm von moderner Empfindung aus immer wieder entgegenhalten, daß der einmal ins Haus getragene Schmutz nicht wieder hinauszubringen sei, daß die von ihm verlangte Religiosität und Gesetzlichkeit in einem Staate nicht innerlich Wurzel schlagen können, dessen Machtgrundlagen durch Mißachtung von Religion und Gesetz geschaffen seien. Aber diese innerlich feine sittliche Empfindung hatte Machiavelli eben nicht. Unethisch war er nicht, aber seine Ethik war naturalistisch und mechanisch zugleich und konnte darum hoffen, auch auf mechanischem Wege den Schmutz aus dem Innern des Hauses wieder zu entfernen und durch die singuläre virtù der Wenigen die ersehnte allgemeine virtù der Vielen zu erneuern.

Der mechanische Zug seiner Ethik aber reichte nicht in die Tiefen seiner Seele hinab. Die Meinung, die Menschen durch Zwang und Organisation sittlich zu heben und staatsfähig zu machen, entsprang den furchtbaren Eindrücken der Zeit, dem Anblick der sittlichen Entartung seiner Zeitgenossen, war verzweifelte Zusammenbruchsphilosophie, aus Menschenverachtung und Idealismus zusammengesetzt. Sein Idealismus aber entsprang einem heroischen Grundgefühle, dem tiefsten, das große, aber religiös entwurzelte und der Stütze des Gottesglaubens beraubte Naturen erfüllen kann: dem Kampfe des Menschen gegen das Schicksal, der virtù gegen die fortuna. Über die Rätsel der Fortuna sannen seine Landsleute schon seit Dante nach, kamen aber dabei meist aus konventionellen und abergläubischen Vorstellungen nicht heraus. Machiavelli bohrte sich auch in dies Problem tiefer hinein, und was er darüber sagt, hat einen eigenen und oft erschütternden Klang. Virtù und fortuna werden zuweilen fast zu dämonischen Personifikationen hinaufgesteigert. Mit innerster Erregung hat er zweimal in großem tragischen Stile, an Cesare Borgia und an Castruccio Castracani, geschildert, wie virtù an fortuna scheitert, wie Menschenwitz und Menschenlist und höchste konzentrierte Kraft vom Gipfel des Er-

folges jählings hinabgestürzt werden in Tod oder Verderben. Dann wieder versenkte er sich in das Geheimnis, wie fortuna die ganz eigenen unumgänglichen und unersetzlichen Voraussetzungen und Konstellationen schafft, unter denen allein die besondere virtù des Menschen sich entfalten kann. Solche verführerischen Spekulationen konnten in einem einschläfernden Fatalismus und im Sternenglauben enden. Machiavelli sah wohl, daß seine Zeitgenossen im Wirbelsturm der Ereignisse, die aller menschlichen Berechnung spotteten, dazu neigten, die Hände in den Schoß zu legen und sich vom Schicksal treiben zu lassen. Aber er zerriß das Gespinst, das sich auch über seinen Geist zu legen drohte, mit kräftiger Hand und proklamierte den Aufstand der virtù gegen die fortuna. Die Fürsten Italiens schalt er, daß sie nur deshalb ihre Sache auf fortuna stellten, weil sie keine virtù in sich hätten. „Sie wollen, daß jene sie meistere, statt selbst sie zu meistern." Fortuna, lehrte er im Principe, beherrscht nur die eine Hälfte des Lebens; die andere Hälfte, oder doch nur wenig weniger, hat sie uns zur Herrschaft überlassen. Und einer der einfachen und großen Grundgedanken seines Geistes war es nun, daß diese Grenze zwischen fortuna und virtù, zwischen Schicksalszwang und eigenem freien Handeln sich zurückschieben lasse, Schritt für Schritt, durch zähes Anstemmen der virtù, oder wie er es in dem übermütigen Bilde des 25. Kapitels im Principe sagt: fortuna ist ein Weib; man muß sie schlagen und stoßen, wenn man sie haben will, und sie läßt sich lieber von den Kühnen und Wilden, als von den Lauen vergewaltigen. Wir sahen, daß Machiavelli eine elementare Wildheit als Grundsubstanz der virtù wohl schätzte, aber ihre Rationalisierung zur virtù ordinata verlangte. Und so gehört zum Kampfe der virtù gegen die fortuna auch das, daß man sie belausche und belauere in ihren fließenden und wechselnden Gestalten, mit anderen Worten, daß man mit genauester Berechnung die Methoden des eigenen Handelns der jeweiligen besonderen Konstellation anpasse. Machiavelli predigte den höchsten Relativismus im politischen Handeln, die höchste Flüssigkeit und Verwandlungsfähigkeit der Taktik, und belächelte den Glauben an absolut und überall gültige Rezepte der Staatskunst.

Nun aber steht, was in der Regel kaum beachtet wird, diese heroische Lehre vom Kampfe der virtù gegen fortuna im engsten psychologischen Zusammenhange mit dem, was man den spezifischen

Machiavellismus nennt, nämlich der moralischen Skrupellosigkeit im politischen Handeln. Machiavelli stellte mit ungeheurer Energie den Erfolg in den Mittelpunkt des staatsmännischen Handelns. „Die großen Männer nennen Schande das Verlieren, nicht das mit Betrug Gewinnen", läßt er in den Florentinischen Geschichten den Francesco Sforza denken. Wir erinnern uns auch der Charakteristik, die er dem sterbenden Castruccio Castracani widmet. Es ist, als ob er beim Ringen des Helden mit dem launischen Schicksal meine, daß der Held, pour corriger la fortune, ein Recht, einen Anspruch darauf habe, zu allen Mitteln, die in seiner Gewalt liegen, zu greifen. Denn immer gilt es, das Reich der fortuna einzuengen durch das, was der Mensch durch eigene Kraft und Kunst vermag. Darum gehört auch der Gebrauch von unmoralischen Mitteln zu der großen Aufgabe der virtú, mit dem Schicksal zu ringen. Wieder sieht man den durchaus naturalistischen Grundcharakter seiner virtù. Naturgewalten sind sie beide, fortuna und virtù, und das elementare, jenseits von Gut und Böse stehende Wesen der fortuna überträgt sich auch auf die virtù. Aus dem Erdendrama ihres Kampfes miteinander weht uns eine fremdgewordene, heidnische Luft an. Aber kann nicht vielleicht die Machiavellische Denkweise eben deswegen von dem modernen Historismus besser verstanden werden, weil auch dieser mehr und mehr gelernt hat, die elementaren und dunklen Gewalten der Geschichte illusionslos anzuschauen und ihre untrennbare Lebensgemeinschaft mit den ideellen Gewalten, wenn auch mit innerem Widerstreben, anzuerkennen?

Auch Machiavelli sah tief hinein in die Verflechtung von Gut und Böse, Leben und Tod, Heilmittel und Gift. Dieselben Einrichtungen im Staate, die notwendig sind, um die Korruption zu hemmen, können selbst der Korruption verfallen, denn „in jedem Dinge ist ein ihm eigenes Übel verborgen". Dann müsse man eben mit „neuen Ordnungen", die die virtù der großen Männer sich ausdenkt, dem Übel wieder zu steuern versuchen. So ringt sich aus allem elementaren Geschehen immer wieder das Ideelle empor, der unermüdliche, von den großen Persönlichkeiten getragene Wille des Menschen, Staaten zu schaffen, die von virtù beseelt sind — koste es, was es wolle. Faust, der die Hütte des Philemon und Baucis niederbrennen läßt und Raum schafft für Millionen, wäre ganz in Machiavellis Sinne gewesen. Mußte nicht Moses, sagt er einmal, um den Neid seiner Volksgenossen zu besiegen und seine Gesetze

und Ordnungen zur Anerkennung zu bringen, unzählige Menschen töten?

Sagen wir gerade heraus, was wir meinen, um das Rätsel des Principe zu lösen: Moses und Romulus und ihresgleichen, nicht Cesare Borgia und seinesgleichen, sind die wahren und eigentlichen Helden dieser Schrift, — in dem Sinne, in dem er selbst sie einführt, daß man sie als höchste, ideale Vorbilder wählen müsse, um von ihrer virtù, wenn man sie auch nicht erreichen könne, wenigstens einen Geruch anzunehmen. Dem 7. Kapitel, das die furchtbaren Machtmethoden des Cesare Borgia entwickelt und zur Nachahmung empfiehlt, geht das 6. Kapitel voraus, das, wie ein Lied im höheren Chore einsetzend, jene großen Staatengründer, Nationalhelden und Volksbefreier auftreten und ihr Werk schaffen läßt. Wer dies Kapitel aufmerksam liest und die Leidenschaft, mit der es geschrieben ist, auf sich wirken läßt, wird nicht mehr der Behauptung zustimmen können, daß die Schrift vom Fürsten lediglich Ratschläge für die Begründung eines italienischen Kleinfürstentums geben wolle. Die Disposition aber, nach der die beiden Kapitel aufeinander zu folgen haben, entspringt dem Machiavellischen Grundgedanken vom Kampfe der virtù mit der fortuna, angewandt auf die spezielle Aufgabe der Schrift, die Staatskunst des Fürstentums und insbesondere des neu zu gründenden Fürstentums zu lehren. Kapitel 6 behandelt den größten und schönsten Fall „von den neuen Fürstentümern, die durch eigene Waffen und virtù erworben werden"; Kapitel 7 den minder großen und schönen Fall „von den neuen Fürstentümern, die mit Hilfe fremder Waffen und durch fortuna erworben werden". Aber so spitz ist der Gegensatz zwischen den beiden Fällen tatsächlich doch nicht gemeint. Auch Moses und Romulus brauchten die fortuna, denn ohne die singuläre Gelegenheit, die diese ihnen gab, wäre ihre virtù ungenutzt am Boden liegen geblieben. Und wiederum Cesare Borgias Beispiel soll lehren, wie man der fortuna, auf die er ursprünglich allein angewiesen war, allmählich schrittweise Terrain abgewinnt durch eigene virtù. Die beiden Kapitel sind also eng ineinander verflochten. Es wäre falsch, das 6. Kapitel als bloßes ideales Schmuckstück der Schrift anzusehen und zu meinen, daß ihr eigentlicher Nerv im Kapitel 7 liege. Es wäre auch falsch, in Kapitel 6 lediglich die theoretischen Vorbilder des neuen Fürstentums zu sehen im Gegensatz zu dem praktischen Vorbilde des Kapitel 7. Gewiß lehrt Cesare Borgias Beispiel die

aktuellen und im Augenblick allein möglichen Methoden, wie ein italienischer Fürst, eingekeilt zwischen die eingedrungenen fremden Mächte und allenthalben abhängig von ihnen und von außer ihm liegenden Faktoren überhaupt, durch virtù ordinata sich schließlich doch eine unabhängige und freie Machtstellung erwerben kann. Aber dieses Ziel ist im Kapitel 6 schon wie durch eine Signalfahne gesteckt, und das Kapitel 7 soll die Stufen zu ihm hin schlagen, den harten Weg zu ihm bauen. Und was wohl durchschlagend ist: Kapitel 6 enthält doch nur Gedanken und Vorbilder, die dann in den Discorsi wieder und wieder auftreten. Man müßte die ganze Gedankenwelt der Discorsi und ihr Grundthema, die Regeneration gesunkener Völker durch starke und weise Fürsten und Gesetzgeber, als bloße ideologische Träumerei ansehen, wenn man die großen Gestalten des Kapitels 6, Moses, Romulus, Cyrus und Theseus, lediglich als rhetorische Attrappen erklären wollte.

Kapitel 6 aber, bestätigt durch den breiten Unterbau der Discorsi, den Machiavelli ihm nachträglich schuf, bestätigt nun wiederum das heiß umstrittene Schlußkapitel 26 des Principe, den Aufruf an die Medicis zur Befreiung Italiens. Hermann Baumgarten, der ausgezeichnete Geschichtschreiber Karls V., meinte zwar, daß diese warme patriotische Phantasie mit dem Grundgedanken des Principe, diesem Werke der kältesten und unbarmherzigsten Analyse, nichts zu tun habe. Als ob nicht gerade das virtù-Ideal Machiavellis darin bestanden hätte, kälteste Analyse mit leidenschaftlichem, großem Wollen zu vereinigen. Wohl hat nun Baumgarten, wie wir im Anhange zeigen werden, recht darin, daß das Kapitel 26 der ursprünglichen Gestalt der Schrift nicht angehört hat, aber diese ursprüngliche Gestalt, wie sie im Dezember 1513 vorlag, hat wahrscheinlich überhaupt nur die ersten elf Kapitel umfaßt. Also sind auch gerade die kältesten und unbarmherzigsten Stücke der Schrift, die spezifisch machiavellistischen Kapitel 15—18, erst durch die allmähliche Erweiterung der Schrift hinzuerwachsen. Und durch die Auflösung der literarischen Einheit der Schrift wird keineswegs ihre innere gedankliche Einheit aufgelöst. Wie das Cesare-Borgia-Kapitel 7 mit den später angefügten Kapiteln 15—18 innerlich korrespondiert, so das Kapitel 6 mit dem Schlußkapitel 26. Ja, dieses knüpft sogar unmittelbar an das 6. Kapitel wieder an und ruft noch einmal die großen Erscheinungen des Moses, Cyrus und Theseus als die Befreier ihrer Nationen wach. Die beiden aufeinandergefügten Stufen seiner

Lehre, der schmutzige Weg zur Macht und das reine große Ziel der Macht — man könnte auch sagen die Taktik und die Strategie seines Programms — begegnen also neben und miteinander ebensowohl in der Urform des Principe, wie in der späteren Erweiterung, wie auch in den Discorsi, wie eben überhaupt in Geist und Seele Machiavellis. Überall und immer prägt sich der Gegensatz zwischen seinen Mitteln und Zwecken, aber auch ihre innere Zusammengehörigkeit und Einheit aus, die wir begreiflich zu machen versucht haben. Er ist nicht rätselhafter als die Natur des Menschen überhaupt, der er überall zu folgen glaubte, wenn er zwischen niederer und hoher Minne hin und her ging und bald das gemeine Bauernkleid, bald das königliche Festkleid sich wählte.

* * *

Wenn der Leser Machiavellis, der nicht den ganzen Zusammenhang seines Wesens vor Augen hat, doch leicht wieder irre wird an seinem Idealismus, so liegt das nicht nur an der altertümlich-naturhaften, unmodernen und deshalb schwer verständlichen Art seines Idealismus, sondern auch an einer Eigenschaft seines Denkens, die ihn groß macht, aber oft auch widerspruchsvoll erscheinen läßt. Immer wollte er selbst denken und das von ihm selbst schon einmal Gedachte nicht einfach wiederholen. Immer strebte er nach allgemein gültigen Lehrsätzen, nach einer regola generale. Obgleich er wußte, daß alle Mittel der Staatskunst relativ sind und jeder politische Entschluß die Wahl zwischen zwei Übeln ist, gab er doch nicht nur in seinen theoretischen Betrachtungen, sondern auch in seinen praktischen Anweisungen dieser Neigung zum Axiomebilden nach, — gewiß auch aus dem Gefühle heraus, daß der Staatsmann, um fest und stark zu handeln, so handeln müsse, als ob er nach Axiomen handle. Und immer strebte er deswegen nach dem, was er die Medicina forte nannte, nach durchgreifenden, radikalen Mitteln, und verachtete die flauen und halben Rezepte. Sein starkes Denken forderte immer auch ein starkes Wollen. Und weil er immer von neuem Sturm lief auf seine Probleme und doch jedesmal aus einem etwas anderen Zusammenhange, aus einer etwas anderen Richtung her den Weg sich suchte, den er furchtlos zu Ende gehen wollte, — so ist es nicht selten, daß die Linien dieser Wege sich zuletzt kreuzen. Er kann das eine Mal, von der Gelegenheit und der Lust zur Abstraktion und Konsequenzmacherei verführt, einen

krassen Satz wagen, dessen Inhalt er das andere Mal merklich mildert. Er ist imstande, bei verschiedenen Gelegenheiten für denselben Fall verschiedene Rezepte zu geben. Schwere und unheilbare Widersprüche prinzipieller Art dürften ihm dabei kaum nachzuweisen sein, und die Grundfarbe seiner Meinungen und Ratschläge bleibt immer dieselbe. Aber man darf nun auch nicht in jedem seiner radikalen Sätze ein endgültiges und unumstößliches Bekenntnis sehen. Im 5. Kapitel heißt es: „Wer Herr einer Stadt wird, die gewohnt war, frei zu leben, und sie nicht vernichtet, mache sich gefaßt darauf, von ihr selbst vernichtet zu werden." „Ist es denkbar," fragte dazu Baumgarten, „daß er diesen Rat einem Manne gegeben haben würde, der nach seiner Ansicht die Aufgabe hatte, sich zum Herrn und Befreier Italiens zu machen? Über die Ruinen wie vieler Städte hätte dieses Ungeheuer hinwegschreiten müssen, um ein verwüstetes Italien zu befreien?" Aber schließlich muß Baumgarten selber zugeben, daß der aus diesen Worten herauszulesende Rat an die Medicis, Florenz zu zerstören, nicht ernst gemeint gewesen sein könne. In der Tat wollte Machiavelli an dieser Stelle, wo von der Unterwerfung freier Stadtstaaten zu sprechen war, nur den unauslöschlichen Freiheitsgeist des echten Stadtstaates, die Unsterblichkeit der Polis, zur Anschauung bringen und hat das am Schlusse des Kapitels mit Worten von monumentaler Größe getan. Im übrigen aber hat er in anderen Zusammenhängen auch sehr viel mildere Methoden zur Behandlung unterworfener Freistädte behandelt und gebilligt und denjenigen, der sie zerstören wolle, orientalischer Barbarei geziehen (Disc. II, 2 u. 21).

Machiavelli konstruierte also zuweilen im luftleeren Raume. Es sind gewissermaßen Hilfskonstruktionen, Arbeitshypothesen, die er sich erlaubte, und die er nicht dauernd festhielt. Er wollte zwar immer nur das aussprechen, was wirklich ist, und keine imaginären Dinge sagen und anraten, aber er wäre nicht zu seiner Größe gediehen, wenn er bloßer Empiriker geblieben wäre. Wirklichkeitssinn und Abstraktionsvermögen und Leidenschaft in einem wie im anderen mußten dafür zusammenwirken. Dann aber muß man es auch hinnehmen und verstehen, daß die Funken dieses Feuers zuweilen überspritzten.

Er wollte auch eine Art von Generalstabsübung aus seiner Staatskunst machen. Wie muß man, war seine stete Frage, handeln, wenn man in einer bestimmten Situation steht und einen bestimmten

Zweck erreichen will. Und es reizte ihn, sich in die mannigfachsten Situationen und Rollen zu versetzen und das selbstgewählte Exempel dann haarscharf durchzurechnen. Er identifizierte sich also keineswegs immer innerlich mit der Sache, als deren Berater er auftrat. Die Discorsi enthalten im 2., 3. und 6. Kapitel des 3. Buches ein charakteristisches Gegenstück zum Principe. Wie hier ein Lehrbuch für den neuen Fürsten, wird dort ein kleines Kompendium für Fürstenfeinde, Freiheitshelden und Verschwörer gegeben und mit derselben Sachlichkeit das Interesse des Fürsten wie des Freiheitsmannes zusammengefaßt in den Worten: „Und wer eine Tyrannis gründet und den Brutus nicht tötet, und wer einen freien Staat gründet und die Söhne des Brutus nicht tötet, hält sich nur eine kurze Zeit oben.“ Auch dieser Sporteifer in der Durchführung der jeweiligen Aufgabe macht es verständlich, daß das Kapitel 6 und das Schlußkapitel des Principe so wesentlich anders zu klingen scheinen, als die Kapitel, die die Schrift berüchtigt gemacht haben.

Diese Erwägung soll nicht etwa die Schärfen seines spezifischen Machiavellismus überhaupt abzuschleifen und die Bösartigkeit der in ihm enthaltenen Lehren zu mildern versuchen. Die Ernsthaftigkeit und Endgültigkeit der einzelnen Rezepte kann man, wie der Fall des Kapitels 5 des Principe zeigt, bezweifeln. An der rücksichtslosen Grundgesinnung, der sie entstammen, ist nicht zu zweifeln. Ebensowenig aber auch an den großen Zielen, denen sie nach seinem Wunsche letzten Endes dienen sollten.

Man kann ihn also nur dann recht verstehen, wenn man sich klar macht, daß unter und neben dem großen Hauptziele der Regeneration seines Vaterlandes auch noch mannigfache und nicht immer miteinander übereinstimmende Nebengedanken sich in ihm regen konnten, denen er aus Lust am Denken, am Theoretisieren, am Durchrechnen interessanter Aufgaben nachhängen konnte. Und warum sollten zu dieser Art von Nebengedanken nicht auch solche praktischer, persönlicher, egoistischer Natur getreten sein. Machiavelli hielt es ja für keine Schande, auf seinen Vorteil klug bedacht zu sein. Er brauchte die Gunst der Medicis, der neuen Machthaber in Florenz, um aus seiner elenden Lage herauszukommen, und die Schrift vom Fürsten war ganz zweifellos mit dazu bestimmt, sie ihm zu erwerben. Sein Freund Vettori hatte ihm am 12. Juli 1513 aus Rom gemeldet, daß Papst Leo X. danach strebe, seinen Verwandten Herrschaft zu verschaffen, so wie es die früheren Päpste auch gemacht hätten. Man

sähe es aber auch daraus, daß die Seinigen sich wenig um Florenz kümmerten, denn dies sei ein Zeichen, daß ihnen der Sinn nach sicheren Herrschaften stehe, in denen sie nicht fortwährend daran denken müßten, die Leute einzuwiegen. Diese Mitteilung war es vermutlich, die Machiavelli auf den Gedanken brachte, einen Traktat über Fürstentümer und insbesondere über die Gewinnung und Behauptung neuer Fürstentümer zu schreiben und den Medicis vorzulegen. Als er ihn im ersten Entwurfe beendet hatte, schrieb er an Vettori am 10. Dezember 1513: „Einem Fürsten, und vor allem einem neuen Fürsten, dürfte er willkommen sein, deshalb widme ich ihn Seiner Magnifizenz, dem Giuliano", dem Bruder des Papstes. In den nächsten Jahren verdichteten sich die Gerüchte dahin, daß Giuliano Herr von Parma, Piacenza, Modena und Reggio werden solle, und Machiavelli knüpfte an dieses Gerücht, das er Vettori am 31. Januar 1515 mitteilte, Betrachtungen an, die sich mit wesentlichen Ausführungen seiner Schrift, vor allem darin, daß er Cesare Borgia als ein Vorbild für neue Fürsten aufstellte, deckten. Man sieht von neuem, wie aktuell die Veranlassung der Schrift war. Es steht damit nicht in Widerspruch, daß die Schrift selbst alles Aktuelle vermeidet und keine direkten Vorschläge für die besondere Lage und Aufgabe des Giuliano enthält. Denn Machiavelli konnte auch durch ein nur theoretisch gehaltenes Handbuch für neue Fürsten die Gunst Giulianos zu gewinnen hoffen und konnte gerade vielleicht meinen, daß es nicht geschickt und taktvoll sei, sich als unerbetener Ratgeber für Dinge aufzudrängen, deren Detail noch das tiefste Geheimnis der Handelnden war. Machiavelli konnte z. B. gar nicht wissen, ob die Pläne der Medicis mehr auf Florenz oder wie Vettori 1513 vermutete, auf andere Objekte gingen. Ein allgemeiner theoretischer Traktat über das Ziel Giulianos konnte ihm leichter den Weg zu ihm bahnen, als ein praktisches Memoire, das vielleicht ganz danebenhieb. Übrigens fehlt es in der Schrift nicht an mancherlei verhüllten Ratschlägen und Winken für die Medicis[1]).

Nun ist aber die Schrift in ihrer endgültigen Gestalt, in der wir sie allein kennen, nicht, wie bei ihrer ersten Redaktion geplant war, dem Giuliano, sondern seinem und des Papstes Neffen Lorenzo gewidmet, wobei es aber zweifelhaft bleibt, ob sie dem Lorenzo jemals überreicht worden ist. Es könnte, wie man vermutet hat, vielleicht

[1]) Ranke hat darauf schon 1824 (zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 198) in einer Ausführung, die er 1874 weggelassen hat, hingewiesen.

geschehen sein, nachdem Giuliano 1515 Florenz verlassen hatte und als Lorenzo vom Papste zum Vizekapitän der Kirche ernannt, am 12. August 1515 in Florenz die Zeichen seines Amtes erhielt. Jedenfalls muß die Umwidmung spätestens nach dem Tode Giulianos (17. März 1516) und vor dem 18. August 1516 erfolgt sein, weil Lorenzo, der an diesem Tage zum Herzog von Urbino ernannt wurde, in der Widmung Machiavellis noch nicht mit diesem Titel erscheint. Auch Lorenzo starb schon 1519.

Es kommt auf die Gründe der Umwidmung vielleicht nicht so sehr viel an. Mit beiden, sowohl mit Giuliano wie mit Lorenzo hatte der Papst große Dinge vor. Beider Zukunft beschäftigte lebhaft die Phantasie der Zeitgenossen. Es kommt deshalb auch darauf nicht so sehr viel an, ob sie beide, was man bezweifeln kann, der großen und schweren Aufgabe, die das Schlußkapitel des Buches den Medicis stellte, wirklich gewachsen waren. Sie waren, wie die Dinge in Italien lagen, jedenfalls die einzigen, die für diese Aufgabe in Frage kamen. Wenn Machiavelli nach Fürsten suchte, die Italien befreien und dem befreiten Italien neue staatliche Lebenskraft geben konnten, so konnte er an ihnen gar nicht vorübergehen, sondern mußte sich an denjenigen von ihnen halten, der ihm im Augenblicke aus inneren oder äußeren Gründen dazu am geeignetsten erschien. Motive seines persönlichsten Interesses und Motive seines höchsten politischen Idealismus wirkten also zusammen mit seinem Bedürfnisse und seiner Neigung zu tieferer theoretischer Untersuchung, um die Schrift hervorzubringen.

Daran kann man auch nicht irre werdem, wenn in der Tat, wie Leo und Baumgarten vermuteten und wir zu bestätigen hoffen, das Schlußkapitel nicht in der ursprünglichen Redaktion der Schrift enthalten gewesen sein sollte. Wir stellen uns den inneren Hergang bei der Entstehung der Schrift also etwa folgendermaßen vor: Als Machiavelli im Sommer 1513 von dem Plane des Papstes, neue Fürstentümer für seine Verwandten zu gründen, hörte, hat er zunächst ihnen nur ein Brevier von allgemeinen Regeln für ihre begrenzte Aufgabe schreiben wollen und die Form eines theoretischen Traktats über die Staatskunst der Fürstentümer, insbesondere der neuen Fürstentümer, dafür gewählt. Aber die höheren Gedanken über eine politische Regeneration seines Vaterlandes lagen ihm schon im Sinne und flossen auch in seine erste Ausarbeitung mit hinein. Das beweist unwiderleglich das Kapitel 6. Doch über=

wiegt in dieser ersten Niederschrift, die bis Kapitel 11 gereicht haben muß, das Interesse an der politischen Technik des neuen Fürstentums, wozu schon aus Rücksicht auf die Stellung der Medicis in Florenz auch eine Erörterung über das Bürgerfürstentum (Kap. 9) gehörte und um der systematischen Vollständigkeit willen auch eine Erörterung über die geistlichen Fürstentümer (Kap. 11) trat. Damit war der Traktat de principatibus, so wie ihn Machiavelli in seinem Briefe an Vettori vom 10. Dezember 1513 beschrieb, fertig. Aber schon im Augenblicke des Abschlusses drängten, wie jener Brief beweist, die einmal in Fluß gekommenen Gedanken ihn weiter. Es war noch so viel zu sagen über das Thema, daß eine Gruppe von Kapiteln nach der anderen entstand und dem ursprünglich sehr straff disponierten Traktate mit lockeren Übergängen angefügt wurde. Dabei vertieften und verschärften sich ihm die in den ersten 11 Kapiteln gewonnenen Einsichten. Man spürt die Freude, das Neue, was er seinen Zeitgenossen zu sagen hatte, recht gründlich und mächtig herauszubringen, wenn man etwa den Eingang des 15. Kapitels liest. Ein leidenschaftlicher und radikalerer Geist weht uns entgegen. Und Machiavelli war radikal auf jedem Wege, den er jeweilig ging. So kommt es, daß — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — sowohl die unmoralischen wie die moralischen Gedanken Machiavellis gerade in der zweiten Hälfte der Schrift ihren intensivsten Ausdruck gefunden haben. Das unmoralische Element, das, was man den spezifischen Machiavellismus nennt, kulminiert in den Kapiteln 15 bis 18. Das moralische Element, der Schmerz über den Zusammenbruch der italienischen Freiheit, der Zorn über die Schlaffheit der italienischen Fürsten, der große Gedanke des Kampfes der virtù mit der fortuna bricht sich in immer mächtigeren Wogen von Kapitel 24 an durch. Und das umstrittene Kapitel 26, der Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien, ist nur die letzte und stärkste dieser Wogen, greift wieder auf, was im 6. Kapitel schon keimhaft enthalten war, und muß so durchaus als das organische Schlußstück der gesamten, in der Schrift lebendig gewordenen Gedankenwelt gelten. Und wie die Dissonanzen, die innerhalb dieser Gedankenwelt bestehen, zu bewerten und zu einer höheren Einheit zu verknüpfen sind, haben wir zu zeigen versucht.

Nur noch zwei miteinander zusammenhängende Fragen bleiben, über die der Leser des Principe sich Beruhigung verschaffen muß. Das Schlußkapitel fordert die Medicis auf, sich „zum Haupte der

Erlösung Italiens" zu machen. Das Mittel zur Befreiung soll sein das von Machiavelli immer wieder unermüdlich gepredigte, die Reorganisierung des Heerwesens, die Schaffung „eigener Waffen" durch Bildung einer nationalen Miliz. Soweit ist alles klar und vollkommen bestätigt durch sein sonstiges Denken und Handeln. Wie aber dachte er sich die praktische Ausführung? Nach den Hauptteilen der Schrift zu urteilen, mußten die Medicis von der Basis eines neu zu gründenden, größeren Fürstentums in Italien aus die Heeresreform und das ihm folgende Befreiungswerk versuchen. Das Schlußkapitel aber geht weiter und setzt seine Hoffnung nicht nur auf die physische Macht des neuen Fürsten, sondern auch auf die Begeisterung der ganzen italienischen Nation. „Welche Tore würden sich ihm verschließen? Welcher Italiener würde ihm den Gehorsam verweigern?"

Dazu stehen nun in schneidendem Widerspruche zwei briefliche Äußerungen Machiavellis an Vettori aus den Jahren 1513 und 1514, die den Gedanken an eine freiwillige Einigung der Italiener zur Verjagung der Fremden als eine lächerliche Illusion behandeln. „Selbst wenn die Häupter sich einigten, würde das zu nichts helfen, weil wir keine Soldaten haben, die auch nur einen Pfennig wert sind." Soll man deshalb die Worte des Schlußkapitels als bloße rhetorische Floskel ansehen, wie es geschehen ist? Der wahre Machiavelli steckt weder in der einen noch der anderen Äußerung allein, sondern in beiden zusammen. Leidenschaftliche Naturen wie er, in denen das kritische Denken ebenso stark entwickelt war, wie das große Wollen, wägen nicht in jedem Augenblick das eine wie das andere peinlich gegeneinander ab, sondern freuen sich an der Übertreibung und fordern und behaupten gern das Doppelte, um das Einfache zu erreichen. Wie es Machiavelli selber ausdrückt im 6. Kapitel des Principe: Man muß es machen wie der Schütze, der, um ein fernes Ziel zu treffen, höher anlegt, als dieses zu liegen scheint. Derselbe Machiavelli, der in jenem Briefe an Vettori vom 10. August 1513 seinem Volke die militärische Tauglichkeit absprach und kurz zuvor, 1512, den kläglichen Zusammenbruch der eigenen, von ihm geschaffenen florentinischen Miliz erlebt hatte, hat dennoch durch sein ganzes Leben an dem Traume der Nationalmiliz festgehangen.

Die Einigung Italiens also, die ihm im Augenblicke als Trugbild erschien, konnte nichtsdestoweniger sein fernes, aber durchaus ernst gemeintes Zukunftsziel sein. In welchen Formen nun dachte

er sich diese Einigung? Das Schlußkapitel verrät nicht, ob nur ein vorübergehendes militärisches Bündnis unter der Führung der Medicis, ob eine dauernde, föderative Zusammenfassung oder gar eine straffe nationalstaatliche Einheit Italiens unter den Medicis gemeint war. Auch seine sonstigen Äußerungen führen zu keinem sicheren Ergebnis. Daß ihm der nationale Einheitsstaat überhaupt als etwas Großes und Wünschenswertes erscheinen konnte, ist sicher, denn er klagte in den Discorsi die Kirche an, daß sie Italien um das Glück und die Einheit gebracht habe, deren sich Frankreich und Spanien erfreuten, und bedauerte in der florentinischen Geschichte, daß Italien nach dem Zusammenbruche des Römerreichs „nicht ruhmreich unter einem virtuoso principato habe handeln können". Aber ebenso unzweideutig tritt auch eine Vorliebe Machiavellis für den Kleinstaat, insbesondere den republikanischen Kleinstaat hervor — denn je mehr Staaten, um so mehr kräftige Männer, also auch um so mehr virtù gäbe es (Arte della guerra). Man darf hier Machiavelli nicht mit modernem Maßstab messen und ihm Unsicherheit in den wichtigsten und höchsten Fragen nationalpolitischer Neugestaltung vorwerfen. Erst spätere Jahrhunderte haben diesen Fragen eine so prinzipielle und beinahe weltanschauliche Bedeutung gegeben und die geistige Kluft zwischen den Staatsformen vertieft. Das Streben der Völker nach nationaler Unabhängigkeit ist älter, ursprünglicher und elementarer als ihr Streben nach Einheit. Und Machiavellis politisches Denken ging, wie wir sahen, überall vom Elementaren und Naturhaften aus. Sein heißester politischer Wunsch war, die Fremden zu verjagen und neue virtù im nationalen Staatsleben zu schaffen. Ob dafür diese oder jene Staatsform geeigneter sei, war für ihn keine grundsätzliche, sondern eine Zweckmäßigkeitsfrage, die abhing von dem im Volke vorhandenen Maße von virtù. Er hatte Sinn sowohl für die Vorteile des monarchischen Großstaates wie des republikanischen Kleinstaates, wobei seine persönliche Neigung ohne Frage diesem galt. Aber er machte eben kein Dogma daraus. Die Erfahrungen der großen europäischen Machtpolitik hätten ihm vielleicht sagen können, daß Italien als monarchischer Großstaat seine einmal wiedererrungene Freiheit besser werde behaupten können als im Zustande der Kleinstaaterei. Aber zu einem solchen konsequenten Denken in großen europäischen Zusammenhängen ist Machiavelli, obwohl er die Voraussetzungen und die Ansätze dazu schon hatte, nicht gediehen. Das

Zusammenleben der Staaten untereinander konnte er als Diplomat und als interessierter Beobachter wohl immer scharfsinnig erfassen, aber sein tieferes und persönlicheres Nachdenken galt nicht ihm, sondern dem Einzelleben des Staates.

Man könnte noch fragen, warum er nicht wenigstens den republikanischen Großstaat für Italien erstrebt habe. Aber auch damit würde man ihn wieder modern vergewaltigen, denn der republikanische Großstaat wurde erst möglich durch Einführung des modernen Repräsentativsystems, das auf gleichem Rechte für alle Teile des Staates beruht. Wer aber, wie er, in der Luft des Stadtstaates lebte, konnte sich eine große Republik immer nur als die Herrschaft des einen Stadtstaates über andere Stadtstaaten vorstellen. Von allen Knechtschaften aber, urteilte er, ist die „härteste die, die dich einer Republik unterwirft". Eine Verbindung von Herrschaft und Föderation, wie sie das alte Rom dargestellt hatte, hielt er zwar für außerordentlich leistungsfähig, aber für unanwendbar auf seine Zeit. Eher schien ihm, wenigstens für Toskana, das Beispiel des alten etrurischen Städtebundes nachzuahmen möglich. Aber alle diese Erörterungen, die er im 2. Buche der Discorsi anstellte, haben einen etwas theoretischen Charakter und machen nicht den Eindruck, als habe er bewußt und eifrig nach der Form für eine republikanische Einigung Gesamtitaliens gesucht.

Begnügen wir uns also damit, zu sagen, daß Machiavelli die weitere Ausgestaltung des von den Medicis zu begründenden Fürstentums und die Frage, was aus dem von ihnen zu befreienden Italien werden solle, den lebendigen Kräften der Entwickelung überließ. Es wäre ein banales Lob für ihn, wenn man ihn wegen seines Verständnisses für den Wert der großen Nationalmonarchien zum Propheten des modernen Nationalstaates machen wollte. Viel höher steht der Ruhm, den er in Anspruch nehmen darf, den Weg zu den eigentlichen Elementen des Staatslebens als erster des Abendlandes erschlossen zu haben. Er tat es ebenso durch die Methode wie durch den Inhalt seiner Lehre. Seine Methode leistete das Doppelte, von der Konvention zur Erfahrung zu führen und das Erfahrene abstrahierend zu vergeistigen. Die so gewonnenen Begriffe necessità und virtù, die er mit dem mächtigsten Inhalte zu füllen wußte, umschließen das Große und Wahre, aber auch das Furchtbare, was er der modernen Menschheit zu sagen hatte.

Anhang zur Einführung

Über Entstehung und Komposition des Principe.

Schon Heinrich Leo hat in seiner Übersetzung der Briefe Machiavellis (1826), S. XIX, die Vermutung ausgesprochen, daß das Büchlein vom Fürsten erst bei der Umwidmung an Lorenzo „einer letzten Durchsicht unterworfen und mit jenem wunderlichen, mit dem übrigen Inhalt wenig zusammenhängenden letzten Kapitel ausgestattet ward". Hermann Baumgarten hat im Anhange zum ersten Bande seiner Geschichte Karls V. (1885, S. 522 ff.) dann die These aufgenommen und eingehend zu begründen versucht, daß das Schlußkapitel mit dem Grundgedanken der Schrift nichts zu tun habe und nachträglich angehängt worden sei, um durch diese pathetische Apostrophe auf Lorenzo oder einen seiner mächtigen Freunde eine Wirkung auszuüben. Die meisten Machiavelli-Forscher haben sich dieser Auffassung freilich nicht angeschlossen, aber Menzel in seinen Machiavelli-Studien (Grünhuts Zeitschrift für Privat- und öffentl. Recht, 29, 1902) hat noch neuerdings wieder geurteilt, daß das Schlußkapitel mit dem übrigen Inhalte der Schrift nur in einem sehr losen Zusammenhange stehe, daß keine Spur in den vorhergehenden Erörterungen auf diesen Schlußeffekt hindeute. Um das zu entkräften, genügt zwar schon ein Hinweis auf das 6. Kapitel. Aber die Frage, ob das Schlußkapitel der ursprünglichen Gestalt der Schrift angehört oder nicht angehört, läßt sich endgültig nur lösen durch eine spezielle Untersuchung der literarischen Komposition der Schrift und der Zeugnisse über ihre Entstehung.

Von diesen muß man ausgehen, um ein Bild von der ursprünglichen Gestalt der Schrift zu gewinnen. Sie sind ausschließlich enthalten in dem Briefe Machiavellis an seinen in Rom weilenden Freund Vettori vom 10. Dezember 1513: „Ich habe ein opuscolo de principatibus verfaßt, worin ich mich nach Kräften in die Gedanken über diesen Gegenstand vertiefe, indem ich disputiere, was ein Fürstentum ist, von welchen Arten (specie) sie sind, wie man

sie erwirbt, wie man sie erhält, weshalb sie verloren gehen. Und wenn Euch je einer meiner Einfälle zugesagt hat, so dürfte Euch dieser nicht mißfallen. Und einem Fürsten, und insbesondere einem neuen Fürsten, dürfte er willkommen sein. Deshalb widme ich ihn Seiner Magnifizenz Giuliano. Philippo Casavecchia (einer der Freunde M.s) hat es gesehen; er kann Euch über die Sache an sich und über die Erörterungen, die ich mit ihm darüber gehabt habe, berichten, obwohl ich die Schrift noch fett mache und feile (ingrasso e ripulisco)." Vettori erhielt dann auf seinen Wunsch eine Reihe von Kapiteln der Schrift zugesandt und urteilte am 18. Januar 1514 darüber, daß sie ihm sehr gefallen hätten, daß er aber nicht urteilen wolle, bevor er das Ganze gesehen habe.

Man muß nach dem Briefe vom 10. Dezember 1513 von vornherein mit der Möglichkeit rechnen, daß die damals im ersten Entwurfe vorliegende Schrift hinterdrein noch wesentliche Erweiterungen erfahren hat. Diese Erweiterungen können sowohl in die schon vorhandenen Kapitel eingeschoben worden sein, als auch aus ganz neuen, den ursprünglichen Kapiteln angehängten Teilen bestanden haben. Einschiebungen in die vorhandenen Kapitel sind, falls sie erfolgt sind, jedenfalls so geschickt vorgenommen, daß sie, von zwei kleinen noch zu besprechenden Ausnahmen abgesehen, heute nicht mehr zu erkennen sind. Wohl aber glauben wir eine Reihe von Kapiteln zu erkennen, die in dem ursprünglichen Entwurfe noch nicht enthalten gewesen sind.

Der Brief vom 10. Dezember 1513 gibt ja die Grundzüge einer wirklichen Disposition der Schrift. Vergleichen wir also, ob und wie weit die uns überlieferte Form der Schrift mit ihnen übereinstimmt.

Kapitel 1 handelt von den Arten des Fürstentums und den Arten ihrer Erwerbung im allgemeinen. Kapitel 2, auffallend kurz, von den erblichen Fürstentümern. Kapitel 3 leitet schon gleich zu dem hinüber, was ihm am meisten im Sinne liegt, dem principato nuovo, und bespricht in strenger Fortführung der Disposition zunächst die principati misti, die zusammengesetzt sind aus altem fürstlichen Besitz und neu hinzuerworbenem Lande. Bei dieser Spezies wird dann namentlich am Beispiel Ludwigs XII. von Frankreich auseinandergesetzt, wie man das Neue erwirbt, wie man es behauptet, wie man es verliert — ganz entsprechend dem Schema im Briefe vom 10. Dezember 1513. Kapitel 4 ist eine Digression zum Thema

des 3. Kapitels, daß neuer Besitz schwer zu behaupten sei. Warum habe denn dann, wird gefragt, die Alexander-Monarchie in Asien sich halten können? Die geistreiche Antwort lautet: Weil es ein despotischer Staat war, dessen Ruder leicht aus der Hand des einen Steuermannes in die des anderen übergeht. Kapitel 5 knüpft unmittelbar an Gedanken des 4. Kapitels an und behandelt die Frage, wie eroberte, früher autonome Gebiete zu behandeln seien — also auch ein Problem des Behauptens, des mantenere. Kapitel 6 bis 9 behandeln dann die schlechthin neuen Fürstentümer, und zwar eingeteilt nach der Art ihrer Erwerbung: a) durch eigene Waffen und virtù (Kap. 6), b) durch fremde Waffen und fortuna (Kap. 7), c) durch verbrecherische Methode (Kap. 8), d) durch Gunst der Bürger (Kap. 9). Überall wird, wie es der Brief verheißt, vom Erwerben, Behaupten und Verlieren gesprochen.

Kapitel 10 bringt dann eine zusammenfassende Betrachtung: Auf welche Weise die Kräfte aller Fürstentümer gemessen werden müssen.

Kapitel 11 handelt schließlich von den geistlichen Fürstentümern und gibt sich so inhaltlich als Nachtrag zu Kapitel 2—9, die die verschiedenen Spezies der Fürstentümer, ihre Erwerbung, ihre Behauptung und ihren Verlust behandeln. Kapitel 10, das dazwischenliegt, erscheint nach seinem Thema wie eine General- und Schlußbetrachtung, und Kapitel 11 beginnt dahinter: „Es bleibt uns gegenwärtig allein noch übrig (restaci solamente), über die geistlichen Fürstentümer zu handeln.“ Wörtlich verstanden — und könnte das wörtliche Verständnis hier nicht das Richtige treffen? —, hätten wir danach in Kapitel 11 einen angehängten Schlußpassus des Traktates zu erwarten. Zu den Spezies der Fürstentümer gehören auch die geistlichen Fürstentümer, die deswegen auch besprochen werden müssen, aber so eigenartig sind, daß sie nicht von der Generalbetrachtung des Kapitels 10 mit umfaßt werden können.

Wenden wir unseren Blick zurück auf den Plan des Traktates, wie er im Briefe entwickelt ist. Eigentlich ist das ganze Programm in den ersten elf Kapiteln schon ausgeführt, und es würde uns, verglichen mit dem Briefe, nichts zu fehlen scheinen, wenn uns nur die ersten elf Kapitel vorlägen. Und so drängt sich die Vermutung auf, daß wir hier die Schrift im ersten Entwurfe, wie er im Dezember 1513 vorlag, aber vom Verfasser selbst noch nicht als endgültig angesehen wurde, vor uns haben. Man sucht nun unwillkürlich nach

einem Satze, der vielleicht als Schlußsatz der Schrift einst gedient hat, und findet auch einen ganz leidlichen und klangvollen Schlußakkord am Ende des 11. Kapitels: „So hat denn nun Seine Heiligkeit Papst Leo diesen Pontifikat in größter Macht vorgefunden, und wenn jene (seine Vorgänger) ihn groß gemacht haben mit den Waffen, so wird er ihn hoffentlich durch Güte und seine unbegrenzten anderen Tugenden ganz groß und verehrungswürdig machen." Das Futurum der Hoffnung würde ausgezeichnet zu dem Jahre 1513 passen, wo Leo X. erst ein Jahr amtiert hatte, und in Einklang stehen mit dem persönlichen Zwecke der Schrift, die Gunst der Medicis zu erwerben. An der vorher eingeträufelten Ironie in der Behandlung der geistlichen Fürstentümer brauchte ein geistreicher Spötter wie Leo X. keinen Anstoß zu nehmen. Auch Jovius erlaubte sich in seinen Papstbiographien seine kleinen Hiebe.

Alle bisherigen Beobachtungen können freilich vielleicht bestechen, aber noch nicht ganz überzeugen. Wir müssen vor allem jetzt nach den folgenden Kapiteln ausblicken. Kapitel 12 leitet, wie schon der junge Ranke erkannt hat[1]), ganz deutlich und scharf eine neue Gruppe von Kapiteln ein: „Nachdem ich im besonderen (particolarmente) alle Eigenschaften derjenigen Fürstentümer behandelt habe, über die ich im Anfang zu handeln mir vorgenommen habe, und nachdem ich einigermaßen (in qualche parte) die Ursachen ihres Gedeihens und Nichtgedeihens betrachtet und die Weisen gezeigt habe, in denen viele sie zu erwerben und zu halten versucht haben, bleibt mir jetzt übrig (mi resta ora), im allgemeinen über Angriffe und Verteidigungen zu sprechen, die in ihnen sich ereignen können." Und so behandeln nun Kapitel 12—14 sein Lieblingsthema, das Heerwesen. Bei weit gefaßtem Begriffe gehören, wie wir durchaus zugeben, auch diese wichtigen Dinge zu der Frage, wie man Fürstentümer erwirbt, behauptet und verliert, — gehören auch die folgenden Kapitel, von denen noch zu reden sein wird, dazu. Aber unbedingt erforderlich sind sie nicht, um das Programm auszufüllen, das im Briefe und im Anfange der Schrift aufgestellt ist. Der Verfasser selber erklärt ja zu Beginn des Kapitels 12, daß er das im Anfang gestellte Thema im Speziellen (particolarmente)

---

[1]) Seine Bemerkungen darüber (zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 197) sind in der Gesamtausgabe seiner Werke weggelassen worden.

schon erledigt habe, so daß die nun folgenden Kapitel über das Heerwesen wie ein wichtiger Annex der Schrift erscheinen. Vor allem aber: diese militärischen Probleme, die ihm so am Herzen liegen, werden auch schon vor dem großen, ihnen gewidmeten Abschnitte Kapitel 12—14 behandelt, zwar kürzer, aber in nuce ist sein Hauptgedanke, daß das Söldnerwesen nichts tauge und nur eigene Heeresmacht den Fürsten politisch unabhängig mache, schon im Kapitel 6, 7 und 10 ausgedrückt, und Kapitel 10 ist dem Nebenproblem gewidmet, wie ein Fürst, der zu schwach ist, eigene genügende Heeresmacht aufzustellen und eine Schlacht zu liefern, sich durch Befestigung seiner Hauptstadt und Bewaffnung ihrer Einwohnerschaft schützen könne. Also über Verteidigung, über difesa, handelt schon Kapitel 10. Und doch will der Verfasser in Kapitel 12 bis 14 abermals über difese sprechen. Die bis Kapitel 11 so straff durchgeführte Disposition bricht hier völlig auseinander. Wir halten es für ganz ausgeschlossen, daß Kapitel 10 und 12—14 gleichzeitig als Teile derselben Schrift geplant worden sind. Er hätte sie dann unbedingt vereinigen müssen.

Dazu eine weitere Beobachtung. Man muß den Eingang des Kapitels 11, „Es bleibt uns allein noch die Besprechung der geistlichen Fürstentümer übrig", wieder betrachten. Diejenigen, die daran festhalten wollen, daß der mit Kapitel 12 beginnende Teil der ursprünglichen Schrift schon angehört habe, werden das solamente darauf beziehen, daß mit Kapitel 11 eben der spezielle Teil der Schrift (particolarmente) zu Ende geführt werde und daß mit Kapitel 12 dann die Generalbetrachtungen beginnen. Aber, aber solche Generalbetrachtung enthält ja schon Kapitel 10 („In welcher Weise die Kräfte aller Fürstentümer gemessen werden müssen"). Sie würde aus dem Rahmen derjenigen Kapitel, die Machiavelli in Kapitel 12 als particolarmente darstellende bezeichnet, in ganz unverständlicher Weise herausfallen, wenn die Schrift von vornherein in die beiden Hauptgruppen der speziellen (1—11) und der generellen (12 ff.) Kapitel gegliedert gewesen wäre. Nimmt man aber mit uns an, daß Kapitel 12 ff. erst nachträglich entstanden sind, so würde Kapitel 10 vorzüglich an seine Stelle im ursprünglichen Entwurfe passen. Und die unexakten Eingangsworte des 12. Kapitels würden sich als Gußnaht, als nicht ganz gelungener Versuch, die neu hinzugefügten Kapitel in dispositionellen Zusammenhang mit der ursprünglichen Schrift zu bringen, verraten.

Und nun noch einmal zu Kapitel 10 zurück. Es will von den Kräften der Fürstentümer im allgemeinen handeln, scheidet dabei zwischen Kriegsfähigkeit im Felde und innerhalb der Mauern, sagt mit Recht, daß über den ersten Fall, die Kriegsfähigkeit im Felde (d. h. über „eigene Waffen") schon früher (nämlich in Kapitel 6 und 7) gehandelt sei und füllt demnach logisch und dispositionell ganz richtig den Schluß des Kapitels mit Erörterung der Stadtverteidigung aus. Dennoch aber fügt er dem Satze „Über den ersten Fall ist schon gehandelt" noch die Worte hinzu „und im Kommenden werden wir darüber sagen, was davon vorkommt". Wenn Machiavelli noch einmal ausführlicher, als es in Kapitel 6 und 7 geschehen war, über Kriegführung mit eigenen Waffen sprechen wollte, so mußte er es unbedingt im Kapitel 10 tun, dessen Thema darauf zwingend hinführte. Er tut es aber erst in Kapitel 12—14. Nehmen wir an, daß die Kapitel 12—14 zum ursprünglichen Entwurfe schon gehörten, so würde die Disposition hier einen unbegreiflichen Riß erhalten und als ganz salopp erscheinen. Verständlich wird der Zusatz „und im Kommenden werden wir darüber sagen usw." erst dann, wenn wir ihn als nachträgliche Einschiebung betrachten. Wiederum verrät sich in ihm eine Gußnaht, um die nachträglich entstandenen Kapitel 12—14 notdürftig mit dem ursprünglichen Entwurfe zu verbinden[1]).

Dazu tritt noch eine weitere Anomalie in der Stoffverteilung. Das Kapitel 10 behandelt in der Hauptsache schließlich, wie wir sahen, die Verteidigung des Fürsten in seiner befestigten Hauptstadt und die Befestigung und Verteidigung von Städten überhaupt. Durch viele Kapitel getrennt nun kommt dann hinterdrein das Kapitel 20, das die Frage untersucht, ob Festungen und andere Veranstaltungen der Fürsten nützlich oder schädlich seien. Nun sind ja unter den fortezze, von denen Kapitel 20 handelt, Zitadellen gemeint, die nicht identisch mit der città forte des Kapitels 10 sind. Und man konnte, wie Machiavelli es tat, die città forte empfehlen, die Zwingburgen der fortezze aber skeptisch beurteilen. Aber die beiden Gegenstände hängen doch unter sich eng zusammen und sind auch in den Discorsi II, 24 im Rahmen eines und desselben Kapitels

[1]) Als eine ähnliche nachträgliche Einschiebung, durch die auf eine Erörterung in den später hinzugefügten Kapiteln verwiesen wird, kann nun auch der Verweis in Kapitel 3 auf den Inhalt des Kapitels 18 (in welcher Weise die Fürsten Treue halten müssen) aufgefaßt werden.

behandelt und ähnlich beurteilt worden. Da ist es ganz unwahrscheinlich, daß der ursprüngliche Entwurf der Schrift Kapitel 20 schon mit enthalten haben sollte. Verständlich wird die Zerreißung der beiden zusammengehörigen Gegenstände erst dann, wenn wir annehmen, daß der zweite Teil der Schrift von Kapitel 12 an allmählich, schichtenweise hinzuerwachsen ist.

Vielleicht hat er, nachdem er den ersten bis Kapitel 11 reichenden Entwurf niedergeschrieben hatte, zuerst nur die Kapitel über das Heerwesen noch beifügen wollen. Darauf deutet das resta ora a discorrere usw. im Eingang des Kapitels 12. Aber immer neue Einfälle kamen ihm, immer neue Gedankenmassen wurden flüssig. Der großartige Eingang von Kapitel 15 zeigt deutlich, daß ihm das Bewußtsein, ganz neue Wege in der Staatslehre zu gehen und sich von einer herrschenden Konvention zu entfernen, erst jetzt ganz deutlich wird. Wir wollen nun nicht schlechthin behaupten, daß dieses methodologische Exposé, wenn die ganze Schrift aus einem Gusse wäre, notwendig an den Anfang desselben gehörte, aber unsere Beobachtung, daß zwischen den ersten elf und den folgenden Kapiteln eine scharfe Cäsur liegt, wird bestätigt. Man vergleiche nun auch die Lehren des spezifischen Machiavellismus, wie sie namentlich in Kapitel 7 und 8 schon vorgetragen waren, mit den in Kapitel 15—18 entwickelten. Es kommt alles viel bewußter, schärfer und penetranter heraus. Dort marschiert er noch mit etwas moralischem Gepäck (vgl. namentlich Kapitel 8), hier legt er es ab. Alles drängt nach Erweiterung und Vertiefung dessen, was in den ersten elf Kapiteln gesagt worden war. Kapitel 17 nimmt, indem es von der gut und schlecht angewandten Grausamkeit handelt, ein Thema wieder auf, das eigentlich in Kapitel 8 schon kurz mit abgemacht worden war. Kapitel 15 bis 19 bauen sich eines auf das andere organisch auf und erscheinen fast wie ein kleiner Sondertraktat über das Verhältnis der Politik zu den ethischen Werten und zu den Gesinnungen der Untertanen. Kapitel 20—23 bilden wieder eine Gruppe für sich und behandeln verschiedene Maximen und Zweckmäßigkeiten der inneren Regierung, — wobei dann, wie schon erwähnt, Kapitel 20 noch eine notwendige Ergänzung zu dem in Kapitel 10 schon angeschlagenen Festungsthema bringt. Kapitel 24—26 aber sind dann wieder, wie wir in der Einleitung schon ausführten, aus der Wurzel des Kapitels 6 erwachsen. Befreiung unterdrückter Völker und Staaten-

gründung im großen Stile durch die virtù von Helden, denen fortuna nichts als die Gelegenheit zu ihrer Entfaltung gab — alles das durchzieht auch diese Schlußkapitel —, nur mit dem Unterschiede, daß diese Gedanken, die in der ursprünglichen Schrift den Hintergrund der Betrachtungen bildeten, jetzt in den Vordergrund gezogen und zur Nutzanwendung des Ganzen gemacht werden.

Der ganze zweite Teil der Schrift von Kapitel 12 an ist also eine Effloreszenz des ersten Teiles, in dem wir den ursprünglichen, im Dezember 1513 fertigen Entwurf sehen. Was ergibt sich nun aus unseren Beobachtungen über den Zweck der Schrift?

In gewisser Weise scheint ja Baumgarten zunächst recht zu behalten. Die ursprüngliche, bis Kapitel 11 reichende Schrift, die dem Giuliano gewidmet werden sollte, enthielt noch nicht die große Aufforderung an die Medicis, Befreier Italiens zu werden. Die Absicht der Widmung muß also aus einfacheren und schlichteren Motiven erfolgt sein. Der persönliche Beweggrund, durch ein Lehrbuch mit nützlichen Betrachtungen über neu zu gründende Fürstentümer die Gunst der Medicis zu gewinnen, muß durchaus vorgewaltet haben. Aber die Gedanken der Befreiung und Regeneration des ganzen Vaterlandes beschäftigten schon damals den Geist des Verfassers und arbeiteten in ihm nach Abschluß des ersten Entwurfes weiter. Gleich das 12. Kapitel enthält schon Betrachtungen über die Ursachen des Zusammenbruches und die Sünden der italienischen Fürsten und klingt in dem Schmerzensrufe aus: Italia schiava e vituperata. Und indem nun Machiavelli alle Probleme, die in den ersten elf Kapiteln behandelt waren, neu durchdachte und alle Linien schärfer und tiefer grub, ist es geschehen, daß der nationalitalienische Gedanke schließlich die Herrschaft erlangte. Es ist möglich, ja wohl auch wahrscheinlich, daß noch aktuelle, uns unbekannt gebliebene Eindrücke hier mitgewirkt haben. Es ist möglich, aber nicht zu beweisen, daß auch die Umwidmung von Giuliano an Lorenzo damit in Zusammenhang steht, daß also vielleicht Lorenzos Persönlichkeit in ihm die Hoffnung erregte, den Befreier Italiens gefunden zu haben. Die Erweiterung und der Ausbau der Schrift wird — darauf deutet der Brief vom 10. Dezember 1513 ja hin — vermutlich gleich nach Fertigstellung des ersten Entwurfes begonnen haben. Wann der Abschluß erfolgte, läßt sich nicht erkennen.

Das Originalmanuskript ist nicht erhalten. Die überlieferten Handschriften, von denen einige vielleicht in das zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts noch zurückreichen, enthalten alle die ausgeführte Schrift mit der Widmung an Lorenzo und bis zum 26. Kapitel einschließlich und sagen also über die uns beschäftigende Frage weder für noch gegen aus. Es geht daraus nur eben hervor, daß Machiavelli sein Manuskript erst dann an andere zur Abschriftnahme gab, als er die Schrift bis zum 26. Kapitel erweitert und die Umwidmung an Lorenzo vorgenommen hatte. Aber eine andere Beobachtung ist noch von Interesse.

Der ursprüngliche Titel der Schrift sollte, wie der Brief vom 10. Dezember 1513 angibt, lauten de principatibus. Er entspricht durchaus der ursprünglichen Anlage der Schrift, wie sie in jenem Briefe charakterisiert ist und aus der von uns rekonstruierten Urform sich ergibt. Denn Kapitel 1—11 handeln genau von den verschiedenen Arten der Principati. Und Machiavelli selber bezeichnet auch an den beiden Stellen der Discorsi, wo er die Schrift mit ihrem vollen Titel nennt, das erstemal sie als trattato dei principati (II, 1). Das zweitemal aber, in einem der letzten Kapitel der Discorsi (III, 42) nennt er sie trattato del principe. Diese Titeländerung fügt sich vortrefflich in unsere Beobachtungen ein. Die hinzuerwachsenen Kapitel 12ff. handeln von den Regierungs- und Herrschaftsmaximen des Fürsten überhaupt, wozu dann die mit Kapitel 24 einsetzende Nutzanwendung auf Italien trat. Der ursprüngliche Titel wäre für die erweiterte Schrift zu eng gewesen.

Doch scheint Machiavelli hinterdrein nicht konsequent gewesen zu sein in der Durchführung des umgeänderten Titels. Der älteste, 1532 von Antonio Blado in Rom veranstaltete Druck, der nach der Untersuchung Gerbers (Niccolò Machiavelli, Die Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke, 1912) auf 2 (bzw. 3) nicht mehr vorhandenen Handschriften beruht, trägt zwar den Titel Il principe, der dadurch und durch alle folgenden, in der Hauptsache auf der Bladina beruhenden Drucke weltläufig geworden ist. Aber gerade einige ältere und dem Originalmanuskripte näherstehende Handschriften nennen sie de' principati oder de principatibus. Besonderes Interesse erweckt die Handschrift L (in der Bibliotheca Laurentiana in Florenz), weil sie eingeleitet wird von einem (undatierten) Briefe des Blagio Buonaccorsi, eines Freundes Machiavellis, an Pandolfo Bellacci, und weil in diesem Briefe

die Schrift als l'operetta composta nuovamente de principati bezeichnet wird. (Nach Gerbers Untersuchung ist auch die ganze Handschrift von Blagio Buonaccorsi geschrieben.) Nur eine der älteren und wertvolleren Handschriften (C in der Bibl. Corsiniana in Rom) scheint nach Gerbers Untersuchung zuerst den wegradierten und durch de principati ersetzten Titel de Prencipi getragen zu haben.

Dieser Sachverhalt ist wohl am ungezwungensten dadurch zu erklären, daß Machiavelli im Originalmanuskripte selber den ursprünglichen Titel aus Sorglosigkeit hat stehenlassen, auch nachdem er die Kapitel 12 ff. hinzugefügt hatte, so daß die aus ihm schöpfenden Handschriften ihn daraus übernahmen. Den neuen Titel Il principe mag dann Machiavelli anderen Abschriften seines Werkes gegeben haben, die von ihm selber veranlaßt wurden. Aus diesen muß er dann in den Erstdruck übergegangen sein, durch einen glücklichen Zufall — denn der von Machiavelli umgeänderte Titel, der die Wucht der erweiterten Schrift viel besser wiedergibt als der ursprüngliche Titel, wäre vielleicht untergegangen, wenn Blado etwa die Handschrift des Buonaccorsi benutzt hätte.

Literatur

Die wichtigste Literatur über Machiavelli ist im 2. Bande der „Klassiker der Politik", der die Übersetzung der Discorsi enthält, von Oppeln-Bronikowski angegeben worden. Es genügt hier, an die bedeutendsten, zum Verständnis des Principe dienenden Arbeiten zu erinnern: die großen italienischen Biographien Villaris (3 Bde., 3. Aufl. 1912/14) und Tommasinis (2 Bde., 1883/1911); die kleine, inhaltsreiche Monographie von R. Fester (1910); die besonders feine Arbeit von E. W. Mayer, Machiavellis Geschichtsauffassung und sein Begriff virtù (1912); die mehr juristisch konstruierende Schrift von Alfred Schmidt, N. Machiavelli und die allgemeine Staatslehre der Gegenwart (1907); schließlich die mehr das Wesen der Lehre Machiavellis würdigende Münchener Dissertation von Karl Heyer, Der Machiavellismus (1918).

Unter den neueren Ausgaben des Principe ist die von Burd (Oxford 1891, mit Einleitung von Lord Acton) durch ihren reichen Kommentar ganz unentbehrlich, gibt aber einen jetzt veralteten Text. Den relativ besten Text geben jetzt die beiden Ausgaben von Lisio, die kritische von 1899, die Schulausgabe mit Kommentar von 1907. Daß auch Lisios Forschungen über die Handschriften des Principe noch nicht abschließend sind, zeigt die Kritik Tommasinis, Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, classe di sc. moral (1900, S. 321 ff.), und das große, oben schon angeführte Werk von Adolph Gerber, N. Machiavelli, die Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke im 16. und 17. Jahrhundert (3 Teile, 1912/13). Die Kritik Tommasinis über das Gerbersche Werk in den Rendiconti della R. Accad. dei Lincei von 1915 war uns nicht zugänglich.

Der Fürst

Widmung

Nicolò Machiavelli an den erlauchten Lorenzo[1]) Medici.

Diejenigen, die bei einem Fürsten in Gunst zu kommen wünschen, pflegen ihm zumeist mit solchen Gaben zu nahen, die sie unter ihrem Besitz am höchsten schätzen, oder an denen er selbst Gefallen zu finden scheint. So schenkt man den Fürsten häufig Pferde, Waffen, Goldstoffe, kostbare Steine und ähnlichen ihrer Hoheit angemessenen Schmuck. Da auch ich nun wünschte, Ew. Durchlaucht ein Zeugnis meiner Ergebenheit darzubringen, habe ich unter all meiner Habe nichts gefunden, was mir teurer wäre oder was ich so hoch schätzte, wie die Kenntnis der Taten großer Männer, die ich durch lange Erfahrung in der Gegenwart und durch anhaltendes Studium des Altertums erworben habe. Meine Beobachtungen, die ich mit großer Sorgfalt lange durchdacht und nachgeprüft habe, habe ich jetzt in einem kleinen Bande zusammengefaßt, den ich Ew. Durchlaucht sende.

---

[1]) 1492—1519. Sohn des Pietro di Medici und Enkel des Lorenzo Magnifico, Neffe des Papstes Leo X., seit 1513 der eigentliche Herr von Florenz.

Obwohl ich dies Werk nicht für würdig halte, vor Euch zu erscheinen, vertraue ich doch fest darauf, daß Eure Güte ihm freundliche Aufnahme gewähren wird. Kann ich Euch doch kein größeres Geschenk machen, als daß ich Euch Gelegenheit biete, Euch in kürzester Zeit all die Kenntnisse anzueignen, die ich in so langen Jahren und unter so viel Mühen und Gefahren erworben habe. Ich habe dies Werk nicht ausgeschmückt und überladen mit wohlgebauten Perioden, hochtrabenden und großartigen Worten oder anderem äußerlichen Zierat, womit viele ihre Schriften aufzuputzen pflegen. Denn ich wollte, daß nichts Äußeres ihm Ehre mache und daß allein die Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der Ernst des Gegenstandes ihm Gunst erwerbe. — Auch möge es nicht als Anmaßung ausgelegt werden, daß ein Mann von niederem und geringem Stande es wagt, das Verhalten der Fürsten zu erörtern und Regeln dafür aufzustellen. Denn wie die Landschaftszeichner ihren Standpunkt in der Ebene nehmen, um die Beschaffenheit der Berge und der hochgelegenen Orte zu studieren, und oben auf die Berge gehen, wenn sie die Niederungen betrachten wollen, so muß man Fürst sein, um den Charakter des Volkes zu durchschauen, und dem Volke angehören, um den des Fürsten richtig zu erfassen.

So nehmt denn, erlauchter Herr, diese kleine Gabe in dem Sinne an, wie ich sie überreiche. Wenn Ihr das Büchlein sorgfältig erwägt und lest, werdet Ihr darin meinen heißen Wunsch erkennen, daß Ihr zu der Größe gelangt, die das Schicksal und Eure Gaben Euch bestimmt haben. Und wenn Ihr von Eurer stolzen Höhe aus zuweilen den Blick in diese Niederungen richtet, werdet Ihr erkennen, wie unverdient ich eine harte und andauernde Mißgunst des Schicksals erdulde[1]).

---

[1]) Nach der Rückkehr der Medici, 1512, verlor Machiavelli seine Staatsämter. Im Februar 1513 wurde er unter dem Verdacht der Beteiligung an einer Verschwörung gegen die Medici verhaftet, gefoltert, dann aber als unschuldig freigelassen.

Der Fürst

Erstes Kapitel.

Von den Arten der Fürstentümer und den Mitteln zu ihrer Erwerbung.

Alle Staaten, alle Herrschaften, die Gewalt über die Menschen besessen haben und besitzen, waren und sind Republiken oder Fürstentümer. Diese sind entweder ererbt, so daß sie das Haus ihres Herrschers schon seit langer Zeit regiert, oder neu erworben. Die neu erworbenen sind entweder gänzlich neu, wie es Mailand für Francesco Sforza[1]) war, oder sie werden dem ererbten Staat des Fürsten, der sie erobert, angegliedert, wie Neapel dem Königreich Spanien[2]). Die so erworbenen Gebiete sind entweder gewohnt, unter einem Fürsten zu leben, oder von alters her frei; und sie werden erworben durch fremde oder eigene Heeresmacht, durch Glück oder durch Verdienst.

Zweites Kapitel.

Von den ererbten Fürstentümern.

Von den Republiken will ich hier nicht weiter reden, da ich davon anderwärts ausführlich gehandelt habe[3]). Ich will mich auf die Fürstentümer beschränken und das oben gegebene Schema ausfüllen, indem ich erörtere, wie diese Fürstentümer regiert und behauptet werden können. Da läßt sich zunächst sagen, daß in einem ererbten und mit dem Hause seines Herrschers verwachsenen Staat

[1]) 1401—1466, Sohn eines berühmten Condottiere und Schwiegersohn des Herzogs von Mailand, Filippo Maria Visconti, schwang sich als Feldherr der Stadt mit Hilfe der Venezianer, die er bekämpfen sollte, zum Fürsten von Mailand auf.

[2]) Durch Ferdinand den Katholischen, 1501.

[3]) In den „Discorsi sopra la prima Decade di Tito Livio", deren erstes Buch etwa gleichzeitig mit dem Principe entstand (1513).

die Schwierigkeit, sich zu behaupten, sehr viel geringer ist, als in einem neu erworbenen. Es genügt schon, wenn der Fürst vom Brauch seiner Vorfahren nicht abweicht und sich im übrigen den Ereignissen von Fall zu Fall anpaßt. Verfügt ein solcher Fürst nur über durchschnittliche Geschicklichkeit, so wird er sich stets in seinem Staat behaupten, es sei denn, daß er ihm durch eine außergewöhnliche und übermächtige Gewalt entrissen wird; und auch dann erwirbt er ihn beim ersten Mißerfolg des Eroberers zurück.

Wir haben in Italien ein Beispiel hierfür am Herzog von Ferrara[1]), der sich gegenüber den Angriffen der Venezianer 1484 und des Papstes Julius 1510 aus keinem anderen Grunde behauptet hat, als weil seine Familie von alters her in diesem Gebiet herrschte. Denn ein angestammter Fürst ist weniger veranlaßt und genötigt zu Gewalttaten. Daher kommt es, daß seine Beliebtheit größer ist, und wenn er sich nicht durch außergewöhnliche Laster verhaßt macht, ist es ganz natürlich, daß seine Untertanen an ihm hängen. Ferner hat die lange und ununterbrochene Dauer der Herrschaft den Gedanken an Neuerungen und die Anlässe dazu beseitigt: denn wird einmal eine Änderung vorgenommen, so bleibt stets eine Fuge im Gemäuer, die den Anlaß bietet zu weiteren Änderungen.

Drittes Kapitel.

Von den zusammengesetzten Fürstentümern.

Bei den neu erworbenen Fürstentümern hingegen beginnen die Schwierigkeiten. Betrachten wir zuerst diejenigen, die nicht gänzlich neu, sondern einem ererbten Staate angegliedert sind, so daß das Ganze zusammengesetzt heißen kann, so entstehen hier Umwälzungen zunächst aus einer in der Natur der Dinge liegenden Schwierigkeit, der man bei jeder neugegründeten Herrschaft begegnet: daß nämlich die Menschen sich gern einen anderen Herrn suchen, weil sie glauben, dadurch ihre Lage zu verbessern. Dieser Glaube veranlaßt sie, die Waffen gegen ihren Herrn zu ergreifen. Aber in ihrer Hoffnung täuschen sie sich, denn die Erfahrung zeigt, daß es ihnen schlechter geht als vorher. Das beruht wiederum auf einem allgemeinen und natürlichen Gesetz, wonach ein Fürst diejenigen, über die er neu die Herrschaft erlangt hat, stets verletzen muß durch die militärische Besetzung und unzählige andere Gewalttätigkeiten,

---

[1]) Es handelt sich um zwei Herzoge von Ferrara: Ercole d'Este (1471 bis 1505) mußte nach einem verlorenen Krieg (1482—1484) die Oberhoheit Venedigs anerkennen. Alfonso d'Este (1505—1531) verteidigt sich (1510 bis 1512) erfolgreich gegen Papst Julius II.

wie sie die Eroberung im Gefolge hat. So ziehst du dir die Feindschaft aller zu, die du bei der Aneignung des Landes geschädigt hast, und kannst dir nicht die Freundschaft derer erhalten, die dich herbeigerufen haben, weil du sie nicht in dem Maße belohnen kannst, wie sie es erwartet hatten, und keine scharfen Mittel gegen sie anwenden darfst, da du ihnen verpflichtet bist. Denn mag einer auch noch so stark sein durch Heeresmacht, so braucht er doch stets die Gunst der Einwohner, um in ein Land einmarschieren zu können. Aus diesen Ursachen hat Ludwig XII., der König von Frankreich, Mailand ebenso schnell verloren wie gewonnen[1]). Und zwar reichten das erstemal die eigenen Streitkräfte Lodovicos aus, um ihm die Stadt zu entreißen; denn dieselben Leute, die dem König die Tore geöffnet hatten, konnten — da sie sich um die Vorteile, die sie sich versprochen hatten, betrogen glaubten — die Unannehmlichkeiten der neuen Herrschaft nicht ertragen. Freilich geht ein abgefallenes Land, wenn es zum zweitenmal erobert wird, nicht mehr so leicht verloren; denn der Herrscher nimmt den Abfall zum Anlaß, um unbedenklicher seine Macht zu sichern, indem er die Schuldigen bestraft, seinem Verdacht auf den Grund geht und sich an den schwächsten Stellen vorsieht. So konnte Mailand das erstemal dem französischen König verlorengehen, nur weil Herzog Lodovico an den Grenzen Aufruhr stiftete. Das zweitemal aber ging es ihm erst verloren, als er die ganze Welt gegen sich hatte und seine Heere vernichtet oder aus Italien vertrieben waren[2]). Das beruht auf den oben angegebenen Gründen. Nichtsdestoweniger wurde Mailand den Franzosen beide Male entrissen. Die allgemeinen Ursachen für den ersten Verlust habe ich besprochen. Es bleibt noch übrig, die Gründe für den zweiten anzugeben und zu erörtern, welche Hilfsmittel der König von Frankreich hatte und welche ein anderer Herrscher in derselben Lage haben würde, um sich besser in seinem Besitz zu behaupten, als es jenem gelang. Ich schicke voraus, daß die Staaten, die bei ihrer Erwerbung einem ererbten Staat des Eroberers angegliedert werden, entweder zu demselben Land und derselben Sprache gehören oder nicht. Im ersten Fall lassen sie sich

[1]) Ludwig XII. verband sich mit den Venezianern zur Eroberung Mailands. Am 11. September 1499 zogen die Franzosen in die Stadt ein; der Herzog Lodovico il Moro floh nach Deutschland, konnte aber schon am 5. Februar 1500 mit deutschen und Schweizer Truppen Mailand zurückerobern. Als jedoch französische Verstärkungen eintrafen, wurde er am 5. April bei Novara geschlagen und gefangengenommen.

[2]) 1511 schloß Papst Julius II. die sogenannte Heilige Liga mit Venedig, dem König Ferdinand von Aragonien und Heinrich VIII. von England gegen Frankreich. Mit Hilfe der Schweizer wurden die Franzosen 1512 aus der Lombardei vertrieben.

sehr leicht behaupten, zumal wenn sie nicht an die Freiheit gewöhnt sind. Um sich ihren Besitz zu sichern, genügt es, das Haus des Fürsten, der sie beherrschte, auszurotten. Die Bevölkerung wird sich ruhig verhalten, wenn man ihr in allem übrigen ihre alten Einrichtungen unangetastet läßt und keine Verschiedenheit in den Lebensgewohnheiten besteht. Das hat man sehen können in der Bourgogne, der Bretagne, der Gascogne und der Normandie[1]), die schon so lange mit Frankreich vereint sind; wenn zwischen diesen Provinzen auch eine gewisse Verschiedenartigkeit der Sprache besteht, so sind doch die Lebensgewohnheiten ähnlich und vertragen sich leicht miteinander. Wer solche Staaten erwirbt, hat zweierlei zu beachten, wenn er sie behalten will: einmal, daß von dem Geschlecht ihres angestammten Fürsten niemand übrig bleibt, zum anderen, daß er weder ihre Gesetze noch Abgaben verändert. Dann wird er in kürzester Zeit mit ihrer früheren Regierung gleichsam zu einer Einheit verwachsen.

Aber wenn Gebiete erworben werden in einem Land von fremder Sprache, Sitte und Verfassung, da beginnen die Schwierigkeiten, und da gehört viel Glück und Geschick dazu, sie zu behaupten; mit das beste und wirksamste Mittel wäre, wenn der Eroberer persönlich in ihnen seinen Wohnsitz nähme. Dadurch würde seine Herrschaft sicherer und dauerhafter. So haben es die Türken mit Griechenland[2]) gemacht. Ungeachtet aller andern Maßnahmen, die sie angewandt haben, um diesen Staat zu behaupten, wäre ihnen dies nicht gelungen, wenn ihr Herrscher nicht dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen hätte. Denn wenn man in einem Lande wohnt, entdeckt man die Unruhen, sowie sie entstehen, und kann schnell Abhilfe schaffen. Ist man aber fern, so erfährt man von ihnen erst, wenn sie angewachsen sind, und es gibt keine Abhilfe mehr. Ferner kann das Land nicht von Beamten ausgeplündert werden. Die Untertanen freuen sich, daß sie den Fürsten in der Nähe haben; sie haben dadurch mehr Ursache, ihn zu lieben, wenn sie guten Willens sind, und wenn nicht, ihn zu fürchten. Wer von fremden Machthabern etwa Lust gehabt hätte, diesen Staat anzugreifen, entschließt sich schwerer dazu. Ein Fürst, der in einer Provinz wohnt,

[1]) Die Erwerbung dieser Provinzen erfolgte zu sehr verschiedenen Zeiten: die der Normandie durch König Philipp August 1204, die der Gascogne durch Karl VII. 1453, die der Bourgogne durch Ludwig XI. 1477, die der Bretagne durch die Heirat Karls VIII. mit Anna von Bretagne 1491.

[2]) Unter Griechenland versteht Machiavelli die ganze Balkanhalbinsel, die von Murad II. (1422—1451) und Mohammed II. (1451—1481) erobert wurde. Nach der Eroberung Konstantinopels 1453 wurde dieses die Residenz der türkischen Herrscher.

wird sie also nur sehr schwer verlieren. Das zweite, sehr gute Mittel ist, Militärkolonien nach ein oder zwei Orten zu senden, die gleichsam Blöcke sind, woran das Land geschmiedet wird. Man hat nur die Wahl, dies Mittel anzuwenden oder eine starke Besatzung dort zu halten. Die Kolonien verursachen wenig Ausgaben, mit keinerlei oder geringen eigenen Kosten kann der Fürst sie begründen und erhalten, und er schädigt nur die, denen er Haus und Hof nimmt, um sie den neuen Bewohnern zu geben, also nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung. Zudem können diejenigen, die er schädigt, vertrieben und arm wie sie sind, ihm nie gefährlich werden. Alle andern aber bleiben einerseits ungeschädigt und werden sich schon deshalb beruhigen, andrerseits scheuen sie vor Verfehlungen zurück aus Angst, es könne ihnen ebenso ergehen wie denen, die Haus und Hof verloren haben. Diese Kolonien kosten also nichts, sind treuer und schädigen die Bevölkerung weniger, und die Geschädigten können nicht gefährlich werden, da sie, wie gesagt, arm und vertrieben sind. Hierzu ist zu bemerken, daß man den Menschen entweder entgegenkommen oder sie vernichten muß. Denn für leichte Kränkungen nehmen sie Rache, für schwere können sie es nicht. Wer also jemand schädigt, muß es so gründlich tun, daß er keine Rache zu fürchten hat. Wenn man jedoch statt Militärkolonien eine Besatzung unterhält, so verursacht das weit größere Kosten, da für die Bewachung die ganzen Einkünfte des Staates verbraucht werden müssen, so daß der Landgewinn Verlust bringt; und es verbittert viel mehr, weil infolge des Quartierwechsels der Truppen die gesamte Bevölkerung geschädigt wird. Diese Last bekommt jeder zu spüren, und alle werden Feinde des neuen Fürsten, und zwar solche, die ihm schaden können, da sie gekränkt im eigenen Hause bleiben. In jeder Hinsicht ist diese Art der Bewachung ebenso unzweckmäßig, wie die durch Militärkolonien zweckmäßig ist.

Ferner muß, wer über eine solche fremdstämmige Provinz herrscht, sich zum Oberhaupt und Beschützer der schwächeren Nachbarn aufschwingen, die Mächtigen im Lande auf alle Weise zu schwächen suchen und sich vorsehen, daß nicht bei irgendeinem Anlaß ein ihm an Macht ebenbürtiger Fremder darin Fuß faßt. Ein solcher wird immer von den aus übermäßigem Ehrgeiz oder aus Furcht Mißvergnügten im Lande herbeigerufen werden. So haben einst die Ätolier die Römer nach Griechenland gerufen, und in alle andern Länder, wo sie Fuß faßten, waren sie durch die Einwohner herbeigerufen. Nun ist der Lauf der Dinge, daß, sobald eine auswärtige Macht in ein Land eindringt, alle Schwächeren unter der Bevölkerung ihr zufallen, aus Mißgunst gegen diejenigen, die ihnen an Macht überlegen waren. Daher kostet es den Eroberer

keinerlei Anstrengungen, diese Schwächeren zu gewinnen, denn sogleich schließen sie alle insgesamt sich mit Leib und Seele dem neuen Herrscher an. Er muß nur darauf sehen, daß sie nicht zuviel Macht und Einfluß erlangen. Dann kann er leicht durch seine eigenen Streitkräfte und ihre Gunst die Mächtigen im Lande niederhalten, um darin unumschränkt zu herrschen. Aber, wer es in diesem Punkte versieht, wird leicht verlieren, was er erworben hat, und, solange er es behält, dauernd im Innern Schwierigkeiten und Verdruß haben.

Die Römer haben in den von ihnen eroberten Provinzen diese Punkte genau beachtet: sie haben Militärkolonien gegründet, die Schwächeren unterstützt, ohne sie zu stärken, die Mächtigen geschwächt und keine auswärtigen Machthaber Einfluß gewinnen lassen. Ich will mich mit dem einen Beispiel der Provinz Griechenland begnügen. Hier haben sie Achäer und Ätolier unterstützt, das mazedonische Reich geschwächt, Antiochus[1]) vertrieben; und nie haben die Verdienste der Achäer oder Ätolier sie vermocht, ihnen eine Vergrößerung ihrer Macht zu gestatten, noch die Überredungskünste Philipps[2]) sie dazu gebracht, sich ihm zu verbinden, ohne ihn in Schranken zu halten, noch konnte Antiochus mit all seiner Macht erreichen, daß sie ihn in dieser Provinz Fuß fassen ließen. Die Römer haben in diesen Fällen getan, was alle weisen Fürsten tun sollten. Ihre Aufgabe ist es, nicht nur ein Auge zu haben auf die gegenwärtigen Gefahren, sondern auch auf die zukünftigen, und diesen mit allem Fleiß entgegenzuarbeiten. Denn gegen das Übel, das man von fern sieht, kann man leicht ein Mittel finden. Wartet man aber, bis es da ist, so kommt die Arznei zu spät, weil die Krankheit unheilbar geworden ist. Es verhält sich hiermit wie mit der Schwindsucht, die, wie die Ärzte sagen, im Anfang des Leidens leicht zu heilen, aber schwer zu erkennen ist; wird sie aber anfangs nicht erkannt und behandelt, so läßt sie sich in der Folge leicht erkennen und schwer heilen. So geht es auch im Staatsleben. Wenn man die Krankheiten, die sich hier bilden, von vornherein erkennt — was freilich nur einem klugen Manne möglich ist —, so lassen sie sich leicht heilen. Läßt man sie aber, weil man sie nicht erkannt hat, so lange zunehmen, bis jeder sie erkennt, dann gibt es kein Heilmittel mehr. Darum wußten die Römer, da sie die Gefahren im voraus

[1]) Antiochus III., der Große, König von Syrien, landete 192 v. Chr., von den Ätoliern gerufen, in Griechenland und führte Krieg mit den Römern, der mit seiner völligen Niederlage endete.

[2]) Philipp V., König von Mazedonien, schloß sich den Römern im Kampf gegen Antiochus an, mußte aber die gemachten Eroberungen zum Teil herausgeben, da die Römer ein Erstarken seiner Macht verhindern wollten.

bemerkten, stets Abhilfe, und nie ließen sie Mißstände andauern, um einen Krieg zu vermeiden; denn sie wußten, daß der Krieg nicht aufgehoben, sondern immer nur aufgeschoben wird — zum Vorteil der Gegner. Deshalb wollten sie mit Philipp[1]) und Antiochus[2]) in Griechenland kämpfen, um es nicht in Italien tun zu müssen. Und doch konnten sie für den Augenblick beides vermeiden; aber das wollten sie nicht. Auch fanden sie nie Gefallen an dem Sprichwort, das die Weisen unserer Tage so gern im Munde führen: „Kommt Zeit, kommt Rat" — vielmehr erwarteten sie diesen allein von ihrer Tapferkeit und Klugheit. Denn die Zeit führt in ihrem Strom alles mit sich, sie bringt Gutes wie Schlimmes und Schlimmes wie Gutes.

Aber wenden wir uns wieder Frankreich zu und untersuchen wir, ob es von den genannten Maßnahmen irgendeine angewandt hat. Und zwar will ich von Ludwig XII. reden und nicht von Karl VIII., da seine Herrschaft in Italien länger gedauert hat und daher seine Handlungsweise klarer zutage getreten ist[3]). Wir werden sehen, wie er das Gegenteil getan hat von allem, was man tun muß, um einen fremdstämmigen Staat zu behaupten.

König Ludwig wurde nach Italien gerufen durch die Machtgier der Venezianer, die durch seinen Einmarsch die halbe Lombardei zu gewinnen hofften. Ich will diesen Entschluß des Königs nicht tadeln; denn da er einmal in Italien Fuß fassen wollte und in diesem Land keine Freunde hatte, vielmehr durch das Betragen König Karls ihm alle Tore verschlossen waren, war er genötigt, die Bundesgenossen anzunehmen, die sich ihm boten; auch wäre der Entschluß zu Ludwigs Vorteil ausgeschlagen, wenn er nur in den andern Maßnahmen keine Fehler begangen hätte. Kaum hatte Ludwig die Lombardei erobert, so gewann er Frankreich sofort das Ansehen zurück, das es durch König Karl eingebüßt hatte. Genua ergab sich; die Florentiner wurden seine Bundesgenossen; der Markgraf von Mantua, der Herzog von Ferrara, Bentivoglio[4]), die Herrin von Furlì, die Herren von Faenza, Pesaro, Rimini Camerino und Piombino, die Republiken Lucca, Pisa, Siena — alle kamen ihm entgegen, um seine Freundschaft zu erwerben. Jetzt konnten die Venezianer erkennen, wie unbedacht ihr Entschluß gewesen

[1]) Im zweiten mazedonischen Krieg 200—197 v. Chr.

[2]) Im syrisch-ätolischen Krieg 192—191 v. Chr.

[3]) Der italienische Feldzug Karls VIII. dauerte ein Jahr (von September 1494 bis Oktober 1495). Ludwig XII. kam 1499 nach Italien und verlor seine italienischen Besitzungen 1512 durch den Krieg mit Papst Julius II.

[4]) Giovanni Bentivoglio, Fürst von Bologna.

war; denn um zwei Plätze in der Lombardei zu gewinnen[1]), hatten sie den König zum Herrn von einem Dritteil Italiens gemacht. Man erwäge nun, wie leicht der König sein Ansehen in Italien behaupten konnte, wenn er die oben gegebenen Regeln beobachtet hätte und für die Sicherheit und den Schutz seiner Bundesgenossen eingetreten wäre; wegen ihrer großen Zahl, ihrer Schwäche und ihrer Furcht — teils vor der Kirche, teils vor den Venezianern — waren sie gezwungen, stets an seiner Seite zu bleiben, und mit ihrer Hilfe hätte er sich leicht gegen die noch übrigen Machthaber sichern können. Aber kaum war er in Mailand, so tat er das Gegenteil, indem er den Papst Alexander bei der Eroberung der Romagna unterstützte[2]). Er machte sich bei diesem Entschluß nicht klar, daß er sich selbst schwächte, indem er dadurch der Bundesgenossen und derer, die bei ihm Zuflucht gesucht hatten, verlustig ging, und das Papsttum stärkte, indem er ihm zu der geistlichen Macht, die ihm so großen Einfluß sichert, noch soviel weltliche verschaffte. Nachdem er aber einmal einen Irrtum begangen hatte, war er gezwungen, auf dieser Bahn fortzufahren, bis er sich schließlich genötigt sah, nach Italien zu kommen, um der Herrschgier Alexanders Schranken zu setzen[3]) und zu verhindern, daß er sich der Toscana[4]) bemächtigte. Und nicht genug damit, daß er die Kirche groß gemacht und die Bundesgenossen durch eigene Schuld verloren hatte, suchte er Neapel zu erlangen, indem er es mit dem König von Spanien teilte[5]). Während bisher die oberste Entscheidung in Italien bei ihm allein gelegen hatte, rief er einen Nebenbuhler ins Land, an dem alle Ehrgeizigen und Mißvergnügten einen Rückhalt finden konnten, und während er in Neapel einen von sich abhängigen König[6]) lassen konnte, entfernte er diesen, um einen Herrscher hineinzubringen, der imstande war, ihn selbst daraus zu vertreiben.

---

[1]) Eine etwas rhetorische Übertreibung: auf Grund des Vertrags mit Ludwig XII. vom 9. Februar 1499 sollte Venedig die ganze Ghiaradadda erhalten.

[2]) Cesare Borgia erhielt von Ludwig XII. 4000 Mann zu Fuß und 300 Berittene.

[3]) Der Grund seines Kommens war vielmehr die Vorbereitung des Feldzugs gegen Spanien.

[4]) 1502 plante Cesare Borgia einen Angriff auf Florenz, wurde aber durch das Eingreifen Ludwigs XII. daran gehindert, der den Florentinern auf Grund eines Abkommens vom 12. April des Jahres Hilfstruppen sandte.

[5]) Durch den Vertrag von Granada, 11. November 1500, einigten sich Ludwig XII. und Ferdinand von Aragonien über die Eroberung und Aufteilung des Königreichs Neapel.

[6]) Friedrich von Neapel war bereit, die Lehnshoheit Frankreichs anzuerkennen.

Die Eroberungslust ist etwas sehr Natürliches und Verbreitetes, und so oft Fürsten auf Eroberungen ausgehen, die die Macht dazu haben, werden sie gepriesen oder wenigstens nicht getadelt. Wenn ihnen aber die Kräfte zu Eroberungen fehlen und sie doch um jeden Preis solche machen wollen, so ist das verkehrt und verdient Tadel. Wenn also Frankreich aus eigener Kraft Neapel angreifen konnte, so mochte es das tun; konnte es das nicht, so durfte es das Land nicht teilen. Und wenn die Teilung der Lombardei mit den Venezianern entschuldbar war, weil Frankreich dadurch in Italien Fuß faßte, so verdient die Neapels Tadel, weil sie sich nicht mit einer solchen Notwendigkeit rechtfertigen läßt. Ludwig hatte also folgende fünf Fehler begangen: er hatte die Schwächeren vernichtet, einem Mächtigen in Italien seine Macht vergrößern helfen, eine auswärtige Großmacht ins Land gebracht, seinen Wohnsitz nicht dort genommen, und keine Kolonien begründet. Alle diese Fehler hätten vielleicht, solange er lebte, noch keinen Schaden angerichtet, wenn er nicht den sechsten begangen hätte, den Venezianern ihren Besitz zu entreißen[1]). Hätte er nicht die Kirche groß gemacht und Spanien nach Italien gebracht, so wäre es vernünftig und notwendig gewesen, sie zu schwächen. Aber nachdem er diese beiden Schritte getan hatte, durfte er keinesfalls in den Sturz ihrer Macht einwilligen. Solange die Venezianer mächtig blieben, hätten sie stets die andern von einem Angriff auf die Lombardei abgehalten. Sie hätten nur darein gewilligt, wenn sie selbst Herr des Landes geworden wären. Die andern aber wären nicht geneigt gewesen, die Lombardei Frankreich zu entreißen, um sie den Venezianern zu geben, und es mit allen beiden aufzunehmen, hätten sie nicht gewagt. Wenn nun jemand meint, König Ludwig habe die Romagna an Alexander und Neapel an Spanien abgetreten, um einen Krieg zu vermeiden, so verweise ich auf die oben angeführten Gründe, daß man nie einen Mißstand andauern lassen darf, um einen Krieg zu vermeiden, denn er läßt sich nicht vermeiden, sondern nur aufschieben zum eignen Nachteil. Wenn aber jemand einwenden wollte, der König habe dem Papst seinen Beistand versprochen als Entgelt für die Scheidung seiner Ehe[2]) und die Verleihung des

---

[1]) Liga von Cambrai (1508) zwischen Frankreich, dem Papst, dem Kaiser und Spanien gegen die Venezianer, die 1509 bei Vailà eine schwere Niederlage erleiden.

[2]) 1498 war zwischen Ludwig XII. und Papst Alexander VI. vereinbart worden, daß der Papst die Ehe des französischen Königs mit Johanna, der Tochter Ludwigs XI., scheiden sollte, damit dieser die Witwe Karls VIII., Anna von Bretagne, heiraten konnte. Ludwig XII. verpflichtete sich dagegen, den Papst bei der Eroberung der Romagna zu unterstützen.

Kardinalhutes an den Erzbischof von Rouen[1]), so verweise ich auf das, was ich weiter unten ausführen werde über die Versprechungen der Fürsten und wieweit sie gehalten werden müssen. So hat also der König Ludwig die Lombardei verloren, weil er keine einzige der Regeln beobachtet hat, die andre, welche Länder erobert haben und behaupten wollten, befolgt haben. Auch ist das gar nicht zu verwundern, sondern ganz verständlich und in der Ordnung. Ich besprach mich über diesen Punkt in Nantes mit dem Erzbischof von Rouen, als der Valentino (wie Cesare Borgia[2]), der Sohn Papst Alexanders, im Volksmund hieß) die Romagna besetzte. Damals sagte mir der Kardinal, die Italiener verstünden nichts von der Kriegskunst, worauf ich antwortete, die Franzosen verstünden nichts von der Politik; wenn sie nämlich etwas davon verstünden, würden sie nicht die Kirche zu solcher Macht kommen lassen[3]). Hat doch die Erfahrung gezeigt, daß die päpstliche und die spanische Macht in Italien das Werk Frankreichs ist und Frankreichs Zusammenbruch ihr Werk. Daraus ergibt sich eine allgemeine Regel, die selten oder nie trügt: wer einem andern zur Macht verhilft, richtet sich selbst zugrunde; denn es gehört dazu von seiner Seite entweder Geschicklichkeit oder Gewalt, und durch beides macht er sich dem, der zur Macht gelangt ist, verdächtig.

Viertes Kapitel.

Warum das Reich des Darius, das Alexander erobert hatte, nach dessen Tode sich nicht gegen seine Nachfolger empörte.

Erwägt man, wie schwierig es ist, einen neu erworbenen Staat zu behaupten, so könnte man sich wundern, daß Alexander in wenig Jahren sich zum Herrn von Asien machte und gleich nach der Eroberung starb, ohne daß doch, wie zu erwarten gewesen wäre, das ganze Reich sich empörte; vielmehr vermochten die Nachfolger Alexanders sich darin zu behaupten ohne andre Schwierigkeiten

[1]) Der Erzbischof von Rouen, Georges d'Amboise, der erste Minister Ludwigs XII., erhielt 1498 den Kardinalshut.

[2]) Cesare Borgia war 1493 Kardinal von Valencia in Spanien geworden; als er bei seinem Ausscheiden aus dem geistlichen Stand 1498 diese Würde aufgeben mußte, wurde er von Ludwig XII. mit dem Herzogtum von Valence (Dauphiné) belehnt; daher sein Beiname „il Valentino".

[3]) Von August bis Dezember 1500 weilte Machiavelli als Gesandter der florentinischen Republik am französischen Hof, der sich im Oktober und November desselben Jahres in Nantes aufhielt.

als die, welche sie sich gegenseitig durch ihre eigene Herrschsucht bereiteten. Darauf ist zu erwidern, daß alle Fürstentümer, von denen man Kunde hat, auf zweierlei Weise regiert werden: entweder von einem Fürsten und dessen Dienern, die durch seine Gnade zu Ministern berufen worden sind, um ihn bei der Regierung zu unterstützen, oder von einem Fürsten und Baronen, die ihren Rang nicht der Gnade des Herrschers, sondern dem Alter ihres Hauses verdanken. Diese Barone haben ihrerseits Landbesitz und Untertanen, die sie als Herren anerkennen und von alters her an ihnen hängen. In den Staaten, die von einem Fürsten und seinen Dienern regiert werden, genießt der Herrscher viel größeres Ansehen. Denn in seinem ganzen Reich erkennt niemand einen andern außer ihm als Herrn an, und wenn die Untertanen einem andern gehorchen, sehen sie in ihm nur einen Minister und Beamten und empfinden für ihn keinerlei besondere Liebe.

Beispiele für diese beiden entgegengesetzten Regierungsformen bieten gegenwärtig die Türkei und Frankreich. Die ganze türkische Monarchie wird von einem Herrn regiert; die andern sind seine Diener. Er teilt sein Reich in Sandschaks und schickt dorthin verschiedene Gouverneure, die er wechselt und vertauscht, wie es ihm beliebt. Der König von Frankreich hingegen findet sich umgeben von einer Schar alteingesessener Herren, die von ihren Untertanen anerkannt und geliebt werden. Sie haben ihre Vorrechte, die der König ihnen nicht ohne eigene Gefahr entreißen kann. Wer nun diese beiden Staaten miteinander vergleicht, wird finden, daß das Türkische Reich schwer zu erobern, aber, einmal besiegt, sehr leicht zu behaupten ist. Die Schwierigkeiten bei der Eroberung des Türkischen Reiches liegen darin, daß der Angreifer nicht von den Großen im Lande herbeigerufen werden kann, noch hoffen darf, daß der Abfall der Umgebung des Herrschers sein Unternehmen erleichtert. Die Gründe dafür sind oben angegeben. Denn da alle nur Knechte und Geschöpfe des Fürsten sind, ist es schwer, sie zu bestechen; und selbst wenn sie sich bestechen ließen, ist wenig Vorteil von ihnen zu erhoffen, da sie aus den angeführten Gründen das Volk nicht mit sich reißen können. Wer also die Türkei angreifen will, muß damit rechnen, sie einig zu finden, und tut gut, mehr auf seine eigene Kraft als auf Zwietracht des Gegners zu zählen. Aber ist dieser einmal besiegt und in offener Feldschlacht geschlagen, so daß er kein Heer mehr sammeln kann, dann ist nur noch das Geschlecht des Herrschers zu fürchten. Ist das erloschen, so ist niemand mehr da, der gefährlich werden könnte, da die andern beim Volk ohne Ansehen sind; und wie der Sieger vor dem Siege von ihnen nichts zu erhoffen hatte, so hat er nachher nichts von ihnen zu fürchten.

Gerade entgegengesetzt ist der Verlauf der Eroberung bei einem nach der Art Frankreichs regierten Staat. Hier kannst du leicht eindringen, indem du irgendeinen der Barone des Landes für dich gewinnst, denn an Mißvergnügten und Neuerungssüchtigen fehlt es nie. Diese können aus den angegebenen Gründen dir den Weg in jenes Reich öffnen und den Sieg erleichtern. Danach aber, wenn es gilt, dich zu behaupten, beginnen die Schwierigkeiten sowohl gegenüber denen, die dir geholfen haben, als auch bei denen, die du unterdrückt hast. Auch genügt es nicht, wenn du das Herrscherhaus ausrottest, denn es bleiben jene Großen, die nun an die Spitze der Mißvergnügten treten; und da du sie weder zufriedenstellen noch vernichten kannst, verlierst du das Land bei der ersten besten Gelegenheit.

Erwägt man nunmehr, welcher Art das Reich des Darius[1]) war, so wird man es dem Türkischen Reich verwandt finden. Deshalb mußte Alexander den Darius erst mit aller Macht angreifen und aus dem offenen Felde vertreiben. Nach diesem Sieg aber und nach dem Tode des Darius blieb er im sicheren Besitz des Reiches aus den oben erörterten Gründen. Auch seine Nachfolger hätten sich ihrer Herrschaft ungestört und in aller Muße freuen können, wenn sie einig gewesen wären; gab es doch in jenem Reich keine andern Unruhen, als die sie selbst erregten.

Aber einen Staat von der Art Frankreichs kann man nicht so ungestört besitzen. So kamen die häufigen Empörungen Spaniens, Galliens und Griechenlands gegen die Römer von den zahlreichen Fürstentümern, die es dort gab. Solange die Erinnerung an diese im Herzen der Bevölkerung lebte, waren die Römer ihres Besitzes nie sicher. Als jedoch das Gedächtnis an sie durch die Macht und die lange Dauer des Imperiums verdrängt worden war, wurden die Römer die unbestrittenen Herrscher des Landes. Ja, zur Zeit der Bürgerkriege konnte jeder der Kriegführenden einen Teil jener Provinzen, wo er am meisten Ansehen besaß, auf seine Seite ziehen[2]), und diese erkannten, nachdem ihr angestammtes Herrscherhaus erloschen war, nur die Römer an. Wer all das erwägt, wird sich nicht wundern über die Leichtigkeit, mit der Alexander das asiatische Reich behauptete, während Pyrrhus und viele andre so große Mühe hatten, das Eroberte festzuhalten. Der Grund hierfür liegt nicht in der größeren oder geringeren Geschicklichkeit des Siegers, sondern in der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse.

[1]) Darius III. Codomanus (337—330 v. Chr.), der das Persische Reich an Alexander den Großen verlor.

[2]) So war z. B. Gallien auf seiten Cäsars, Spanien und Griechenland auf seiten des Pompejus.

Fünftes Kapitel.

Wie die Städte oder Fürstentümer zu beherrschen sind, die vor der Eroberung nach eignen Gesetzen lebten.

Wenn ein eroberter Staat gewohnt war, nach eignen Gesetzen und in Freiheit zu leben, so gibt es nur drei Möglichkeiten, ihn zu behaupten: entweder der Eroberer vernichtet ihn, oder er nimmt dort persönlich seinen Wohnsitz, oder er läßt dem Staat seine Gesetze, erhebt aber eine Abgabe und bildet eine Regierung aus wenigen Bürgern, die dafür sorgen, daß die andern ihm ergeben bleiben. Denn da diese Regierung ihr Dasein dem Eroberer verdankt, weiß sie, daß sie ohne seine Freundschaft und Macht nicht bestehen kann und alles tun muß, um seine Herrschaft zu sichern. Jedenfalls ist es leichter, eine bisher freie Stadt mit Hilfe ihrer eignen Bürger zu behaupten, als auf irgendeine andre Weise, wenn man sie nicht zerstören will. Als Beispiel können die Spartaner und die Römer dienen. Die Spartaner beherrschten Athen und Theben, indem sie dort wenigen die Macht übertrugen[1]). Trotzdem gingen ihnen beide Städte wieder verloren[2]). Die Römer zerstörten Kapua, Karthago und Numantia, um sie zu behaupten, und verloren sie nicht. Sie wollten Griechenland behaupten ungefähr auf dieselbe Weise wie die Spartaner, indem sie ihm die Freiheit und die eigenen Gesetze ließen; aber es gelang ihnen nicht, so daß sie sich genötigt sahen, viele Städte dieser Provinz zu vernichten, um sie zu behaupten[3]). Es gibt in diesem Falle tatsächlich kein andres Mittel gegen den Verlust, als die Zerstörung, und wer Herr einer bisher freien Stadt wird und sie nicht vernichtet, mag darauf gefaßt sein, von ihr vernichtet zu werden. Denn die Bürger können sich bei einer Empörung stets auf ihre Freiheit und alte Verfassung berufen, welche weder die Zeit noch empfangene Wohltaten in ihrem Gedächtnis auszulöschen vermögen. Was für Maßregeln und Vorkehrungen auch der Eroberer trifft: wenn er die Einwohner nicht auseinanderreißt und verstreut, vergessen sie ihre Freiheit und Verfassung nie und suchen sie bei jeder Gelegenheit wiederzuerlangen, wie die Pisaner[4]),

---

[1]) Nach dem Peloponnesischen Krieg setzten die Spartaner 404 v. Chr. in Athen die Regierung der sogenannten 30 Tyrannen ein, die 403 v. Chr. durch Trasybulos gestürzt wurde.

[2]) Die 382 v. Chr. von den Spartanern in Theben begründete Oligarchie wurde 379 v. Chr. von Pelopidas und Epaminondas gestürzt.

[3]) So Korinth 146 v. Chr. und Theben 167 v. Chr.

[4]) Die Florentiner erwarben Pisa 1406 durch Kauf von den Visconti und unterwarfen die Stadt erst nach langwierigen Kämpfen. 1494 empörte sich Pisa anläßlich des Durchzugs Karls VIII. und erlangte durch ihn seine Unabhängigkeit. Erst 1509 eroberte Florenz die Stadt zurück.

nachdem sie hundert Jahre von den Florentinern in Knechtschaft gehalten worden waren. Anders, wenn die Bewohner einer Stadt oder Provinz von jeher unter der Herrschaft eines Fürsten gestanden haben und dessen Haus ausgestorben ist: dann sind sie gewohnt, zu gehorchen, und haben doch keinen angestammten Fürsten mehr; über die Wahl eines neuen aus ihrer Mitte können sie sich nicht einigen, frei zu leben haben sie nicht gelernt. Daher entschließen sie sich schwerer, zu den Waffen zu greifen, und ein Fürst kann sie mit weniger Mühe für sich gewinnen und sich ihrer versichern. Aber in den Republiken ist mehr Leben, mehr Haß, mehr Rachsucht. Die Erinnerung an ihre alte Freiheit läßt sie nicht ruhen und kann sie nicht ruhen lassen. Daher ist es für den Eroberer am sichersten, sie zu vernichten oder in ihnen seinen Wohnsitz zu nehmen.

Sechstes Kapitel.

Von der Erwerbung eines neuen Fürstentums durch eigne Waffen und durch Verdienst.

Man möge sich nicht wundern, wenn ich jetzt, wo ich von den Fürstentümern zu reden habe, die gänzlich neu sind, sowohl dem Fürsten als dem Staate nach, die erhabensten Beispiele anführe. Denn die Menschen folgen fast stets den von andern gebahnten Wegen und richten sich in ihrem Handeln nach Vorbildern. Da nun aber niemand den Weg eines andern genau innehalten, noch seinem Vorbild in allem gleichkommen kann, so muß ein weiser Mann immer die von großen Männern gebahnten Straßen einschlagen und sich die Trefflichsten zu Vorbildern wählen, auf daß, wenn er ihren Glanz auch nicht erreicht, doch ein Schimmer davon auf ihn falle. Hierin muß er es den klugen Bogenschützen nachtun: scheint diesen der Ort, wohin sie treffen wollen, zu entfernt für die Reichweite ihres Bogens, so wählen sie ihren Zielpunkt beträchtlich höher als den angegebenen Ort, nicht um mit ihrem Pfeil eine solche Höhe zu erreichen, sondern um mit Hilfe eines so hohen Zielpunktes an ihr eigentliches Ziel zu gelangen. Bei den gänzlich neuen Fürstentümern, wo auch der Fürst neu ist, ist die Schwierigkeit, sie zu behaupten, größer oder geringer, entsprechend den größeren oder geringeren Fähigkeiten dessen, der sie erwirbt. Da nun ein solches Ereignis, wie der Aufstieg vom Privatmann zum Fürsten, entweder Glück oder Verdienst voraussetzt, so scheint es, daß jenes wie dieses die Schwierigkeiten beträchtlich verringern müßte. Doch haben die, die sich weniger auf das Glück verlassen haben, sich gerade am besten

behauptet. Eine Erleichterung besteht ferner darin, daß der Fürst, da er keine andern Besitzungen hat, genötigt ist, in dem neuen Staat seinen Wohnsitz zu nehmen.

Um zunächst von denen zu sprechen, die ihr eignes Verdienst und nicht das Glück zu Fürsten gemacht hat, so nenne ich als die Hervorragendsten Moses, Cyrus, Romulus, Theseus und ähnliche. Wenngleich man sich über Moses kein Urteil erlauben darf, da er nur vollführt hat, was Gott ihm auftrug, so verdient er doch Bewunderung schon wegen der Gnade, daß er gewürdigt war, mit Gott zu reden. Aber wenn man Cyrus und die andern Eroberer oder Gründer von Reichen betrachtet, so wird man sie alle bewundernswert finden, und wenn man ihre einzelnen Handlungen und Maßnahmen erwägt, so scheinen sie nicht verschieden von denen Moses', der einen so erhabenen Lehrmeister hatte. Prüft man ihre Taten und ihr Leben, so erkennt man, daß sie dem Glück nichts weiter verdanken als die Gelegenheit, die ihnen gleichsam den Stoff bot, damit sie ihm die Form aufprägten, die ihnen gut dünkte. Ohne eine solche Gelegenheit wäre ihre Größe nicht zur Geltung gekommen, und ohne ihre Größe hätte sich die Gelegenheit umsonst geboten. So war es notwendig, daß Moses die Kinder Israel in Ägypten geknechtet und unterdrückt von den Ägyptern vorfand, damit sie, um der Sklaverei zu entrinnen, sich entschlossen, ihm zu folgen. Romulus durfte in Alba nicht Raum finden und mußte bei seiner Geburt ausgesetzt werden, wenn er König von Rom und Gründer dieser Stadt werden sollte. Es war erforderlich, daß Cyrus die Perser erbittert über die Herrschaft der Meder und die Meder durch den langen Frieden erschlafft und verweichlicht fand. Theseus hätte seine Größe nicht zeigen können, wenn die Athener nicht verstreut gewesen wären. Die Gelegenheit also machte das Glück dieser Männer, und ihre Größe ließ sie die Gelegenheit erkennen. So wurde ihr Vaterland durch sie berühmt und glücklich. Diejenigen, die durch eignes Verdienst, wie die Genannten, sich zu Fürsten aufschwingen, haben es schwer, die Herrschaft zu erwerben, aber leicht, sie zu behaupten. Die Schwierigkeiten bei der Erwerbung entstehen zum guten Teil daraus, daß sie genötigt sind, zur Begründung ihrer Herrschaft und ihrer persönlichen Sicherheit Neuerungen einzuführen. Dabei ist zu bedenken, daß für einen eben zur Herrschaft gelangten Fürsten nichts so schwierig zu betreiben, so unsicher im Hinblick auf den Erfolg und so gefährlich in der Durchführung ist, als die Vornahme von Neuerungen. Er hat hierbei alle die zu Feinden, für welche die alte Ordnung vorteilhaft ist, und findet nur laue Verteidiger bei denen, welchen die neue Vorteile bringen könnte. Diese Lauheit erklärt sich teils aus der Furcht vor den

Gegnern, die die Gesetze auf ihrer Seite haben, teils aus dem Mißtrauen der Menschen, die an das Neue nur glauben, wenn es eine lange Erfahrung für sich hat. So kommt es, daß die Feinde, so oft sich ihnen eine Gelegenheit bietet, die neue Ordnung voll Leidenschaft angreifen, während die andern sie nur lau verteidigen, so daß der Fürst samt ihnen in Gefahr gerät. Um in diesem Punkte das Rechte zu finden, muß man unterscheiden, ob ein solcher Neuerer für sich allein bestehen kann oder auf andre angewiesen ist, d. h. ob er zur Durchführung seines Werkes sich aufs Bitten legen muß oder Zwang anwenden kann. Im ersten Falle ergeht es ihm stets schlecht, und er bringt nichts zustande; aber wenn er auf sich allein angewiesen ist und Zwang anwenden kann, dann läuft er selten Gefahr. Daher kommt es, daß alle bewaffneten Propheten gesiegt haben und alle unbewaffneten untergegangen sind. Denn zu dem Gesagten kommt noch hinzu, daß die Menge von Natur wankelmütig ist und man sie wohl leicht von etwas überzeugen, aber nur schwer bei dieser Überzeugung festhalten kann. Man muß daher Mittel haben, sie, wenn sie nicht mehr glaubt, zum Glauben zu zwingen. Moses, Cyrus, Theseus und Romulus hätten das Volk nicht lange im Gehorsam gegen ihre Gesetze erhalten können, wenn sie wehrlos gewesen wären. Das erfuhr in unsern Tagen Girolamo Savonarola, der bei seinen Neuerungen den Untergang fand, als die Menge aufhörte, an ihn zu glauben, und er kein Mittel hatte, die bisher Gläubigen im Glauben zu erhalten und die Ungläubigen dazu zu zwingen[1]). Solche Fürsten haben also mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, alle Gefahren liegen auf dem Weg zum Ziel, und sie müssen sich aus eigner Kraft durchsetzen. Ist ihnen aber das gelungen und fangen sie an, die Verehrung der Untertanen zu genießen, nachdem sie alle Mißgünstigen beseitigt haben, dann bleibt ihnen Macht, Sicherheit, Glück und Ehre gewiß.

So berühmten Beispielen will ich noch ein geringeres anfügen, das sich mit ihnen aber wohl vergleichen läßt und mir statt aller andern dieser Art dienen soll: ich meine Hiero von Syrakus[2]). Er stieg vom Bürger zum Fürsten von Syrakus empor, und auch ihm bot das Glück nichts weiter als die Gelegenheit. In der Not wählten ihn die Syrakusaner zum Feldherrn, und als solcher machte er sich würdig, ihr Fürst zu werden. Er zeigte schon als Privatmann so hervorragende Fähigkeiten, daß ein Geschichtschreiber von ihm

---

[1]) Savonarola wurde 1498 in Florenz auf Betreiben des Papstes als Ketzer verbrannt.

[2]) Hiero II., 306(?)—214 v. Chr., König von Syrakus seit 268 oder 269 v. Chr.

sagt, es habe ihm zum König nichts gefehlt als ein Königreich[1]). Hiero löste das alte Heer auf und schuf ein neues; er brach mit den alten Bundesgenossen und gewann neue. Und als er Freunde und Soldaten hatte, die ihm ergeben waren, konnte er auf einer solchen Grundlage jedes Gebäude errichten. So kostete es ihn große Mühe, die Herrschaft zu erwerben, aber geringe, sie zu behaupten.

Siebentes Kapitel.

Von der Erwerbung eines neuen Fürstentums durch fremde Waffen und durch Glück.

Diejenigen, die allein durch Glück vom Privatmann zum Fürsten aufsteigen, gelangen zu dieser Würde mit geringer Mühe, aber bewahren sie sehr schwer. Sie finden keinerlei Hindernisse auf ihrem Weg, weil sie im Fluge ans Ziel gelangen; aber die Schwierigkeiten beginnen, sobald sie es erreicht haben. Zu diesen gehören alle, denen durch Geld oder durch die Gunst andrer die Herrschaft zufällt. So ging es vielen in Griechenland, die Darius zu Fürsten der Städte in Jonien und am Hellespont machte, damit sie dort zu seinem Schutze und Ruhme regierten. In demselben Falle befanden sich die römischen Kaiser, die als Privatleute durch die Bestechung der Soldaten auf den Thron gelangten. Die Herrschaft solcher Fürsten beruht allein auf dem Willen und dem Glück dessen, der sie verleiht, zwei sehr schwankenden und unbeständigen Stützen, und es fehlt ihnen an den Fähigkeiten und der Macht, ihren Rang zu behaupten: an den Fähigkeiten — denn wie sollte einer, der nicht gerade eine geniale Natur ist, verstehen zu herrschen, wenn er in bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen ist—, und an der Macht— denn sie haben keine Truppen, die ihnen treu und ergeben wären. Ferner können so plötzlich entstandene Staaten, wie alle andern Dinge der Natur, die schnell entstehen und wachsen, keine tiefen und weitverzweigten Wurzeln haben, so daß der erste Sturm sie umstürzen muß — es sei denn, daß, wie schon angedeutet, die so unversehens zur Herrschaft Gelangten so genial veranlagt sind, daß sie verstehen, sich sofort das zu sichern, was das Glück ihnen in den Schoß geworfen hat, und die Fundamente, die andre legen, ehe sie Fürst werden, nachträglich errichten.

Ich will für diese beiden Möglichkeiten, Fürst zu werden durch Verdienst oder durch Glück, zwei Beispiele aus unsern Tagen an-

[1]) „Prorsus ut nihil ei regium deesse, praeter regnum, videretur" (Justin XXIII, 4).

führen: Francesco Sforza[1]) und Cesare Borgia. Francesco schwang sich durch die geeigneten Mittel und großes persönliches Verdienst zum Herzog von Mailand auf, und was er unter tausend Nöten und Gefahren erworben hatte, behauptete er mit geringer Mühe. Cesare Borgia andrerseits, im Volksmund der Herzog Valentino geheißen[2]), gelangte zur Macht durch das Glück seines Vaters, und verlor sie, als dies sein Ende fand, obwohl er nichts versäumt hatte, was man von einem klugen und energischen Mann erwarten konnte, um Wurzel zu schlagen in dem Reich, das er dem Glück und den Waffen andrer verdankte. Denn, wie schon gesagt, wer vorher keine Fundamente gelegt hat, kann sie bei genialer Begabung nachträglich schaffen, wenngleich es für den Baumeister beschwerlich und für das Gebäude gefahrbringend ist. Wenn man nun sämtliche Schritte des Herzogs erwägt, so erkennt man, daß er ein sicheres Fundament für seine künftige Macht errichtet hatte. Ich halte es nicht für überflüssig, hierauf einzugehen, denn ich wüßte für einen neuen Fürsten keine besseren Lehren als das Beispiel seiner Taten. Wenn seine Maßnahmen vergeblich waren, so war das nicht seine Schuld, sondern die Folge einer außergewöhnlichen Mißgunst des Schicksals. Alexander VI. hatte bei seinem Wunsche, seinem Sohn, dem Herzog, zur Macht zu verhelfen, mit einer Menge gegenwärtiger und zukünftiger Schwierigkeiten zu rechnen. Zunächst sah er keine Möglichkeit, ihn zum Herrn irgendeines Gebietes zu machen, das nicht der Kirche gehörte; und wenn er den Kirchenstaat wieder an sich bringen wollte, so wußte er, daß der Herzog von Mailand und die Venezianer, unter deren Schutz bereits Faenza und Rimini standen, das nicht zugelassen hätten. Er fand ferner die Streitkräfte Italiens und insbesondere die, deren er sich hätte bedienen können, in der Hand derer, die die Größe des Papstes zu fürchten hatten. Er konnte sich also nicht auf sie verlassen, da sie ganz in der Macht der Orsini und Colonna und ihrer Anhänger waren[3]). Der Papst mußte daher diesen ganzen Zustand der Dinge ins Wanken bringen und die Staaten seiner Gegner erschüttern, wenn er einen Teil davon ungestört in Besitz nehmen wollte. Das wurde ihm nicht schwer; denn gerade hatten sich die Venezianer aus andern Gründen entschlossen, die Franzosen wieder nach Italien zu rufen. Dies Vorhaben hinderte der Papst nicht nur nicht, sondern erleichterte es noch durch die Scheidung der ersten Ehe König Ludwigs[4]). So kam denn der König nach Italien mit Unterstützung der Venezianer

[1]) S. Anmerkung 1 zu Seite 51.
[2]) S. Anmerkung 2 zu Seite 60.
[3]) Römische Barone.
[4]) S. Anmerkung 2 zu Seite 59.

und Einwilligung Alexanders; und kaum war er in Mailand, so erhielt der Papst von ihm Truppen für die Unternehmung gegen die Romagna, woran ihn wegen des Ansehens Ludwigs niemand mehr zu hindern wagte. So konnte Cesare Borgia die Romagna erobern und die Colonna niederwerfen, aber zweierlei hinderte ihn, das Eroberte zu behaupten und weiter vorzudringen: die Unzuverlässigkeit seiner Truppen und der Widerstand Frankreichs; er mußte fürchten, daß die Truppen der Orsini, deren er sich bedient hatte, ihn im Stich ließen und ihn nicht nur an weiteren Eroberungen hinderten, sondern auch die bereits gemachten entrissen, und daß der König seinerseits das gleiche täte. Was er von den Orsini zu erwarten hatte, erfuhr er, als er nach der Eroberung von Faenza[1]) Bologna angriff, wo er sie beim Sturm recht säumig fand, und die Gesinnung König Ludwigs lernte er kennen, als er nach der Einnahme des Herzogtums Urbino[2]) die Toscana angreifen wollte und der König ihn zwang, von dem Unternehmen abzustehen. Daher beschloß der Herzog, sich hinfort von den Waffen und dem Glück andrer unabhängig zu machen. Zu diesem Zweck schwächte er zunächst die Parteien der Orsini und Colonna in Rom: alle ihre Anhänger, die Edelleute waren, gewann er für sich, indem er sie in sein Gefolge aufnahm und ihnen hohe Pensionen aussetzte; auch zeichnete er sie je nach ihren Fähigkeiten durch Stellen im Heer und in der Verwaltung aus, so daß binnen wenigen Monaten die Anhänglichkeit an ihre alte Partei in ihrem Herzen erlosch und sie sich ganz dem Herzog zuwandten. Danach wartete er auf eine Gelegenheit, die Orsini zu vernichten, wie er die Colonna geschwächt hatte. Sie bot sich ihm gut, und er nutzte sie besser. Die Orsini, die spät genug erkannt hatten, daß die Größe des Herzogs und der Kirche ihren Untergang bedeutete, hielten eine Versammlung ab zu Magione bei Perugia[3]). Hieraus entstand der Abfall von Urbino, die Aufstände in der Romagna und zahllose Gefahren für den Herzog[4]), deren er jedoch mit Hilfe der Franzosen Herr wurde. So gewann er sein Ansehen zurück; aber da er weder zu Frankreich noch zu einer andern auswärtigen Macht Vertrauen hatte und diese daher nicht auf die Probe stellen wollte, versuchte er es hinfort mit List. Er verstand so ausgezeichnet seine Gesinnung zu verbergen, daß die Orsini sich durch Vermittlung des Herrn Paolo[5]) mit ihm

---

[1]) Am 25. April 1501.
[2]) Am 21. Juni 1502.
[3]) Am 9. Oktober 1502.
[4]) Seine Truppen wurden am 17. Oktober 1502 von den Orsini geschlagen.
[5]) Paolo Orsini begab sich am 25. Oktober 1502 nach Imola, um mit Cesare Borgia zu verhandeln.

aussöhnten. Diesen wußte Cesare Borgia durch alle nur denkbaren Gefälligkeiten zu beruhigen, indem er ihm Geld, Kleider und Rosse schenkte, und so ließen sich die Orsini durch ihre Einfalt nach Sinigaglia in seine Gewalt locken[1]). Nachdem der Herzog die Häupter der Gegner vernichtet und ihre Anhänger sich zu Freunden gemacht hatte, war seine Macht fest gegründet: er besaß jetzt die ganze Romagna mit dem Herzogtum Urbino und durfte obendrein glauben, die Bevölkerung der Romagna für sich gewonnen zu haben, da sie unter ihm zuerst sich einer gewissen Wohlfahrt erfreuen konnte.

Da dieser Punkt Beachtung und Nachahmung durch andre verdient, will ich ihn hier nicht übergehen. Als der Herzog die Romagna in Besitz nahm, fand er sie in der Hand unfähiger Regenten, die ihre Untertanen eher ausplünderten als in Zucht hielten und ihnen eher Anlaß zur Zwietracht als zur Einigkeit gaben. So herrschten im ganzen Lande Raub, Streit und Gesetzlosigkeit aller Art. Er erkannte sofort, daß die Vorbedingung, um das Land zu Frieden und Gehorsam zurückzuführen, eine gute Regierung sei, und ernannte daher Messer Ramiro d'Orco[2]), einen grausamen und gewalttätigen Mann, dem er unumschränkte Vollmacht gab, zum Statthalter. Dieser stellte in kurzer Zeit Frieden und Eintracht wieder her und erwarb sich dadurch hohes Ansehen. Späterhin jedoch erachtete der Herzog eine so unumschränkte Machtvollkommenheit nicht mehr für nötig, da er fürchtete, sie möchte Haß erwecken, und stellte an die Spitze des Landes ein bürgerliches Gericht im Mittelpunkt der Provinz mit einem vortrefflichen Präsidenten, bei dem jede Stadt ihren Anwalt hatte. Da er aber wußte, daß die bisherige Härte ihn bei manchen verhaßt gemacht hatte, beschloß er, um sich die Herzen der Bevölkerung ganz zu erobern, ihr zu zeigen, daß, wenn Grausamkeiten geschehen seien, sie nicht ihm, sondern dem gewalttätigen Charakter des Statthalters zuzuschreiben seien. Er nahm eine passende Gelegenheit wahr und ließ Ramiro eines Morgens in Cesena auf offenem Marktplatz in zwei Stücke reißen[3]), und den Leichnam so daliegen mit einem Stück Holz und einem blutigen Messer zur Seite, ein Schauspiel, das durch seine Furchtbarkeit bei der Bevölkerung zugleich Genugtuung und Bestürzung erregte.

Aber kehren wir zu unserm Ausgangspunkt zurück. Der Herzog fand sich mächtig und zum Teil gegen die gegenwärtigen Gefahren

[1]) Am 31. Dezember 1502 ließ Cesare Borgia die von ihm abgefallenen Hauptleute, den Herzog von Gravina, Paolo Orsini, Oliverotto da Fermo und Vitellozzo Vitelli in Sinigaglia ermorden.

[2]) Sein eigentlicher Name ist Remigius de Lorqua.

[3]) Am 26. Dezember 1502.

gesichert, da er nunmehr über eigne Streitkräfte verfügte und die Machthaber, die ihm durch ihre Nähe gefährlich werden konnten, zum guten Teil vernichtet hatte. Aber wenn er in seinen Eroberungen fortfahren wollte, so blieb als Hemmnis die Sorge vor dem König von Frankreich, denn er wußte, daß Ludwig, der spät genug seinen Fehler eingesehen hatte, ihm das nicht gestatten würde. Er machte sich deshalb auf die Suche nach neuen Bundesgenossen und begann mit den Franzosen anläßlich ihres Zuges nach Neapel gegen die Spanier, die Gaeta belagerten, ein Doppelspiel zu treiben. Seine Absicht war, sie in seine Gewalt zu bekommen, und das wäre ihm auch gelungen, wenn Papst Alexander am Leben geblieben wäre[1]. Das war seine Politik im Hinblick auf die Gegenwart. Für die Zukunft aber hatte er in erster Linie zu fürchten, daß ein neues Oberhaupt der Kirche ihm feindlich gesinnt wäre und zu entreißen suchte, was Alexander ihm gegeben hatte. Dagegen gedachte er sich auf viererlei Weise zu sichern: erstens, indem er die Familien aller von ihm entthronten Machthaber ausrottete, um dem Papst in dieser Hinsicht jede Gelegenheit zum Eingreifen zu nehmen; zweitens, indem er alle römischen Adligen, wie erwähnt, für sich gewann, um durch sie den Papst in Schranken halten zu können; drittens, indem er das Kardinalskollegium soweit irgend möglich auf seine Seite brachte; viertens, indem er, ehe der Papst starb, genügend Macht erwarb, um dem ersten Ansturm aus eigner Kraft widerstehen zu können. Von diesen vier Zielen hatte er beim Tode Alexanders drei ganz und das vierte so gut wie erreicht. Von den entthronten Herrschern tötete er alle, deren er habhaft werden konnte, und nur ganz wenigen gelang es, sich zu retten; die römischen Adligen hatte er für sich gewonnen, im Kardinalskollegium verfügte er über einen sehr starken Anhang, und was die Eroberungen anbetraf, so hatte er den Plan gefaßt, sich zum Herrn der Toscana zu machen und besaß bereits Perugia[2] und Piombino[3], während er über Pisa die Schutzherrschaft ausübte[4]. Als wenn er auf Frankreich keinerlei Rücksicht zu nehmen hätte — was auch tatsächlich nicht mehr der Fall war, seitdem die Franzosen Neapel an die Spanier verloren hatten, so daß beide genötigt waren, seine Freundschaft zu erwerben —, rüstete er sich zum Angriff auf Pisa. Nach dem Fall dieser Stadt hätten Lucca und Siena sich sofort ergeben, teils aus

[1]) Als die Franzosen in dem mit Spanien um die Teilung des Königreichs Neapel geführten Krieg schwere Niederlagen erleiden (April 1503), sucht Cesare Borgia sich die Unterstützung der Spanier für die Eroberung Toscanas zu sichern; aber bereits am 18. August 1503 stirbt Alexander VI.

[2]) Seit 6. Januar 1503.

[3]) Seit 3. September 1501.

[4]) Seit 1503.

Mißgunst gegen die Florentiner, teils aus Furcht; die Florentiner aber hatten keinen Ausweg. Wäre ihm das alles geglückt — und es war nahe daran im selben Jahre, als Alexander starb —, so hätte er so viel Macht und Ansehen erworben, daß er aus eigner Kraft sich hätte behaupten können und nicht mehr von den Waffen und vom Glück andrer, sondern nur noch von seinen eignen Mitteln und Fähigkeiten abhängig gewesen wäre. Aber Alexander starb, fünf Jahre, nachdem Cesare Borgia das Schwert zum ersten Male gezogen hatte[1]), und dieser blieb zurück im sicheren Besitz nur der Romagna, während seine Herrschaft überall sonst in der Luft schwebte, mitten zwischen zwei übermächtigen feindlichen Heeren[2]) und krank auf den Tod. Und doch besaß der Herzog so viel Verwegenheit und Seelengröße, verstand sich so ausgezeichnet darauf, die Menschen zu gewinnen oder zu vernichten, und die Grundlagen, die er in so kurzer Zeit sich geschaffen hatte, waren so dauerhaft, daß er allen Schwierigkeiten gewachsen gewesen wäre, wenn er nicht diese Heere im Nacken gehabt hätte oder aber selbst gesund gewesen wäre. Daß seine Grundlagen dauerhaft waren, zeigte sich bald: denn die Romagna wartete über einen Monat auf ihn; in Rom war er, wenngleich halb tot, doch in Sicherheit, und obwohl die Baglioni[3]), Vitelli und Orsini dorthin kamen, vermochten sie nichts gegen ihn auszurichten; wenn er auch nicht einen Papst seiner Wahl durchsetzen konnte, so konnte er doch die Wahl eines ihm nicht genehmen verhindern. Wäre er nur beim Tode Alexanders gesund gewesen, so hätte er alles erreichen können. Er selbst sagte mir in den Tagen, als Julius II. gewählt wurde[4]), er habe alles überdacht, was eintreten könne, falls sein Vater stürbe, und für alles einen Ausweg gefunden — nur daran habe er nie gedacht, daß er beim Tode seines Vaters selbst auf den Tod liegen könnte.

Wenn ich alle Taten des Herzogs zusammenfasse, so wüßte ich nichts an ihm auszusetzen, vielmehr kann er füglich, wie ich auch getan habe, für alle als Vorbild hingestellt werden, die durch Glück und fremde Waffen zur Herrschaft gelangt sind. Denn bei seinem hohen Sinn und seinen großen Absichten konnte er unmöglich anders handeln; und das einzige, was seine Pläne zunichte machte, war die kurze Lebensdauer Alexanders und seine eigne Krankheit.

[1]) Am 18. August 1503 starb Alexander VI., im August 1498 war Cesare Borgia Herzog von Valentinois geworden und hatte Frankreichs Unterstützung für die Eroberung der Romagna zugesagt erhalten; er eröffnete den Feldzug jedoch erst Ende 1499.

[2]) Dem spanischen in Gaeta und dem französischen in Rom selbst.

[3]) Herrscher von Perugia.

[4]) Machiavelli war vom 27. Oktober 1503 an als florentinischer Gesandter in Rom. Julius II. bestieg den päpstlichen Stuhl am 1. November 1503.

Wer also lernen will, in seinem neu begründeten Fürstentum mit seinen Feinden fertig zu werden, sich Freunde zu verschaffen, durch Gewalt oder List den Sieg zu erringen, die Liebe und den Respekt seiner Untertanen, die Treue und Ergebenheit seiner Soldaten zu gewinnen, alle zu vernichten, die Macht und Anlaß haben, ihm zu schaden, die alten Ordnungen umzuändern, streng und beliebt, großherzig und freigebig zu sein, ein treuloses Heer aufzulösen und ein neues zu schaffen, sich die Freundschaft von Königen und Fürsten zu erhalten, so daß sie ihm bereitwillig zu Diensten sind und sich hüten, ihn zu kränken — der kann keine näher liegenden Beispiele finden als die Taten Cesare Borgias. Nur bei der Wahl von Papst Julius kann man ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er einen verkehrten Weg einschlug. Wenn er auch, wie gesagt, keinen ihm genehmen Papst durchsetzen konnte, so konnte er doch jede beliebige Wahl verhindern; und er durfte keinesfalls zugeben, daß ein Kardinal Papst wurde, den er gekränkt hatte oder der nach seiner Wahl Anlaß hatte, ihn zu fürchten. Denn die Menschen werden gefährlich aus Furcht oder Haß. Die, welche er gekränkt hatte, waren u. a. die Kardinäle von San Piero ad Vincula[1]) und San Giorgio[2]), Colonna und Ascanio[3]). Jeder andre hatte als Papst Anlaß, ihn zu fürchten, außer dem Erzbischof von Rouen und den Spaniern; diese nicht, weil sie ihm eng verbunden und verpflichtet waren, jener nicht auf Grund seiner Macht, weil er den König von Frankreich auf seiner Seite hatte. Daher mußte der Herzog in erster Linie für die Wahl eines Spaniers eintreten, und wenn er die nicht durchsetzen konnte, die Wahl des Erzbischofs von Rouen zulassen, nicht aber die des Kardinals von San Piero. Denn wer glaubt, daß die Großen über frischen Wohltaten alte Kränkungen vergessen, der täuscht sich. Der Herzog beging also bei dieser Wahl einen Fehler, und das war die Ursache seines schließlichen Untergangs.

Achtes Kapitel.

Von Fürsten, welche durch Verbrechen zur Herrschaft gelangt sind.

Es gibt noch zwei weitere Möglichkeiten, sich vom Privatmann zum Fürsten aufzuschwingen, die weder rein auf dem Glück noch rein auf dem Verdienst beruhen, und die ich nicht übergehen will,

---

[1]) Giuliano della Rovera, der spätere Papst Julius II.

[2]) Raffaello Riario di Savona.

[3]) Ascanio Sforza, der Sohn des verstorbenen Herzogs von Mailand, Gian Galeazzo.

wenngleich die eine ausführlicher erörtert werden kann, wo von der Republik die Rede ist. Diese beiden Möglichkeiten sind, daß einer durch verbrecherische und ruchlose Mittel zur Herrschaft gelangt oder, von der Gunst seiner Mitbürger getragen, Fürst in seiner Vaterstadt wird. Was den ersten Fall betrifft, so will ich ihn durch zwei Beispiele veranschaulichen, eins aus dem Altertum und eins aus der Gegenwart, ohne näher auf seine Bedingungen einzugehen, da man sich nötigenfalls nur an diese Vorbilder zu halten braucht.

Der Sizilianer Agathocles[1]) stieg nicht nur aus bürgerlichem, sondern aus niedrigem und verachtetem Stande zum König von Syrakus empor. Sohn eines Töpfers, führte er von Kindheit an ein verbrecherisches Leben. Doch besaß er bei all seinen Lastern solche geistigen und körperlichen Vorzüge, daß er als Soldat die Stufen der militärischen Laufbahn durchlief, bis er schließlich Prätor von Syrakus wurde. Nachdem er dieses Amt erlangt hatte, beschloß er, sich zum Fürsten aufzuschwingen, um durch Gewalt, und ohne anderen verpflichtet zu sein, das zu besitzen, was ihm freiwillig zugestanden worden war. Er verständigte sich wegen dieses Planes mit dem Karthager Hamilcar[2]), der an der Spitze eines Heeres in Sizilien Krieg führte; dann versammelte er eines Morgens Volk und Senat von Syrakus, als ob er Staatsangelegenheiten mit ihnen zu verhandeln hätte, und ließ auf ein verabredetes Zeichen von seinen Soldaten alle Senatoren und die Reichsten aus dem Volke niedermachen. Nach ihrem Tode riß er die Herrschaft an sich und übte sie aus, ohne irgendwelche inneren Unruhen. Und obwohl er von den Karthagern zweimal geschlagen und schließlich belagert wurde, konnte er nicht nur die Stadt verteidigen, sondern, während er einen Teil seiner Truppen zur Abwehr der Belagerer zurückließ, griff er mit den andern Afrika an, entsetzte Syrakus in kurzer Zeit und bedrängte die Karthager aufs äußerste, so daß sie genötigt waren, einen Vertrag mit ihm zu schließen, wonach sie sich mit dem Besitz von Afrika begnügten und Agathocles Sizilien überließen. Wer nun die Taten und das Leben des Agathocles betrachtet, wird wenig oder nichts finden, was auf Rechnung des Glückes käme. Hat er doch, wie oben erwähnt, nicht durch irgendwelche Gunst, sondern auf dem Wege über die militärischen Rangstufen, die er unter tausend Mühen und Gefahren erklommen hatte, die Herrschaft erlangt und sie durch eine Reihe kühner und gefährlicher Entschlüsse behauptet. Ebensowenig kann man es Verdienst nennen, wenn einer seine Mitbürger niedermetzelt, seine Freunde verrät, Treue, Glauben und

---

[1]) Fürst von Syrakus seit 317 v. Chr., gestorben 289 v. Chr.

[2]) Ein Vorfahre des Hamilcar Barcas.

Gottesfurcht nicht kennt. Auf diese Art kann man wohl Macht erwerben, aber keinen Ruhm. Wenn man die Tapferkeit erwägt, mit der Agathocles sich in Gefahr begab und daraus rettete, die Seelengröße, mit der er Unglück ertrug und überwand, dann verdient er den hervorragendsten Feldherren an die Seite gestellt zu werden. Aber seine barbarische Grausamkeit und Unmenschlichkeit samt seinen zahllosen Verbrechen gestatten nicht, ihn als hervorragenden Menschen zu preisen. Es läßt sich also weder dem Glück noch dem Verdienst zuschreiben, was er ohne beides erreicht hat.

Ein Beispiel aus unserer Zeit, aus den Tagen Alexanders VI., ist Oliverotto von Fermo. Früh verwaist, wurde er von einem Oheim mütterlicherseits, Giovanni Fogliani, aufgezogen und im ersten Jünglingsalter dem Paolo Vitelli übergeben, damit er unter ihm die Kriegskunst gründlich lernen und es zu einem hohen militärischen Posten bringen könne. Nach dem Tode Paolos[1]) kämpfte er unter dessen Bruder Vitellozzo und ward bald dank seiner militärischen Begabung und Kühnheit der erste Mann im Heere. Aber es erschien ihm als knechtisch, im Dienst eines andern zu stehen, und so plante er, mit Hilfe einiger Bürger von Fermo, denen an der Knechtschaft ihrer Vaterstadt mehr gelegen war als an ihrer Freiheit, und begünstigt von den Vitelli, Fermo zu besetzen. Er schrieb an Giovanni Fogliani, nachdem er lange Jahre fern von Hause gewesen sei, habe er den Wunsch, einmal ihn und seine Heimat wiederzusehen und das väterliche Erbe in Augenschein zu nehmen; und da er einzig und allein danach getrachtet habe, Ehre zu erwerben, wolle er seinen Mitbürgern zeigen, daß er seine Zeit nicht vergebens angewandt habe und deshalb in ehrenvollem Aufzuge kommen in Begleitung von hundert Freunden und Dienern zu Roß. Auch bat er ihn, freundlichst Sorge zu tragen, daß er von den Bürgern ehrenvoll empfangen werde, was nicht nur für ihn persönlich, sondern auch für Giovanni als seinen Pflegevater eine Auszeichnung sein würde. Giovanni ließ es an keinem Freundschaftsbeweise dem Neffen gegenüber fehlen; Oliverotto wurde von seinen Mitbürgern mit allen Ehren eingeholt und nahm in seinem Palaste Wohnung. Nachdem er einige Tage hatte verstreichen lassen, um alle Vorbereitungen für sein verbrecherisches Vorhaben zu treffen, gab er ein großes Fest[2]), wozu er Giovanni Fogliani und die ersten Bürger von Fermo einlud. Nachdem das Essen und die bei einem solchen Fest üblichen Vergnügungen vorüber waren, lenkte Oliverotto ge-

[1]) Er wurde unter dem Verdacht des Verrats von den Florentinern, deren Truppen er im Krieg gegen Pisa befehligt hatte, am 1. Oktober 1499 hingerichtet.

[2]) Am zweiten Weihnachtsfeiertag, 26. Dezember 1501.

schickt die Unterhaltung auf ein gefährliches Gebiet, indem er von der Größe des Papstes Alexander und seines Sohnes Cesare Borgia und ihren Unternehmungen sprach. Als Giovanni und die andern darauf eingingen, erhob er sich mit einem Male und sagte, das seien Dinge, worüber man an einem geheimeren Orte reden müsse. Damit zog er sich in eine Kammer zurück, wohin Giovanni und alle andern Bürger ihm folgten. Kaum aber hatten sie Platz genommen, als aus dem Versteck Soldaten hervorbrachen und Giovanni samt allen andern niedermachten. Nach dieser Metzelei stieg Oliverotto zu Pferde, ritt durch die Stadt und belagerte die Stadtobersten im Rathaus, so daß sie aus Furcht ihm willfahren mußten und eine Regierung bildeten, zu deren Oberhaupt er sich machte. Nachdem alle tot waren, die wegen ihrer Unzufriedenheit ihm hätten gefährlich werden können, befestigte er seine Stellung durch Neuordnung der Verwaltung und des Heeres, so daß er im Laufe des einen Jahres, wo er die Herrschaft innehatte, nicht nur in der Stadt Fermo festen Fuß gefaßt hatte, sondern auch der Schrecken all seiner Nachbarn geworden war. Und seine Niederwerfung wäre ebenso schwierig gewesen wie die des Agathocles, wenn er sich nicht von Cesare Borgia hätte ins Garn locken lassen, als dieser in Sinigaglia, wie oben erzählt, die Orsini und Vitelli gefangennahm. Dort wurde auch Oliverotto gefangengenommen, ein Jahr nach der Ermordung seines Oheims, und zusammen mit Vitellozzo, seinem Vorbild im Guten und Schlechten, erdrosselt.

Man könnte fragen, woher es kommt, daß Agathocles und andre seinesgleichen nach unzähligen Verrätereien und Grausamkeiten sich eines langen, sicheren Lebens in ihrer Vaterstadt erfreuen und der auswärtigen Feinde erwehren konnten und daß ihre Mitbürger nie sich gegen sie verschworen, während viele andre durch Grausamkeiten nicht einmal im Frieden ihre Herrschaft zu behaupten vermochten, geschweige denn in unsicheren Kriegszeiten. Ich glaube, das hängt davon ab, ob die Grausamkeiten gut oder schlecht angewandt sind. Gut angewandt kann man diejenigen nennen — wenn anders man das Schlechte gut nennen darf —, die ein Fürst begeht aus Notwendigkeit, um sich zu sichern, und bei denen er späterhin nicht verharrt, sie vielmehr, soweit möglich, zum Wohle der Untertanen zu wenden sucht. Schlecht angewandt sind diejenigen, welche zwar im Anfang gering an Zahl sind, mit der Zeit aber eher zunehmen als verschwinden. Herrscher, welche den ersten Weg einschlagen, wie Agathocles, können mit Gottes und der Menschen Hilfe irgendein Mittel zur Sicherung ihrer Stellung finden. Die andern können sich unmöglich behaupten. Daraus ist zu entnehmen, daß ein Eroberer gleich, wenn er einen Staat in Besitz nimmt, alle Gewalttaten, die er nicht umgehen kann, sich vergegenwärtigen

und alle auf einen Schlag ausführen sollte, damit er nicht jeden Tag von neuem damit zu beginnen braucht, sondern, indem er sie nicht wiederholt, die Gemüter der Untertanen beruhigen und ihre Herzen durch Wohltaten für sich gewinnen kann. Wer aus Furchtsamkeit oder Mangel an Einsicht anders handelt, muß beständig das Schwert in der Hand führen und kann sich nie auf seine Untertanen verlassen, da diese wegen der immer neuen und andauernden Gewalttaten nie Vertrauen zu ihm fassen können. Gewalttaten muß man alle auf einmal begehen, damit sie weniger empfunden werden und dadurch weniger erbittern. Wohltaten dagegen muß man nach und nach erweisen, damit sie nachhaltiger wirken. Vor allem aber muß ein Fürst sein Verhalten gegenüber seinen Untertanen so einrichten, daß er es bei keinem Glücks- oder Unglücksfall zu ändern braucht; denn wenn er im Unglück in eine Notlage gerät, so fehlt ihm die Macht zu strafen, und Wohltaten nützen ihm nicht, weil sie erzwungen wirken und niemand ihm Dank dafür weiß.

Neuntes Kapitel.

Vom Volksfürsten.

Ich komme zu der andern Möglichkeit, daß ein Bürger nicht durch Verbrechen oder unerträgliche Gewalttaten, sondern getragen von der Gunst seiner Mitbürger die Herrschaft über seine Vaterstadt erlangt. Diesen Mann könnte man einen Volksfürsten nennen, und es zu werden, erfordert nicht so sehr reines Glück oder Verdienst als eine von Glück begleitete Schlauheit. Man gelangt zu dieser Würde durch die Gunst des Volkes oder die Gunst der Großen. Denn in jeder Stadt finden sich zwei entgegengesetzte Strömungen, insofern das Volk sich nicht von den Großen beherrschen und unterdrücken lassen will, und die Großen darauf ausgehen, das Volk zu beherrschen und zu unterdrücken. Und diese entgegengesetzten Tendenzen führen zu drei verschiedenen Ergebnissen: zur Alleinherrschaft, zur Freiheit oder zur Willkür. Die Alleinherrschaft wird herbeigeführt vom Volke oder von den Großen, je nachdem die eine oder die andre Partei Gelegenheit dazu findet. Denn wenn die Großen merken, daß sie dem Volke nicht Widerstand leisten können, häufen sie alle Ehren auf einen aus ihrer Mitte und machen ihn zum Fürsten, um durch ihn gedeckt ihre Gelüste befriedigen zu können. Und das gleiche tut das Volk, wenn es merkt, daß es den Großen nicht Widerstand leisten kann, um in einem solchen Fürsten einen mächtigen Beschützer zu finden. Wer zur Herrschaft gelangt mit Hilfe der Großen, behauptet sich weniger leicht, als wer mit Hilfe

des Volkes Fürst geworden ist. Denn er findet sich als Herrscher umgeben von vielen, die ihm seinesgleichen zu sein scheinen, und kann ihnen daher nicht befehlen noch nach Gutdünken mit ihnen verfahren. Aber wer zur Herrschaft gelangt durch Gunst des Volkes, steht allein da und hat keinen oder wenige um sich, die nicht bereit sind zu gehorchen. Außerdem kann man den Großen nicht zu Gefallen sein, ohne andre zu schädigen, wohl aber dem Volke. Denn das Verlangen des Volkes ist berechtigter als das Verlangen der Großen, da diese auf Bedrückung ausgehen, das Volk aber nur auf Schutz gegen Bedrückung. Ferner kann ein Fürst sich gegen ein feindseliges Volk nie sichern, da es zu zahlreich ist, wohl aber gegen die Großen, da ihrer nur wenige sind. Das Schlimmste, was der Fürst von einem feindlich gesinnten Volke zu gewärtigen hat, ist, daß es ihn im Stich läßt. Hat er aber die Großen zu Feinden, so muß er nicht nur fürchten, daß sie ihn im Stich lassen, sondern auch, daß sie gegen ihn vorgehen. Denn da sie weitsichtiger und schlauer sind, bringen sie sich immer noch rechtzeitig in Sicherheit und suchen sich gut zu stellen mit dem, dessen Sieg sie erwarten. Endlich muß der Fürst zwar immer mit demselben Volke leben, wohl aber kann er ohne dieselben Großen auskommen, da er sie alle Tage stürzen und neue ernennen und nach Gutdünken Würden verleihen und nehmen kann.

Um diese Frage noch mehr zu klären, bemerke ich, daß es hauptsächlich zwei Gesichtspunkte für die Beurteilung der Großen gibt. Ihr Betragen ist entweder derart, daß sie ihr Schicksal ganz an das des Fürsten binden, oder so, daß sie dies vermeiden. Im ersten Falle verdienen sie, wenn sie nicht raubgierig sind, Ehre und Freundschaft. Im andern Falle sind zwei Möglichkeiten zu unterscheiden. Entweder sie halten sich zurück aus Zaghaftigkeit und angeborenem Mangel an Mut: dann muß der Fürst sich zumal der Fähigen unter ihnen bedienen, denn sie erwerben ihm in guten Zeiten Ehre und können ihm in schlechten nicht gefährlich werden. Wenn sie jedoch absichtlich und aus Ehrgeiz eine Bindung vermeiden, so ist das ein Zeichen, daß sie mehr an sich als an den Fürsten denken; vor ihnen muß der Herrscher sich daher hüten und sie wie offene Feinde fürchten, denn stets werden sie im Unglück helfen, ihn zu stürzen.

Es muß also, wer durch die Gunst des Volkes Fürst wird, sich dessen Freundschaft erhalten, was nicht schwer ist, da das Volk nichts weiter verlangt als Schutz gegen Unterdrückung.

Wer aber gegen das Volk durch die Gunst der Großen zur Herrschaft gelangt, muß vor allem danach trachten, das Volk für sich zu gewinnen, was ihm leicht gelingt, wenn er seinen Schutz übernimmt. Da die Menschen einem, der ihnen Gutes tut, um so

dankbarer sind, wenn sie Schlechtes von ihm erwartet hatten, so hängt das Volk sofort mehr an ihm, als wenn er durch seine Gunst die Herrschaft erlangt hätte. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, das Volk zu gewinnen, die von den Umständen abhängen und sich daher nicht in bestimmte Regeln fassen lassen, weshalb ich sie hier übergehe. Ich will nur so viel sagen, daß ein Fürst das Volk zum Freund haben muß; sonst ist er im Unglück ohne Hilfe. Nabis, der König von Sparta[1]), widerstand dem Ansturm von ganz Griechenland und einem sieggewohnten römischen Heer und verteidigte gegen beide seine Vaterstadt und sein Reich, und er brauchte nur, als die Gefahr hereinbrach, einige wenige festzunehmen. Hätte er aber das Volk zum Feind gehabt, so hätte das nicht genügt. Man wende gegen meine Ansicht nur nicht jenes abgedroschene Sprichwort ein: „Wer dem Volk vertraut, hat auf Sand gebaut." Das trifft zu, wenn ein gewöhnlicher Bürger sich auf das Volk verläßt und sich einbildet, es werde ihn befreien, wenn ihm von Feinden oder der Obrigkeit Gewalt angetan wird. In diesem Fall wird er oft eine Enttäuschung erleben, wie die Gracchen in Rom und Giorgio Scali in Florenz[2]). Aber wenn ein Fürst sich auf das Volk verläßt, der zu befehlen versteht und tapfer ist, im Unglück nicht verzagt, die andern Vorsichtsmaßregeln nicht außer acht läßt und mit seinem Geist und Willen die Menge belebt, so wird er nie enttäuscht werden, vielmehr finden, daß er auf festen Grund gebaut hat.

Eine solche Herrschaft gerät gewöhnlich in Gefahr, wenn aus dem Volksfürstentum ein unumschränktes werden soll. Die Fürsten üben nämlich die Gewalt entweder persönlich aus oder durch Vermittlung der städtischen Obrigkeiten. Im letzteren Falle ist ihre Stellung schwächer und gefährdeter, da sie gänzlich abhängig sind vom guten Willen der Bürger, die an der Spitze der Behörden stehen. Diese können ihnen, zumal in Zeiten der Bedrängnis, leicht die Herrschaft entreißen, durch offenen Widerstand oder Gehorsamsverweigerung. Der Fürst ist aber in der Gefahr nicht imstande, die Alleinherrschaft zu übernehmen; denn die Bürger und Untertanen, die gewohnt sind, die Befehle von den städtischen Obrigkeiten zu erhalten, werden gerade in der Not nicht ohne weiteres seinen Befehlen gehorchen, und er wird in kritischen Zeiten immer an zuverlässigen Leuten Mangel haben. Denn ein solcher Fürst kann sich nicht verlassen auf seine Beobachtungen aus friedlichen Tagen, wo die Bürger den Staat brauchen: Da rennt jeder, jeder verspricht, und alle wollen in den Tod für ihn gehen, solange der Tod fern ist.

[1]) Tyrann von Sparta zwischen 205 und 192 v. Chr.

[2]) Er wurde am 17. Januar 1382 hingerichtet.

In Zeiten der Not aber, wo der Staat die Bürger braucht, da sind wenige zu finden. Diese Probe ist um so gefährlicher, als man sie nur einmal machen kann. Daher muß ein kluger Fürst es so einzurichten verstehen, daß seine Bürger stets und in jeder Lage den Staat und ihn selbst nötig haben: dann werden sie stets treu sein.

Zehntes Kapitel.

Von dem Maßstab für die Kräfte eines Fürstentums.

Man muß bei der Untersuchung über die Natur der Fürstentümer noch etwas andres in Betracht ziehen, ob nämlich ein Fürst so viel Macht besitzt, daß er im Notfall sich durch eigne Kraft behaupten kann, oder ob er stets andre zu seinem Schutze braucht. Um den Unterschied klarer zu machen, bemerke ich, daß ich die für fähig halte, sich selbst zu behaupten, die über so viel Geld oder Leute verfügen, daß sie imstande sind, ein ausreichendes Heer aufzustellen und jedem, der sie angreift, eine Schlacht zu liefern; ebenso sind nach meiner Meinung diejenigen stets auf andre angewiesen, die sich dem Feinde nicht auf offenem Felde stellen können, sondern genötigt sind, hinter ihre Mauern zu flüchten und diese zu verteidigen. Den ersten Fall habe ich besprochen und werde weiterhin das Nötige darüber sagen. Zum zweiten Fall ist nichts weiter zu bemerken, als daß ein solcher Fürst am besten tut, seine Stadt stark zu befestigen und das Land preiszugeben. Wenn er seinen Besitz gut befestigt und im übrigen in seinem Verhalten zu den Untertanen die im vorhergehenden und folgenden gegebenen Regeln beobachtet hat, so wird keiner so leicht ihn angreifen. Denn die Menschen scheuen stets vor Unternehmungen zurück, die schwierig erscheinen, und ein Angriff auf einen Fürsten, der seine Stadt wohlbefestigt und sein Volk nicht zum Feind hat, bietet keinerlei Aussicht auf Erfolg.

Die deutschen Städte erfreuen sich großer Freiheit, haben ein geringes Weichbild, gehorchen dem Kaiser, wenn sie Lust haben, und fürchten weder ihn noch irgendeinen Machthaber in ihrer Nachbarschaft; denn sie sind so stark befestigt, daß jeder ihre Eroberung für mühselig und schwierig halten muß. Alle nämlich haben wohl angelegte Mauern und Gräben und ausreichende Bestückung. In den städtischen Speichern ist stets Vorrat an Speise, Trank und Brennholz für ein Jahr. Ferner haben sie, um das Volk ohne Verluste für den Stadtsäckel ernähren zu können, stets öffentliche Arbeitsgelegenheit für ein Jahr in den Gewerbebetrieben, die der Lebensnerv der Stadt sind und wo das Volk seinen Unterhalt findet. Auch

halten sie die militärischen Übungen hoch in Ehren und haben obendrein viele Verordnungen zu ihrer Förderung. Ein Fürst also, der eine stark befestigte Stadt besitzt und sich nicht verhaßt macht, kann nicht angegriffen werden. Und wenn sich doch ein Angreifer findet, wird er mit Schimpf und Schande abziehen müssen. Denn die Dinge auf Erden sind so wandelbar, daß unmöglich der Gegner ein ganzes Jahr müßig mit dem Heere im Felde liegen kann, um ihn zu belagern. Man könnte einwenden, wenn das Volk seine Besitzungen außerhalb der Mauern hat und in Flammen aufgehen sieht, werde es die Geduld verlieren und über der langen Belagerung und der Selbstliebe die Treue gegen den Fürsten vergessen. Darauf erwidere ich, daß ein mächtiger und mutiger Fürst stets all diese Schwierigkeiten überwinden wird, indem er den Untertanen bald Hoffnung einflößt, daß das Unglück nicht von langer Dauer sein wird, bald Furcht vor den Grausamkeiten des Feindes, dann wieder geschickt sich derer bemächtigt, die ihm zu kühn erscheinen. Außerdem wird der Feind naturgemäß das Land bei seinem Anmarsch verwüsten und niederbrennen, zu einer Zeit, wo die Bewohner noch begeistert und entschlossen zur Gegenwehr sind; um so weniger braucht der Fürst sich zu sorgen, denn nach einigen Tagen, wenn die Begeisterung sich abgekühlt hat, ist der Schaden schon geschehen, die Leiden erduldet und keine Abhilfe mehr möglich. Dann aber scharen sich die Untertanen nur noch enger um ihren Fürsten, da sie glauben, daß er ihnen verpflichtet ist, weil sie um seinetwillen Haus und Hof verloren haben. Denn die Menschen sind so geartet, daß Wohltaten, die sie erweisen, sie ebenso miteinander verbinden, wie solche, die sie empfangen. Daher ist es, alles wohl erwogen, für einen klugen Fürsten nicht schwer, beim Beginn und im Verlaufe einer Belagerung den Mut der Einwohner aufrechtzuerhalten, wenn sie nur genug Lebensmittel und Waffen haben.

Elftes Kapitel.

Von den geistlichen Fürstentümern.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, von den geistlichen Fürstentümern zu reden. Hier liegen alle Schwierigkeiten vor dem Besitz: denn ihr Erwerb erfordert Glück oder Verdienst, ihre Behauptung aber weder das eine noch das andre. Ihre Stütze sind altüberlieferte, heilige Ordnungen, und diese sind so mächtig, daß sie den Herrscher an seinem Platze erhalten, einerlei, wie er lebt und sich beträgt. Nur diese Herrscher haben Staaten, ohne sie zu verteidigen, und Untertanen, ohne sie zu regieren, und die Staaten gehen ihnen

nicht verloren, obwohl sie schutzlos sind, und die Untertanen kümmern sich nicht darum, daß sie nicht regiert werden, und wollen und können nicht von ihnen abfallen. Nur diese Fürsten also genießen Sicherheit und Glück. Aber da sie höheren Gesetzen unterworfen sind, die der menschliche Verstand nicht fassen kann, will ich nicht weiter von ihnen reden. Denn da Gott ihr Gründer und Beschirmer ist, wäre es anmaßend und vermessen, über sie zu urteilen. Ich will nur auf die Frage eingehen, woher es kommt, daß die weltliche Macht der Kirche einen solchen Aufschwung genommen hat, daß vor Alexander die italienischen Machthaber, und nicht nur die eigentlichen Machthaber, sondern jeder kleine Baron und Herr sie gering achtete, und jetzt der König von Frankreich vor ihr zittert und der Papst[1]) imstande war, ihn aus Italien zu vertreiben[2]) und die Venezianer zugrunde zu richten[3]). Obwohl die Entwicklung bekannt ist, scheint es mir doch nicht überflüssig, sie in ihren Hauptzügen ins Gedächtnis zurückzurufen.

Bevor König Karl VIII. von Frankreich nach Italien kam, teilten sich in die Herrschaft dieses Landes der Papst, die Venezianer, der König von Neapel, der Herzog von Mailand und die Florentiner. Diese Mächte hatten ihr Augenmerk hauptsächlich auf zweierlei zu richten: einmal, daß kein Fremder an der Spitze eines Heeres in Italien eindrang, und dann, daß keiner von ihnen sein Reich vergrößerte. Ihre Hauptsorge galt dem Papst und den Venezianern. Um Venedig Halt zu gebieten, mußten alle übrigen sich verbinden, wie bei der Verteidigung von Ferrara[4]), und um den Papst in Schach zu halten, bedienten sie sich der römischen Barone. Da diese in zwei Parteien, die Orsini und Colonna, gespalten waren, gab es zwischen ihnen stets Anlaß zu Streitigkeiten, und indem sie sich mit den Waffen in der Hand unter den Augen des Papstes gegenüberstanden, schwächten sie dessen Macht. Wenn auch von Zeit zu Zeit ein tatkräftiger Mann, wie Sixtus[5]), auf den päpstlichen Stuhl kam, so konnte er doch trotz allem Glück und Geschick diesem Mißstand kein Ende machen. Schuld daran war die kurze Regierungszeit. Denn in den zehn Jahren, die ein Papst im Durchschnitt noch lebte, gelang es ihm mit Mühe und Not eine der Parteien zu Boden zu werfen, und wenn z. B. der eine Papst die Macht der Colonna

---

[1]) Julius II.

[2]) Durch die „Heilige Liga“, 1512.

[3]) Durch die Liga von Cambrai, 1508.

[4]) 1482 bildete sich zur Verteidigung des Markgrafen Ercole d'Este gegen die Venezianer eine Liga zwischen Papst Sixtus IV., König Alfons von Neapel, Lorenzo il Magnifico und Lodovico Sforza, Herzog von Mailand.

[5]) Sixtus IV., 1471—1484.

fast gebrochen hatte, so war der nächste gewiß ein Feind der Orsini, der jenen wieder emporhalf und keine Zeit fand, die Orsini zu vernichten. So kam es, daß die weltliche Macht des Papstes in Italien in geringem Ansehen stand. Darauf gelangte Alexander VI. auf den päpstlichen Stuhl[1]), der wie keiner seiner Vorgänger zeigte, welche Überlegenheit ein Papst durch Geld und Waffengewalt erringen konnte: durch den Arm des Cesare Borgia und bei Gelegenheit des französischen Einmarsches führte er alle die Unternehmungen aus, die ich oben anläßlich der Taten des Herzogs geschildert habe. Wenn er damit auch nicht die Größe der Kirche, sondern die des Herzogs bezweckte, kam, was er tat, doch der Kirche zugute, die nach seinem Tode und dem Untergang des Herzogs[2]) die Früchte seiner Mühen erntete. So fand Papst Julius den Kirchenstaat bereits mächtig vor: die ganze Romagna war ihm einverleibt, die römischen Barone waren bezwungen und die Macht der Parteien dank Alexander VI. gebrochen. Ferner fand er neue Geldquellen erschlossen, die man vor Alexander nicht gekannt hatte. Diese Politik setzte Julius II. nicht nur fort, sondern baute sie noch weiter aus: er beschloß, Bologna für sich zu gewinnen, die Macht Venedigs zu brechen und die Franzosen aus Italien zu vertreiben, und alle diese Unternehmungen glückten ihm, was ihm um so mehr Ruhm eintrug, als er alles nur tat, um die Macht der Kirche zu mehren, nicht die irgend eines einzelnen. Die Parteien der Orsini und Colonna hielt er wie sein Vorgänger in Schranken; wenn es unter ihnen auch manchen Anlaß zum Streit geben mochte, so wirkte doch zweierlei dafür, daß sie Frieden hielten: einmal die Macht der Kirche, die ihnen Furcht einflößte, sodann die Tatsache, daß sie keine Kardinäle hatten, die die eigentlichen Urheber der Zwistigkeiten zwischen ihnen sind. Nie werden diese Parteien sich ruhig verhalten, so oft sie Kardinäle unter sich zählen. Denn diese begünstigen in Rom und anderwärts das Parteiwesen, und die Barone sind genötigt, sie zu verteidigen, so daß durch den Ehrgeiz der Prälaten Zwietracht und Aufruhr unter den Baronen entsteht. So hat denn Seine Heiligkeit Papst Leo[3]) das Papsttum auf dem Gipfel der Macht gefunden, und wenn seine Vorgänger es durch Waffentaten groß gemacht haben, so darf man von ihm erhoffen, daß er es durch seine Güte und seine unzähligen andern Tugenden herrlich und verehrungswürdig machen wird.

---

[1]) 1492.

[2]) Cesare Borgia wurde von Julius II. gefangengehalten, bis er die ganze Romagna abgetreten hatte (1504). Er ging nach Spanien und fiel 1507 bei der Belagerung von Viana.

[3]) Leo X. aus dem Hause Medici, Sohn des Lorenzo Magnifico und Oheim des Lorenzo, dem der „Principe“ gewidmet ist; Papst 1513—1521.

Zwölftes Kapitel.

Von den verschiedenen Arten der Streitkräfte und von den Söldnern.

Nachdem ich im einzelnen alle Eigenschaften derjenigen Fürstentümer, von denen ich eingangs zu reden mir vorgenommen, durchgesprochen, die Ursachen ihres Gedeihens und Verfalls dargelegt und die Mittel, mit denen viele sie zu erobern und zu behaupten versucht, aufgezeigt habe, bleibt mir noch übrig, im allgemeinen die Möglichkeiten des Angriffs und der Verteidigung, die bei ihnen allen bestehen, zu erörtern. Wir haben oben betont, daß ein Fürstentum vor allem gute Grundlagen haben muß, andernfalls es mit Notwendigkeit untergeht. Die hauptsächlichen Grundlagen für alle Staaten, sowohl neu begründete wie altererbte und zusammengesetzte, sind gute Gesetze und ein gutes Heer. Da aber gute Gesetze nicht bestehen können, wo ein gutes Heer fehlt, und wo dieses vorhanden ist, auch jene sich finden müssen, will ich auf die Gesetze nicht eingehen und nur von dem Heerwesen reden. Das Heer, womit ein Fürst seinen Staat verteidigt, ist nun entweder sein eignes, oder es besteht aus Söldnern oder aus Hilfstruppen oder aus beiden zusammen. Söldner und Hilfstruppen sind unnütz und gefährlich, und eine Herrschaft, die sich auf Söldner stützt, wird nie dauerhaft und sicher sein. Denn sie sind uneins, machtgierig, zuchtlos und verräterisch, verwegen in Freundesland, feige vor dem Feinde, ohne Furcht vor Gott, ohne Treue gegen die Menschen. Der Untergang bleibt nur so lange aus, als ein Angriff ausbleibt; im Frieden plündern *sie* das Land aus, im Kriege der Feind. Der Grund hierfür ist, daß sie an nichts weiter hängen und nichts andres sie bei der Fahne hält, als ein wenig Sold, der nicht bewirken kann, daß sie bereit wären, für den Fürsten in den Tod zu gehen. Sie wollen wohl seine Soldaten sein, solange er keinen Krieg führt; aber wenn der Krieg kommt, fliehen sie oder ziehen ab. Es dürfte mir nicht schwer fallen, für diese Behauptung Glauben zu finden, denn der jetzige Verfall Italiens hat keine andre Ursache, als daß das Land sich lange Jahre auf Söldnertruppen verlassen hat. Der eine oder andre Staat verdankte ihnen wohl einen Erfolg, und untereinander schienen sie kühn zu sein. Als jedoch die Fremden kamen, zeigten sie ihre wahre Natur, sodaß König Karl von Frankreich[1]) Italien

[1]) Seine Truppen fanden so wenig Widerstand, daß sie nur mit der Kreide die Quartiere zu bezeichnen brauchten, um eine Stadt zu besetzen. Das Wort stammt nach Comines' Memoiren von Alexander VI.

mit der Kreide in der Hand erobern konnte. Und wenn jemand gesagt hat[1]), unsere Sünden seien schuld daran gewesen, so hatte er freilich recht; nur waren es nicht die, welche er meinte, sondern die, welche ich auseinandergesetzt habe; und da die Fürsten sie begangen hatten, so haben sie auch dafür büßen müssen.

Ich will noch gründlicher darlegen, wie unheilvoll das Söldnerwesen wirkt. Ein Söldnerführer ist entweder ein hervorragender Feldherr oder nicht. Im ersteren Falle kann sich der Fürst nicht auf ihn verlassen, denn er wird stets seine eigne Macht zu begründen suchen, indem er entweder seinen Herrn oder gegen dessen Willen andre niederwirft. Ist er aber nicht tüchtig, so führt er den Untergang des Fürsten auf dem gewöhnlichen Wege herbei. Wendet man ein, daß jeder, der die Waffen in der Hand hat, so handeln wird, ob er Söldner ist oder nicht, so möchte ich entgegnen, daß die Truppen entweder im Dienste eines Fürsten oder einer Republik stehen. Der Fürst muß persönlich ins Feld ziehen und sein eigner Feldherr sein; die Republik muß einen ihrer Bürger ausschicken, und wenn er sich als nicht tüchtig herausstellt, ihn absetzen, ist er aber ein hervorragender Feldherr, ihn durch die Gesetze in Schranken halten. Auch zeigt die Erfahrung, daß Alleinherrscher und wehrhafte Republiken glänzende Erfolge erzielen, die Söldnertruppen aber stets nur Schaden anrichten. Ferner gerät eine Republik mit eignen Truppen nicht so leicht unter die Botmäßigkeit eines ihrer Bürger als eine mit fremden. So waren Rom und Sparta jahrhundertelang wehrhaft und frei. Die Schweizer übertreffen alle andern an Wehrhaftigkeit und Freiheit. Ein Beispiel für das Söldnerwesen im Altertum haben wir an den Karthagern, die nach dem ersten Krieg mit den Römern fast dem Aufstande ihrer Söldner erlegen wären, obwohl diese von ihren eignen Mitbürgern befehligt wurden. Philipp von Mazedonien wurde nach dem Tode des Epaminondas von den Thebanern zum Befehlshaber ihrer Truppen ernannt, und nach dem Sieg raubte er ihnen die Freiheit. Die Mailänder warben nach dem Tode des Herzogs Philipp[2]) Francesco Sforza an gegen die Venezianer. Er besiegte die Feinde bei Caravaggio[3]) und verband sich mit ihnen, um die Mailänder, seine Herren, zu überwältigen. Sein Vater Sforza, der im Dienste der Königin Johanna von Neapel stand, ließ sie plötzlich wehrlos zurück[4]), so daß sie, um ihr Reich nicht zu verlieren, genötigt war, sich dem König von Aragonien in die

[1]) Vielleicht Savonarola?

[2]) Filippo Visconti, gestorben 13. August 1447.

[3]) 15. September 1448.

[4]) 1426.

Arme zu werfen[1]). Wenn die Venezianer und Florentiner bisher ihre Macht mit Hilfe der Söldnertruppen vergrößern konnten und ihre Feldherren trotzdem nicht die Herrschaft an sich gerissen, sondern sie verteidigt haben, so habe ich darauf zu erwidern, daß die Florentiner in diesem Fall vom Glück begünstigt worden sind. Denn von den hervorragenden Feldherren, die sie Anlaß hatten zu fürchten, haben einige nicht gesiegt, andre haben Widerstand gefunden, andre haben ihrem Ehrgeiz ein andres Ziel gesetzt. Nicht gesiegt hat Giovanni Acuto[2]), dessen Treue man infolgedessen nicht erproben konnte. Jeder aber wird zugeben, daß Florenz, wenn er gesiegt hätte, in seiner Hand gewesen wäre. Sforza hatte stets die Partei des Braccio gegen sich, so daß beide sich gegenseitig bewachten[3]). Francesco richtete seine Machtpläne gegen die Lombardei, Braccio gegen den Kirchenstaat und das Königreich Neapel. Aber kommen wir zu einem Fall aus jüngster Vergangenheit. Die Florentiner hatten Paolo Vitelli[4]) zu ihrem Feldherrn ernannt, einen höchst umsichtigen Mann, der als einfacher Bürger zu hohem Ansehen gelangt war. Wenn dieser Pisa erobert hätte, so wird niemand leugnen, daß die Florentiner genötigt waren, zu ihm zu halten. Denn wenn er in den Dienst ihrer Feinde trat, so waren sie verloren. Behielten sie ihn aber, so mußten sie ihm gehorchen. Betrachtet man die Erfolge der Venezianer, so erkennt man, daß ihre Unternehmungen glatt und ruhmvoll verliefen, solange sie selbst in den Krieg zogen — das war der Fall, ehe sie ihre Unternehmungen auf das Festland richteten. Damals kämpften der Adel und das bewaffnete Volk mit großer Tapferkeit; als sie aber auf dem Festland Krieg zu führen begannen, gaben sie diese treffliche Gewohnheit auf und folgten dem italienischen Brauch. In der ersten Zeit ihrer Ausdehnung zu Lande hatten sie infolge ihres geringen Besitzes dort und ihres hohen Ansehens wenig von ihren Feldherren zu fürchten[5]). Als sie sich jedoch weiter ausbreiteten, was unter Carmagnola[6]) geschah, bekamen sie die Folgen ihres Fehlers zu spüren. Sie kannten ihn als glänzenden Feldherrn — hatten sie doch unter seiner Führung den Herzog von Mailand geschlagen[7]) —, andrer-

[1]) Johanna II. (1414—1435) adoptierte König Alfons I. von Aragonien und machte ihn zu ihrem Nachfolger.

[2]) Ein Engländer namens John Hawkwood, der von 1361 bis zu seinem Tode 1393 als Condottiere an vielen Kriegen in Italien teilnahm.

[3]) Die Rivalität dieser beiden berühmten Condottierefamilien zog sich durch mehrere Generationen hindurch.

[4]) S. Anmerkung 1 zu Seite 75.

[5]) Eroberung von Treviso 1339.

[6]) Eroberung von Bergamo und Brescia 1428.

[7]) Bei Maclodio, 11. Oktober 1427.

seits hatten sie gemerkt, wie erkaltet sein Eifer war, und so meinten sie, daß sie mit ihm nicht mehr siegen könnten, weil er nicht wollte, noch ihn entlassen dürften, um nicht ihre Eroberungen wieder zu verlieren. Sie sahen sich daher genötigt, ihn zu töten, um seiner sicher zu sein[1]). Bei den Feldherren, die sie weiterhin hatten, Bartolomeo von Bergamo[2]), Ruberto von San Severino[3]), dem Grafen von Pitigliano[4]) und andern, hatten sie nur die Niederlage, nicht den Sieg zu befürchten. So geschah es denn auch bei Vailà, wo sie an einem Tage verloren, was sie in acht Jahrhunderten unter so großen Mühen erobert hatten. Denn es liegt im Wesen der Söldnertruppen, daß ihre Fortschritte langsam, spät und unsicher sind und ihre Verluste plötzlich und unerhört. Da ich nun mit diesen Beispielen mich auf italienischen Boden begeben habe, wo das Söldnerwesen lange Jahre geherrscht hat, will ich es noch aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten, damit man auf Grund der Kenntnis seines Ursprungs und seiner Entwicklung eher die Mittel zur Abhilfe findet.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß, als vor nicht zu langer Zeit die Herrschaft des Kaisers in Italien erschüttert zu werden begann und der Papst zu größerer weltlicher Macht gelangte, Italien in eine große Reihe von Staaten zerfiel. Viele reiche Städte griffen zu den Waffen gegen ihre Adligen, die sie bisher, gestützt auf den Kaiser, unterdrückt hatten. Die Kirche begünstigte sie dabei, um ihre weltliche Macht zu stärken. In vielen andern schwangen sich Bürger zu Fürsten auf. So war Italien fast ganz in der Hand der Kirche und einiger Republiken, und da die Priester und Bürger die Waffen nicht gewohnt waren, begannen sie, Fremde anzuwerben. Der erste, der diesen Truppen zu Ansehen verhalf, war Alberigo von Cunio aus der Romagna[5]). Aus seiner Schule gingen u. a. Braccio und Sforza hervor, die zu ihrer Zeit das Schicksal Italiens in der Hand hielten. Nach ihnen kam die ganze Reihe derer, die bis auf unsere Zeit an der Spitze der Söldnerheere standen. Mit all ihrer Tapferkeit haben sie es schließlich dahin gebracht, daß Italien

---

[1]) Er wurde am 5. Mai 1432 enthauptet.

[2]) Bartolomeo Colleone wurde von Francesco Sforza 1448 bei Caravaggio geschlagen.

[3]) Feldherr in dem unglücklichen Krieg gegen Ferrara, 1482; s. Anmerkung 4 zu Seite 82.

[4]) Erlitt eine schwere Niederlage bei Vailà 1509 im Kriege gegen die Liga von Cambrai.

[5]) Seine Laufbahn fällt in das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts; er schuf die erste rein italienische Söldnertruppe, die Compagnia di San Giorgio.

die Verwüstungen Karls[1]), die Plünderungen Ludwigs[2]), die Gewalttaten Ferdinands[3]) und den Schimpf der Schweizer[4]) erdulden mußte. Ihre Kriegskunst bestand zunächst darin, daß sie, um sich selbst größeres Ansehen zu verschaffen, den Ruf des Fußvolkes zerstörten. Ohne Landbesitz und genötigt, vom Waffenhandwerk zu leben, konnten sie mit einer geringen Anzahl Fußtruppen sich kein Ansehen erwerben, eine größere aber nicht ernähren; daher beschränkten sie sich auf die Reiterei, wo sie mit einer erträglichen Zahl Unterhalt und Ansehen fanden. Es war so weit gekommen, daß in einem Heer von 20 000 Mann keine 2000 Mann zu Fuß waren. Ferner hatten sie allen Fleiß darauf verwendet, sich und ihren Leuten Mühe und Angst zu ersparen, indem sie sich nicht im Handgemenge töteten, sondern sich ohne einen Schwertstreich gefangennehmen ließen. Die Belagerer unternahmen nachts keine Stürme, die Belagerten keine Ausfälle; sie umgaben das Lager nicht mit Gräben und Pfählen und blieben im Winter nicht im Felde. All das war nach ihren Kriegsregeln erlaubt und von ihnen, wie gesagt, eingeführt, um den Mühen und Gefahren zu entgehen. Derart haben sie Italien in Knechtschaft und Schande gebracht.

Dreizehntes Kapitel.

Von Hilfstruppen, gemischten und eignen Heeren.

Von Hilfstruppen, der zweiten Art wertloser Truppen, kann man reden, wenn ein Fürst sich an eine andre Macht wendet, damit sie ihm ihre Streitkräfte zu Schutz und Beistand schickt. Ein Beispiel dafür ist aus neuester Zeit Papst Julius, der nach den schlechten Erfahrungen, die er mit seinen Söldnern bei dem Unternehmen gegen Ferrara[5]) gemacht hatte, seine Zuflucht zu den Hilfstruppen nahm und mit König Ferdinand von Spanien einen Vertrag schloß, wonach dieser ihn mit seinen Streitkräften unterstützen sollte[6]). Solche Hilfstruppen können brauchbar und tüchtig sein, aber dem, der sie ruft, bringen sie fast stets Unheil. Denn unterliegen sie, so ist er verloren, siegen sie aber, so ist er in ihrer Gewalt.

---

[1]) Karl VIII. von Frankreich, 1483—1498.

[2]) Ludwig XII. von Frankreich, 1498—1515.

[3]) Ferdinand der Katholische von Aragonien, 1479—1516, König von Spanien, eroberte das Königreich Neapel.

[4]) Die schweizerischen Söldner hatten bei Novara (1500) und anderwärts durch Verrat die Niederlage der Italiener verschuldet.

[5]) 1510, s. Anmerkung 4 zu Seite 82.

[6]) Die sogenannte „Heilige Liga“ gegen Ludwig XII. von Frankreich, 1511.

Obwohl die Geschichte des Altertums eine Fülle von Beispielen hierfür bietet, will ich doch bei dem Fall von Papst Julius bleiben, der noch in frischer Erinnerung ist. Sein Entschluß war denkbar unüberlegt, denn um Ferrara zu erlangen, gab er sich ganz in die Hand einer fremden Macht. Aber sein Glück führte eine andre Lösung herbei, sodaß er die Folgen seiner verkehrten Entscheidung nicht zu spüren bekam. Denn nachdem seine Hilfsvölker bei Ravenna[1]) geschlagen worden waren, griffen die Schweizer ein[2]) und verjagten die Sieger, entgegen dem, was er und jeder andre erwartet hatte, sodaß er nicht in die Gewalt der Feinde geriet, da sie in die Flucht geschlagen waren, noch in die der Hilfstruppen, da er den Sieg nicht durch ihre Waffen erlangt hatte. Die Florentiner, die selbst keinerlei Heer hatten, führten 10 000 Franzosen gegen Pisa, um es zu erobern, und gerieten dadurch in größere Gefahr, als je zur Zeit ihrer härtesten Kämpfe[3]). Der Kaiser von Konstantinopel[4]) rief, um sich seiner Nachbarn zu erwehren, 10 000 Türken nach Griechenland. Als der Krieg beendet war, wollten sie nicht wieder abziehen; und das war der Anfang der Unterjochung Griechenlands durch die Ungläubigen. Wer also sich jede Möglichkeit zu siegen versperren will, der verwende Hilfstruppen, da sie bei weitem gefährlicher sind als Söldner: bei ihnen ist sein Untergang von vornherein gewiß; sie sind einig und an Gehorsam gegen andre gewöhnt; Söldner dagegen brauchen im Falle des Sieges mehr Zeit und bessere Gelegenheit, um gefährlich zu werden, da sie nicht eine Einheit bilden und vom Fürsten angeworben und besoldet sind, auch ein Dritter, der vom Fürsten zu ihrem Führer bestellt wird, nicht gleich Einfluß genug gewinnen kann, um ihm zu schaden. Kurz, bei den Mietstruppen ist die Feigheit, bei den Hilfstruppen die Tapferkeit mehr zu fürchten.

Ein kluger Fürst wird deshalb stets solche Truppen verschmähen und sich auf eigne stützen und lieber mit seinen verlieren, als mit fremden gewinnen, in der Erkenntnis, daß ein mit fremden Waffen errungener Sieg kein wahrer Sieg ist. Ich trage nie Bedenken,

---

[1]) Am 11. April 1512 durch die Franzosen unter Gaston de Foix, der in der Schlacht fiel.

[2]) Das Eintreffen eines Hilfskorps von 20 000 Schweizern brachte die Franzosen um die Früchte des Sieges von Ravenna, sodaß sie ihre italienischen Besitzungen aufgeben mußten.

[3]) Nach einem erfolglosen Angriff meuterten die Truppen und desertierten schließlich.

[4]) Kaiser Johannes Kantakuzenos schloß 1346 ein Bündnis mit Sultan Orchan, um sich gegen die Paläologen zu verteidigen; 1353 kamen unter Orchans Sohn Soliman 10 000 Türken nach Europa, wo sie auch nach der Abdankung des Kaisers (1355) blieben.

Cesare Borgia und seine Taten anzuführen[1]). Der Herzog fiel in die Romagna mit Hilfstruppen ein, indem sein Heer ganz aus Franzosen bestand, und eroberte mit ihnen Imola und Furli. Aber da er diese Truppen nicht für zuverlässig hielt, ersetzte er sie durch Söldner, bei denen ihm die Gefahr geringer schien, und warb die Orsini und Vitelli an. Als er auch diese bei der Verwendung unsicher, treulos und gefährlich fand, schaffte er sie ab und schuf sich ein eignes Heer. Man kann den Unterschied zwischen beiden Arten von Streitkräften leicht ermessen, wenn man den Unterschied erwägt im Ansehen des Herzogs, zu der Zeit, als er nur die Franzosen und die Orsini und Vitelli hatte, und zu der Zeit, wo er sich auf seine eignen Soldaten und auf sich selbst stützen konnte. Man wird finden, daß es stets zunahm, und nicht eher war er wirklich geachtet, als bis jeder sah, daß sein Heer ihm ganz zu eigen war. Ich wollte mich auf neuere italienische Beispiele beschränken. Doch will ich Hiero von Syrakus[2]) nicht übergehen, da ich ihn oben erwähnt habe. Als er, wie gesagt, von den Syrakusanern zum Oberbefehlshaber ernannt worden war, erkannte er sofort, daß das Söldnerheer nichts taugte, da die Führer Condottieri waren nach Art der italienischen. Da es ihm aber gleich unmöglich schien, sie zu behalten und zu entlassen, ließ er sie alle in Stücke hauen. Danach führte er mit eignen Truppen Krieg und nicht mit fremden. Ich will noch an eine Gestalt aus dem Alten Testament erinnern, die hierher paßt. Als David sich erbot, mit dem Philister Goliath, der die Israeliten herausgefordert hatte, zu kämpfen, wappnete Saul ihn mit seinen eignen Waffen, um ihm Mut zu machen. Sobald aber David sie angelegt hatte, wies er sie zurück, da er so seine eigne Kraft nicht brauchen könne, und erklärte, er wolle dem Gegner mit seiner Schleuder und seinem Messer entgegengehen. Kurz, eine fremde Rüstung ist einem entweder zu weit oder zu schwer oder zu eng. Nachdem Karl VII.[3]), der Vater Ludwigs XI., durch Glück und Verdienst Frankreich von den Engländern befreit hatte, erkannte er die Notwendigkeit, sich ein eignes Heer zu schaffen, und begründete in seinem Reich die Gens d'armes und das Fußvolk. Später schaffte sein Sohn König Ludwig das Fußvolk ab und führte die Anwerbung von Schweizern ein[4]). Dieser Irrtum, den seine Nachfolger fortsetzten, ist, wie jetzt

---

[1]) cf. Kapitel VII.

[2]) S. Anmerkung zu Seite 66.

[3]) Karl VII., 1422—1461, schuf 1445 die Gens d'armes, eine aus Edelleuten bestehende schwergerüstete Reiterei, und 1448 die Francs Archers als Fußtruppe.

[4]) Er erwarb durch einen Vertrag vom 2. Januar 1474 das Recht zur Anwerbung von Söldnern in der Schweiz.

durch die Ereignisse offenbar wird[1]), die Ursache der Gefahren, die Frankreich bedrohen. Denn indem der König die Schweizer zu Ansehen brachte, hat er sein ganzes Heer herabgedrückt. Das Fußvolk hat er aufgelöst und seine Reiterei von fremden Truppen abhängig gemacht, denn da sie gewohnt sind, mit den Schweizern zusammen zu fechten, bilden sie sich ein, ohne diese nicht mehr siegen zu können. So kommt es, daß die Franzosen gegen die Schweizer allein nichts ausrichten und ohne die Schweizer gegen andre versagen. Das französische Heer ist also zusammengesetzt aus Söldnern und Einheimischen. Diese beiden zusammen sind weit besser als Hilfstruppen oder Söldner allein, aber weit schlechter als ein eignes Heer. Das angeführte Beispiel möge genügen; denn Frankreich wäre unüberwindlich, wenn die Schöpfung König Karls ausgebaut oder erhalten worden wäre. Aber die Menschen in ihrer Kurzsichtigkeit führen eine Neuerung ein, weil sie für den Augenblick etwas Verlockendes hat und weil sie deshalb das Gift nicht bemerken, das darin verborgen ist, wie ich schon oben im Hinblick auf die Schwindsucht hervorgehoben habe.

Deshalb ist ein Fürst, der die Übel nicht schon im Entstehen erkennt, nicht wahrhaft weise, und diese Eigenschaft ist nur wenigen gegeben. Wenn man den Ursachen für den Verfall des römischen Reiches nachspürt, so wird man finden, daß er von der Anwerbung der Goten[2]) seinen Ausgang genommen hat. Denn von dieser Zeit an begannen die Kräfte des römischen Reiches zu erschlaffen, und was die Römer an Mannhaftigkeit verloren, übertrug sich auf die Goten. Ich komme daher zu dem Ergebnis, daß ohne ein eignes Heer kein Fürst sicher ist, vielmehr ganz vom Glück abhängt, da er keine Machtmittel besitzt, womit er sich in der Not verteidigen könnte. Stets war die Meinung und die Rede der Weisen, daß nichts so schwach und schwankend ist, wie der Ruhm einer Macht, die sich nicht auf eigne Kraft stützen kann. Ein eignes Heer ist ein solches, das aus Untertanen, Mitbürgern oder Dienern des Fürsten besteht. Jedes andre ist ein Söldner- oder Hilfsheer. Der Weg zur Errichtung eines eignen Heeres ist leicht zu finden, wenn man die Maßnahmen der vier von mir oben erwähnten Herrscher[3]) durchgeht und beachtet, auf welche Weise Philipp, der Vater Alexanders des Großen, und viele andre Republiken und Fürsten sich ein Heer geschaffen haben. Ich will mich hier nur auf ihr Beispiel berufen.

---

[1]) Der Principe ist ein Jahr nach der Vertreibung der Franzosen aus Italien (1512) entstanden.

[2]) Unter den Kaisern Valens (376 n. Chr.) und Theodosius (382 n. Chr.).

[3]) Cesare Borgia, Hiero, Karl VII.; der vierte wäre David!

Vierzehntes Kapitel.

Von den militärischen Pflichten des Fürsten.

Ein Fürst soll also kein andres Ziel und keinen andern Gedanken haben und sich in keiner andern Kunst üben, als im Krieg und seinen Regeln und Erfordernissen. Denn das ist die einzige Kunst, die sich für einen Herrscher ziemt. Sie vermag so viel, daß sie nicht nur einen als Fürst Geborenen auf dem Thron erhält, sondern gar oft auch Leute aus dem Bürgerstande auf den Thron erhebt. Umgekehrt aber kann man sehen, daß die Fürsten, die mehr an den Lebensgenuß als an die Kriegstüchtigkeit dachten, ihr Reich verloren haben. Die Vernachlässigung der Kriegskunst ist der erste Schritt zum Verlust der Herrschaft, und das beste Mittel, sie zu erwerben, ist die Meisterschaft in dieser Kunst. Francesco Sforza stieg vom Bürger zum Herzog von Mailand auf, weil er kriegsgeübt war; seine Nachkommen wurden aus Herzögen einfache Bürgersleute[1]), weil sie die Beschwerden des Soldatenlebens scheuten. Abgesehen von andern Nachteilen, die der Mangel an Kriegstüchtigkeit mit sich bringt, macht er verächtlich, ein Schimpf, vor dem sich jeder Fürst, wie ich unten ausführen werde, vor allem hüten muß. Denn ein Bewaffneter läßt sich mit einem Waffenlosen gar nicht vergleichen, und es ist nicht zu erwarten, daß ein Bewaffneter einem Waffenlosen gern gehorcht und der Unbewaffnete unter bewaffneten Dienern sich sicher fühlt. Da diese ihn verachten und er ihnen mißtraut, können sie unmöglich gut zusammenwirken. Zu allen andern Nachteilen kommt also, wie gesagt, hinzu, daß ein Fürst, der nichts vom Kriegswesen versteht, nicht die Achtung seiner Soldaten besitzen und sich nicht auf sie verlassen kann. Er muß daher stets seinen Sinn auf militärische Übungen richten, und zwar im Frieden noch mehr als im Krieg. Das kann er auf zweierlei Art, durch Handeln und durch Betrachtung. Was das erste anbelangt, so muß er, außer daß er seine Soldaten in Zucht und Übung hält, stets der Jagd obliegen und so seinen Körper an Beschwerden gewöhnen, dabei auch das Gelände erforschen, wie die Berge ansteigen, die Täler auslaufen, die Ebenen sich erstrecken, auf die Beschaffenheit der Flüsse und Sümpfe achten und hierauf sein Hauptaugenmerk richten. Diese Kenntnis hat einen doppelten Nutzen: einmal lernt er so sein Land kennen und versteht sich dadurch besser auf seine Verteidigung, ferner wird er dank der Vertrautheit mit dem heimischen Gelände sich in jedem andern, das er zu erkunden hat, leicht zurechtfinden.

[1]) Sein Sohn Lodovico il Moro verlor 1500 Mailand an Ludwig XII. und starb 1510 in französischer Gefangenschaft.

Denn die Hügel, Täler, Ebenen, Flüsse und Sümpfe in Toscana z. B. haben eine gewisse Ähnlichkeit mit denen andrer Provinzen, sodaß, wer das Gelände einer Provinz kennt, leicht fortschreitet zur Kenntnis des Geländes der andern. Ein Fürst, dem diese Erfahrung fehlt, entbehrt der wichtigsten Voraussetzung für die Kunst des Feldherrn; denn nur so lernt man den Feind auffinden, den Lagerplatz aussuchen, die Marschrichtung bestimmen, das Schlachtfeld wählen und eine Festung einschließen, wie es am vorteilhaftesten ist. Philopömen[1]), der Fürst der Achäer, wird von den Geschichtschreibern vor allem deshalb gerühmt, weil er im Frieden stets an die Erfordernisse des Krieges dachte. Wenn er mit seinen Freunden über Land ritt, hielt er oft an und überlegte mit ihnen: Wenn der Feind dort auf dem Hügel stünde, und wir hielten mit unserm Heere hier, wer hätte die günstigere Stellung? Wie könnten wir die Truppen an den Feind heranbringen, ohne daß sie aus Reih' und Glied kämen? Was müßten wir tun, wenn wir uns zurückziehen wollten? Wenn der Feind sich zurückzöge, wie könnten wir ihn verfolgen? So legte er ihnen unterwegs alle Fälle vor, die bei einem Heere vorkommen können, hörte auf ihre Meinung, trug seine eigne vor und stützte sie mit Gründen, kurz, dank diesen fortgesetzten Überlegungen konnte es für ihn im Kriege keine Lage geben, wo er nicht einen Ausweg gewußt hätte.

Was die geistige Vorbereitung auf den Krieg anlangt, so muß der Fürst die Geschichte studieren und hierbei sein Augenmerk auf die Taten großer Männer richten, beachten, wie sie im Kriege verfahren sind, die Ursachen ihrer Siege und Niederlagen erforschen, um diese zu vermeiden, und jene zum Muster zu nehmen, vor allem aber das Beispiel so mancher großer Männer früherer Zeiten befolgen, die sich berühmte Helden der Vorzeit zum Vorbild gewählt und deren Taten und Betragen sich stets vor Augen gehalten haben. So soll Alexander der Große dem Achilleus, Cäsar Alexander, Scipio Cyrus nachgeeifert haben. Wer das Leben des Cyrus von Xenophon liest, wird im Leben des Scipio finden, wieviel er dieser Nacheiferung verdankt und wie genau er in der Sittenstrenge, der Leutseligkeit, Menschlichkeit und Freigebigkeit sich nach dem gerichtet hat, was Xenophon von Cyrus erzählt. Dies Verfahren muß ein weiser Fürst sich zu eigen machen, und nie darf er im Frieden sich dem Müßiggang hingeben, vielmehr muß er diese Zeit fleißig ausnutzen, um ein Kapital zu sammeln, das er dann in der Not verwerten kann, auf daß das Glück, wenn es sich wendet, ihn bereit finde zum Widerstand.

---

[1]) 253—183 v. Chr., Feldherr des achäischen Bundes.

Fünfzehntes Kapitel.

Von den Eigenschaften, die den Menschen und insbesondere den Fürsten Lob oder Tadel eintragen.

Es bleibt uns noch zu betrachten, wie ein Fürst sich gegenüber seinen Untertanen oder seinen Freunden verhalten soll. Da ich weiß, daß viele hiervon gehandelt haben, fürchte ich anmaßend zu erscheinen, wenn ich auch darüber schreibe, zumal ich gerade bei der Erörterung dieses Punktes von dem Verfahren der andern abweiche. Aber da es meine Absicht ist, zum Nutzen derer zu schreiben, die mich verstehen, schien es mir richtiger, mich an die tatsächliche Gestalt der Dinge zu halten, als an ein Phantasiebild. Viele haben sich Republiken und Fürstentümer ausgemalt, von deren Existenz man nie etwas gesehen noch vernommen hat. Denn zwischen dem Leben, wie es ist und wie es sein sollte, ist ein so gewaltiger Unterschied, daß, wer das, was man tut, aufgibt für das, was man tun sollte, eher seinen Untergang als seine Erhaltung bewirkt; ein Mensch, der immer nur das Gute tun wollte, muß zugrunde gehen unter so vielen, die nicht gut sind. Daher muß ein Fürst, der sich behaupten will, auch imstande sein, nicht gut zu handeln, und das Gute zu tun und zu lassen, wie es die Umstände erfordern.

Ich lasse also die Phantasien über den Fürsten beiseite und rede von dem Tatsächlichen. Hier ist zunächst zu sagen, daß allen Menschen und vor allem den Fürsten, weil sie am höchsten stehen, wenn von ihnen die Rede ist, gewisse Eigenschaften zugesprochen werden, die ihnen Lob oder Tadel eintragen. So gilt der eine für freigebig, der andre für knauserig — um einen toscanischen Ausdruck anzuwenden, denn geizig heißt nach unserm Sprachgebrauch auch der, welcher aus Habgier Besitz erstrebt, während wir knauserig den nennen, der sich scheut, von seinem Besitz Gebrauch zu machen —, dem sagt man Lust am Schenken, jenem Lust am Rauben nach, der eine heißt grausam, der andre mild, der eine treulos, der andre treu, der weibisch und zaghaft, jener wild und kühn, der freundlich, jener hochmütig, der ausschweifend, jener enthaltsam, der aufrichtig, jener verschlagen, der rauh, jener liebenswürdig, der ernst, jener leichtsinnig, der gottesfürchtig, jener gottlos usf. Natürlich wird jeder zugeben, daß es höchst lobenswert wäre, wenn ein Fürst von allen aufgezählten Eigenschaften nur die besäße, welche für gut gelten. Aber da die Natur des Menschen es nun einmal nicht zuläßt, daß er sie alle besitzt oder immer ausübt, muß er klug genug sein, den üblen Ruf derjenigen Laster zu meiden, die ihm die Herrschaft rauben können, und vor denjenigen, die seine Herrschaft nicht

gefährden, sich hüten, sofern er es vermag. Vermag er es aber nicht, so darf er sich ihnen unbedenklicher hingeben. Ja, er darf sich nicht scheuen, in den Ruf solcher Laster zu geraten, die er zur Behauptung seiner Herrschaft nicht leicht entbehren kann. Denn alles wohl erwogen, gibt es Eigenschaften, die für Tugenden gelten, und die seinen Untergang herbeiführen würden, und andere, die für Laster gelten, und auf denen seine Sicherheit und Wohlfahrt beruht.

Sechzehntes Kapitel.

Von der Freigebigkeit und Knauserei.

Um mit den ersten der aufgezählten Eigenschaften zu beginnen, so wäre es gewiß wünschenswert, für freigebig zu gelten. Wer aber dafür gelten will, muß die Freigebigkeit so ausüben, daß sie ihn selbst schädigt. Denn als Tugend und so, wie es richtig wäre, ausgeübt, bleibt sie unbekannt und schützt nicht vor dem Vorwurf der Knauserei. Wer also den Ruf der Freigebigkeit bei der Menge behaupten will, darf keine Art der Prachtentfaltung unterlassen. Ein Fürst dieser Art wird daher bei solchen Gelegenheiten alle seine Mittel verbrauchen und schließlich, wenn er den Ruf der Freigebigkeit wahren will, genötigt sein, das Volk durch außergewöhnliche Lasten zu drücken, Steuern einzutreiben und zu allen möglichen Mitteln zu greifen, um Geld zu erlangen. Dadurch wird er sich den Haß seiner Untertanen zuziehen und die Geringschätzung aller, da er in Armut gerät. Auch muß infolge seiner Freigebigkeit, die die Massen schädigt und nur einigen wenigen Vorteil bringt, jede kleine Verlegenheit für ihn empfindliche Folgen haben und jede Gefahr seinen Thron erschüttern. Merkt er das und will einhalten, so trifft ihn sogleich der Vorwurf der Knauserei. Da ein Fürst also die Tugend der Freigebigkeit nicht ohne eignen Schaden ausüben kann, wenn anders er will, daß sie bekannt wird, so darf er, wenn er klug ist, den Vorwurf der Knauserei nicht fürchten. Denn im Laufe der Zeit wird er immer mehr in den Ruf der Freigebigkeit geraten, wenn das Volk sieht, daß er dank seiner Sparsamkeit mit seinen Einnahmen auskommt, sich gegen Angreifer verteidigen und selbst einen Krieg durchführen kann, ohne Lasten für seine Untertanen. So wird er schließlich freigebig erscheinen gegenüber all denen, welchen er nichts nimmt — und das sind unzählige, knauserig aber nur gegenüber denen, welchen er nichts gibt, und das sind wenige. In unsern Tagen haben wir große Taten nur von denen verrichten sehen, die für knauserig galten; die andern sind untergegangen. Papst Julius II. hat den Ruf der Freigebigkeit benutzt, um auf den päpstlichen Stuhl zu gelangen, aber er hat weiterhin nichts getan, sich

ihn zu erhalten, um Krieg führen zu können. Der König von Frankreich hat zahlreiche Kriege geführt, ohne seine Untertanen mit einer außerordentlichen Steuer zu belasten, weil er für seine Ausgaben durch seine lange Sparsamkeit vorgesorgt hatte. Der jetzige König von Spanien hätte nicht soviel Feldzüge beginnen und siegreich durchführen können, wenn er für freigebig gegolten hätte. Ein Fürst darf es sich also nicht anfechten lassen, wenn er in den Ruf der Knauserei kommt. Denn nur so entgeht er der Notwendigkeit, seine Untertanen zu berauben, kann sich verteidigen, gerät nicht in Armut und Verachtung und ist nicht genötigt, habgierig zu erscheinen. Diese Untugend ist demnach eine Stütze seiner Herrschaft. Und wollte man mir entgegenhalten, daß Cäsar durch die Freigebigkeit die Weltherrschaft erwarb und viele andre zu hohen Würden gelangten, weil sie freigebig waren und dafür galten, so erwidere ich: Entweder es besitzt einer die Herrschaft, oder er will sie erwerben. Im ersten Falle ist die Freigebigkeit schädlich; im zweiten ist es freilich nötig, für freigebig zu gelten. Cäsar gehörte zu denen, die die Herrschaft über Rom erlangen wollten. Aber wenn er nach Erreichung seines Zieles länger gelebt und sich in derlei Ausgaben nicht gemäßigt hätte, würde er seine Herrschaft untergraben haben. Und wenn einer einwenden wollte, daß es viele Fürsten gegeben hat, die Großes mit ihren Heeren ausgerichtet haben und doch im Rufe großartiger Freigebigkeit standen, so entgegne ich: der Fürst verausgabt entweder sein und seiner Untertanen Gut oder fremdes. Im ersten Fall muß er sparsam sein; im zweiten darf er keine Gelegenheit zur Freigebigkeit vorübergehen lassen. Ein Fürst nun, der mit dem Heer ins Feld zieht und durch Beute, Plünderung und Brandschatzung sich erhält, verfügt über fremdes Gut und kann die Freigebigkeit nicht umgehen; sonst würden seine Soldaten ihm nicht folgen. Das, was nicht dir oder deinen Untertanen gehört, kannst du nach Belieben verschenken, wie Cyrus, Cäsar und Alexander taten; denn die Vergeudung fremder Habe mindert dein Ansehen nicht, sondern erhöht es; nur die Vergeudung des Eignen schadet dir. Nichts verzehrt sich selbst so sehr wie die Freigebigkeit: indem man sie ausübt, verliert man die Möglichkeit, sie auszuüben — und man wird arm und verächtlich oder, um der Armut zu entgehen, raubgierig und verhaßt. Vor nichts aber muß ein Fürst sich mehr hüten als vor Haß und Verachtung, und die Freigebigkeit hat beides zur Folge. Daher beweist es größere Klugheit, den Vorwurf der Knauserei hinzunehmen, der üble Nachrede ohne Haß mit sich bringt, als wenn man, um den Ruf der Freigebigkeit zu erlangen, sich den der Habgier zuzieht, der üble Nachrede und zugleich Haß erzeugt.

Siebzehntes Kapitel.

Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt als gefürchtet zu werden, oder umgekehrt.

Indem ich mich der Reihe nach den andern oben angeführten Eigenschaften zuwende, bemerke ich, daß ein Fürst danach trachten muß, für milde und nicht für grausam zu gelten; doch muß er darauf bedacht sein, die Milde nicht verkehrt anzuwenden. Cesare Borgia galt für grausam, und doch hat diese seine Grausamkeit der Romagna Ordnung und Eintracht wiedergegeben und sie zum Frieden und zur Ergebenheit gebracht. Recht betrachtet, ist er so viel milder gewesen als die Florentiner, die, um dem Vorwurf der Grausamkeit zu entgehen, es zur Zerstörung von Pistoja kommen ließen[1]). Ein Fürst darf es sich also nicht anfechten lassen, grausam gescholten zu werden, wenn er seine Untertanen einig und treu erhalten will. Denn einige wenige abschreckende Strafen sind viel milder als übertriebene Langmut, welche die Mißstände so weit einreißen läßt, bis Mord und Raub daraus entstehen. Dadurch wird die Allgemeinheit betroffen, durch ein Todesurteil des Fürsten aber nur ein einzelner. Weniger als allen andern Fürsten ist es einem neu zur Herrschaft gelangten möglich, den Vorwurf der Grausamkeit zu vermeiden, da eine neu gegründete Herrschaft vielen Gefahren ausgesetzt ist. So sagt Virgil durch den Mund der Dido: Res dura, et regni novitas me talia cogunt moliri, et late fines custode tueri[2]). Doch darf der Fürst nicht leichthin Glauben schenken und einschreiten, noch Gefahren sehen, wo keine sind, vielmehr muß er maßvoll, vorsichtig und menschlich verfahren, auf daß ihn nicht Vertrauensseligkeit blind und Argwohn unerträglich mache.

Daran knüpft sich eine Streitfrage: ob es besser sei, geliebt zu werden, als gefürchtet, oder umgekehrt. Die Antwort lautet, daß es am besten wäre, geliebt und gefürchtet zu sein; da es aber schwer ist, beides zu vereinigen, ist es weit sicherer, gefürchtet zu sein, als geliebt, wenn man schon auf eins verzichten muß. Denn von den Menschen läßt sich im allgemeinen so viel sagen, daß sie undankbar, wankelmütig und heuchlerisch sind, voll Angst vor Gefahr, voll Gier nach Gewinn. Solange sie von dir Vorteil ziehen, sind sie

---

[1]) Die Florentiner scheuten sich, dem Parteiunwesen in Pistoja durch Hinrichtung der Führer ein Ende zu machen. Die Folge war, daß es schließlich 1502 zu blutigen inneren Kämpfen und Plünderungen kam.

[2]) Aeneis I, 563f.: Meine schwierige Lage und die Neuheit meiner Herrschaft zwingen mich zu solchen Maßnahmen und zu einer ausgedehnten Beschützung der Grenzen.

dein mit Leib und Seele: sie sind bereit, dir ihr Blut, ihre Habe, ihr Leben, ihre Kinder zu opfern, solange die Not fern ist. Kommt sie aber heran, so empören sie sich. Ein Fürst, der sich ganz auf ihre Versprechungen verlassen und keinerlei anderweitige Vorkehrungen getroffen hat, ist verloren. Denn wer Freunde durch Geld und nicht durch großherzige Gesinnung gewinnt, erwirbt sie, ohne sie zu besitzen, und hat in der Zeit der Not keinen Vorteil von ihnen. Auch scheuen die Menschen sich weniger, einen Fürsten zu verletzen, der beliebt, als einen, der gefürchtet ist. Denn das Band der Liebe ist die Dankbarkeit, und da die Menschen schlecht sind, zerreißen sie es bei jeder Gelegenheit um ihres eignen Vorteils willen; das Band der Furcht aber ist die Angst vor Strafe, die den Menschen nie verläßt. Doch muß ein Fürst, der sich gefürchtet machen will, darauf achten, daß er, wenn schon nicht Liebe, so doch keinen Haß erwirbt. Denn man kann sehr wohl gefürchtet sein, ohne gehaßt zu werden. Das wird ihm stets gelingen, wenn er das Eigentum und die Frauen seiner Bürger und Untertanen nicht anrührt. Und wenn er auch genötigt wäre, das Blut eines Untertanen zu vergießen, mag er es ruhig tun, wenn er eine ausreichende Rechtfertigung und offenbaren Grund dazu hat — nur an seinen Besitz darf er nicht rühren. Denn die Menschen vergessen schneller den Tod ihres Vaters als den Verlust des väterlichen Erbes. Ferner fehlt es nie an Gelegenheiten, sich fremden Besitz anzueignen, und wer einmal angefangen hat, vom Raube zu leben, findet immer einen Anlaß dazu. Umgekehrt sind die Gelegenheiten zum Blutvergießen seltener und kehren nicht so leicht wieder. Ist aber der Fürst zugleich Feldherr und hat eine Menge Soldaten in Zucht zu halten, dann darf er erst recht den Ruf der Grausamkeit nicht scheuen. Denn ohne ihn hat noch nie jemand ein Heer einig und schlagfertig erhalten. Man zählt es zu den bewunderungswürdigsten Leistungen Hannibals, daß in seinem gewaltigen, bunt zusammengewürfelten Heere, das auf fremdem Boden kämpfte, nie irgendein Streit entstand, weder unter den Soldaten noch mit dem Feldherrn, weder in guten noch in bösen Tagen. Der Grund dafür kann nirgend anders gesucht werden als in seiner unmenschlichen Grausamkeit, die ihn im Verein mit seinen vielen großen Eigenschaften zum Abgott und zum Schrecken seiner Soldaten machte. Ohne die Grausamkeit hätten alle seine Vorzüge nicht ausgereicht, eine solche Wirkung herbeizuführen. Kurzsichtige Schriftsteller bewundern einerseits diese seine Leistung, andrerseits verdammen sie ihre wichtigste Voraussetzung. Daß tatsächlich seine sonstigen Vorzüge nicht ausgereicht hätten, kann man an Scipio sehen, diesem nicht nur in seiner Zeit, sondern in der ganzen Geschichte einzig dastehenden Manne. Wenn dennoch seine spanischen

Legionen sich gegen ihn empörten[1]), so hatte das keine andre Ursache, als seine übertriebene Milde, die den Soldaten mehr Freiheit gelassen hatte, als sich mit der militärischen Zucht vertrug. Fabius Maximus griff ihn deswegen im Senat an und nannte ihn den Verderber des römischen Heeres. Als Locri[2]) von einem seiner Unterfeldherrn zerstört wurde, rächte Scipio die Stadt nicht, noch strafte er den Übermut seines Untergebenen, alles infolge seiner Nachsichtigkeit, so daß jemand ihn im Senat mit den Worten entschuldigte, es gebe viele, die besser verstünden, einen Fehler zu vermeiden, als ihn bei andern zu ahnden. Diese Veranlagung hätte mit der Zeit Scipios Ruhm beeinträchtigt, wenn er sie als Herrscher gezeigt hätte. Da er aber unter dem Befehl des Senats stand, blieb diese schädliche Eigenschaft nicht nur verborgen, sondern vermehrte noch seinen Ruhm. Um auf die Liebe und Furcht der Untertanen zurückzukommen, so stelle ich zum Schluß fest: Da es von den Untertanen abhängt, ob sie lieben, vom Fürsten aber, ob sie fürchten, so muß ein weiser Fürst sich auf das verlassen, was in seiner Macht steht, und nicht auf das, was in andrer Macht steht; nur muß er darauf bedacht sein, dem Haß zu entgehen.

Achtzehntes Kapitel.

Inwieweit die Fürsten ihr Wort halten sollen.

Wie rühmlich es für einen Fürsten ist, die Treue zu halten und redlich, ohne Falsch, zu leben, sieht jeder ein. Nichtsdestoweniger lehrt die Erfahrung, daß gerade in unsern Tagen die Fürsten Großes ausgerichtet haben, die es mit der Treue nicht genau nahmen und es verstanden, durch List die Menschen zu umgarnen; und schließlich haben sie die Oberhand gewonnen über die, welche es mit der Rechtlichkeit hielten. Man muß nämlich wissen, daß es zweierlei Waffen gibt: die des Rechtes und die der Gewalt. Jene sind dem Menschen eigentümlich, diese den Tieren. Aber da die ersten oft nicht ausreichen, muß man gelegentlich zu den andern greifen. Deshalb muß ein Fürst verstehen, gleicherweise die Rolle des Tieres und des Menschen durchzuführen. Diese Lehre haben die Schriftsteller des Altertums den Fürsten verdeckt gegeben, wenn sie berichten, daß Achilles und viele andre Fürsten der Vorzeit dem Zentaur Chiron zur Erziehung anvertraut wurden. Daß ein Fürst

---

[1]) 206 v. Chr.

[2]) Qu. Pleminius plünderte die Stadt, die er gegen die Karthager verteidigen sollte, und tötete eine Reihe angesehener Bürger.

einen Lehrmeister bekommt, der halb Mensch und halb Tier ist, soll nichts andres heißen, als daß er verstehen muß, die Natur beider zu vereinigen und daß eine allein keinen Bestand hat. Da also ein Fürst imstande sein muß, die Natur eines Tieres anzunehmen, so muß er sich den Fuchs und den Löwen aussuchen; denn der Löwe ist wehrlos gegen Schlingen, der Fuchs gegen Wölfe. Man muß also Fuchs sein, um die Schlingen zu kennen, und Löwe, um die Wölfe zu schrecken. Diejenigen, die sich einfach nach dem Löwen richten, verstehen ihre Sache schlecht. Ein kluger Fürst kann und darf demnach sein Wort nicht halten, wenn er dadurch sich selbst schaden würde oder wenn die Gründe weggefallen sind, die ihn bestimmten, es zu geben. Wenn alle Menschen gut wären, wäre diese Vorschrift nicht gut; da sie aber schlecht sind und dir die Treue nicht halten würden, brauchst du sie ihnen auch nicht zu halten. Auch hat es einem Fürsten noch nie an rechtmäßigen Gründen gefehlt, um seinen Wortbruch zu beschönigen. Man könnte hierzu unzählige Beispiele aus neuerer Zeit anführen und zeigen, wieviel Friedensverträge und Versprechungen eitel und nichtig geworden sind durch die Treulosigkeit der Fürsten; und wer am besten verstanden hat, den Fuchs zu spielen, ist am besten weggekommen. Man muß nur verstehen, der Fuchsnatur ein gutes Ansehen zu geben und ein Meister sein in Heuchelei und Verstellung: denn die Menschen sind so einfältig und gehorchen so leicht dem Zwang des Augenblicks, daß ein Betrüger stets einen finden wird, der sich betrügen läßt. Ich will von den neueren Beispielen eines nicht unerwähnt lassen. Papst Alexander VI. tat und sann nichts weiter, als die Menschen zu betrügen, und stets fand er eine Gelegenheit dazu. Kein Mensch hat je seine Versprechungen so nachdrücklich beteuert, so feierlich beschworen und so leicht gebrochen; nichtsdestoweniger gelangen ihm alle seine Betrügereien nach Wunsch, weil er die Welt von dieser Seite vorzüglich kannte. Es ist also nicht nötig, daß ein Fürst alle aufgezählten Tugenden besitzt, wohl aber, daß er sie zu besitzen scheint. Ja, ich wage zu behaupten, daß sie schädlich sind, wenn man sie besitzt und stets ausübt, und nützlich, wenn man sie zur Schau trägt. So muß der Fürst Milde, Treue, Menschlichkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit zur Schau tragen und besitzen, aber wenn es nötig ist, imstande sein, sie in ihr Gegenteil zu verkehren. Es ist wohl zu beachten, daß ein Fürst, zumal ein neuer, nicht alle Tugenden befolgen kann, die den guten Ruf der Menschen begründen, da er oft genötigt ist, um seine Herrschaft zu behaupten, gegen Treue, Barmherzigkeit, Menschlichkeit und Religion zu verstoßen. Deshalb muß er verstehen, sich zu drehen und zu wenden nach dem Winde und den Wechselfällen des Glückes, und am Guten festhalten, soweit es möglich

ist, aber im Notfall vor dem Schlechten nicht zurückschrecken. Ein Fürst muß sich also sehr hüten, daß irgend etwas über seine Zunge kommt, was gegen eine der fünf aufgezählten Tugenden verstößt, und wenn man ihn sieht und hört, ein Muster von Milde, Treue, Redlichkeit und Gottesfurcht scheinen. Besonders der Schein dieser letzten Tugend ist für ihn unerläßlich. Die Menschen urteilen im allgemeinen mehr auf Grund des Augenscheins als auf Grund der Berührung; denn jeder ist in der Lage, zu sehen, nur wenige haben Gelegenheit, zu berühren. Jeder sieht, was der Fürst zu sein scheint, nur wenige rühren an sein wahres Wesen, und diese wenigen wagen nicht der Meinung der Menge entgegenzutreten, die obendrein die Majestät des Staates auf ihrer Seite hat. Zudem beurteilt man die Taten der meisten Menschen, und insbesondere der Fürsten, die keinen Richter über sich haben, nach dem Erfolg. Ein Fürst braucht nur zu siegen und seine Herrschaft zu behaupten, so werden die Mittel dazu stets für ehrenvoll gelten und von jedem gepriesen werden. Denn der Pöbel läßt sich durch den Augenschein und den Erfolg bestechen, und in der Welt gibt es nur Pöbel — die Wenigen richten nichts aus, wenn die Menge einen Rückhalt hat. Ein Fürst unsrer Zeit[1]), den ich lieber nicht nennen will, predigt stets Friedfertigkeit und führt nichts als Treue im Munde und ist dabei ein geschworener Feind beider Tugenden — und beide hätten ihm oft genug sein Ansehen und sein Reich gekostet, wenn er sie befolgt hätte.

Neunzehntes Kapitel.

Von der Notwendigkeit, sich vor Haß und Verachtung zu hüten.

Da ich von den oben erwähnten Eigenschaften die wichtigsten besprochen habe, will ich die andern nur kurz unter dem allgemeinen Gesichtspunkt erörtern, daß der Fürst, wie schon angedeutet, darauf bedacht sein muß, alles zu vermeiden, wodurch er sich verhaßt oder verächtlich machen könnte; gelingt ihm das, so hat er das Seinige getan, und kein andrer Makel wird ihm gefährlich werden können. Verhaßt macht er sich vor allem, wie schon erwähnt, durch Habgier und dadurch, daß er die Hand nach der Habe und den Frauen seiner Untertanen ausstreckt; beides muß er also unterlassen; und wenn man der Allgemeinheit nicht Gut noch Ehre raubt, so ist sie zufrieden, und man hat nur mit dem Ehrgeiz weniger zu kämpfen, der sich

[1]) Ferdinand der Katholische von Spanien.

durch viele Mittel und ohne Schwierigkeit bändigen läßt. Verächtlich wird der Fürst, der für leichtfertig, weibisch, feige und unentschlossen gilt. Davor muß er sich hüten als vor einer gefährlichen Klippe und darauf bedacht sein, daß man in seinen Taten Hochsinn, Kühnheit, Ernst und Stärke wahrnimmt. Er muß darauf dringen, daß in den privaten Angelegenheiten der Untertanen sein Urteil für unwiderruflich gilt, und sich in solchem Ansehen zu erhalten wissen, daß keiner sich einfallen läßt, ihn zu betrügen oder zu überlisten.

Ein Fürst, der in solchem Ansehen steht, genießt die größte Achtung, und gegen einen, der geachtet ist, richtet sich nicht so leicht eine Verschwörung oder ein Angriff, wenn nur bekannt ist, daß er tüchtig ist und von den Seinen geehrt wird. Denn ein Fürst hat zweierlei Gefahren zu fürchten: innere von seiten der Untertanen und äußere von seiten der fremden Machthaber. Gegen diese schützt ihn ein gutes Heer und gute Bundesgenossen; und wenn er ein gutes Heer besitzt, wird es ihm an guten Bundesgenossen nie fehlen. Hat er aber nach außen Ruhe, so wird er sie auch im Innern haben, es sei denn, sie würde durch eine Verschwörung gestört. Und selbst wenn von außen ein Angriff erfolgt, wird der Fürst ihn stets aushalten können, wie das bereits erwähnte Beispiel des Spartanerkönigs Nabis zeigt, wenn er die dargelegte Politik befolgt hat und sich nicht selbst aufgibt. Herrscht nach außen Friede, so besteht von seiten der Untertanen nur die Gefahr, daß sie sich insgeheim verschwören. Hiergegen sichert sich der Fürst am besten, wenn er sich vor Haß und Verachtung hütet und das Volk zufriedenstellt. Hierauf kommt alles an, wie oben ausführlich dargelegt wurde. Mit der beste Schutz gegen Verschwörungen, den es für einen Fürsten geben kann, ist, daß er bei der großen Masse nicht verhaßt ist. Denn die Verschwörer glauben stets, durch die Ermordung des Fürsten das Volk zufriedenzustellen; müssen sie aber fürchten, es zu erbittern, so finden sie nicht den Mut zu einem solchen Entschluß, denn die Schwierigkeiten für die Verschwörer sind ungeheuer. Die Erfahrung lehrt, daß es viele Verschwörungen gegeben hat, aber nur wenige geglückt sind. Denn wer eine Verschwörung plant, kann nicht allein bleiben, andrerseits kann er seine Genossen nur unter denen suchen, die er für unzufrieden mit ihrem Lose hält. Sobald du aber einem solchen dein Vorhaben entdeckst, gibst du ihm Gelegenheit, sein Los zu verbessern; denn indem er dich verrät, kann er sich jeden Vorteil verschaffen. Hier scheint ihm also der Gewinn sicher, auf deiner Seite aber zweifelhaft und gefährlich, und er müßte unter diesen Umständen schon ein seltener Freund oder ein erbitterter Feind des Fürsten sein, um dir die Treue zu halten. Um es kurz zu sagen: auf seiten der Verschwörer ist nichts

als Furcht, Eifersucht, Angst vor Strafe, die sie schreckt; auf seiten des Fürsten aber ist die Majestät des Herrschers, der Gesetze, die Waffen seiner Bundesgenossen und des Staates, die ihn verteidigen, und kommt zu all dem noch die Zuneigung des Volkes, so ist undenkbar, daß einer so tollkühn sein sollte, eine Verschwörung anzuzetteln. Denn während für gewöhnlich die Verschwörer nur vor Vollführung des Verbrechens in Gefahr sind, sind sie es in diesem Falle auch danach, da sie sich durch die Tat den Haß des Volkes zugezogen haben und daher nirgend Zuflucht finden können. Man könnte hierfür unzählige Beispiele anführen; aber ich will mich mit einem einzigen aus der Zeit unserer Väter begnügen. Als der Fürst von Bologna, Messer Hannibal Bentivoglio, der Großvater des jetzt lebenden Messer Hannibal, von der Partei der Canni, die sich gegen ihn verschworen hatten, ermordet wurde[1]) und von seinem Hause nur noch sein Sohn Giovanni, der in den Windeln lag, übrig war, stand sofort nach der Mordtat das Volk auf und erschlug alle Angehörigen der Canni. So groß war die Beliebtheit, die das Haus Bentivogli in jenen Zeiten beim Volk genoß. Ja, da in Bologna keiner dieses Namens war, der nach dem Tode Hannibals die Regierung hätte übernehmen können, man jedoch Anhaltspunkte besaß, daß in Florenz ein Bentivogli lebte, der bisher für den Sohn eines Schmiedes gegolten hatte, holten die Bologneser diesen aus Florenz und übertrugen ihm die Herrschaft über ihre Stadt, die er ausübte, bis Giovanni das gehörige Alter erreicht hatte[2]).

Ich schließe aus dem Gesagten, daß ein Fürst sich wegen Verschwörungen nicht zu sorgen braucht, wenn das Volk an ihm hängt. Ist es ihm aber feindlich und haßt es ihn, so gibt es nichts und niemand, den er nicht fürchten müßte. Wohlgeordnete Staaten und kluge Fürsten waren stets mit allem Fleiße darauf bedacht, die Großen nicht zur Verzweiflung zu treiben und das Volk zufriedenzustellen. Denn das ist eine der wichtigsten Obliegenheiten eines Herrschers. Unter den Staaten unsrer Zeit hat Frankreich mit die beste Verfassung und Regierung. In diesem Lande bestehen zahlreiche treffliche Einrichtungen, auf denen die Unabhängigkeit und Sicherheit des Königs beruht. Die wichtigste davon ist das Parlament[3]) und sein Ansehen. Derjenige nämlich, der Frankreich seine Verfassung gab, kannte die Machtgier und Zügellosigkeit der Großen und erachtete es für notwendig, ihnen einen Zaum anzulegen, um sie zu zähmen. Andrerseits kannte er den Haß der Menge

[1]) Am 24. Juni 1445.
[2]) 1445—1462.
[3]) Die von Philipp II. August (1180—1233) in einzelnen Provinzen geschaffenen obersten Gerichtshöfe.

gegen die Großen, der aus der Furcht entspringt, und wollte sie beruhigen. Er wünschte jedoch nicht, daß der König persönlich dies Amt übernähme, damit ihn nicht die Begünstigung des Volkes bei den Großen und die der Großen beim Volke unbeliebt machen könnte. Deshalb schuf er ein unparteiisches Gericht, das ohne Nachteil für den König die Großen züchtigte und das Volk begünstigte. Diese Einrichtung war so vorzüglich und weise wie nur möglich und die beste Gewähr für die Sicherheit des Königs und des Reiches. Hieraus kann man die weitere Lehre entnehmen, daß die Fürsten alles Unliebsame andern übertragen, alle Gnaden aber selbst verteilen sollen. Ich wiederhole meinen Schluß, daß ein Fürst die Großen achten und sich vor dem Haß des Volkes hüten soll.

Es könnte manchem scheinen, daß das Leben und der Tod vieler römischer Kaiser ein Beispiel gegen diese meine Ansicht wäre; denn es lassen sich unter ihnen viele finden, die stets vorbildlich gelebt und große Energie bewiesen haben, trotzdem aber die Herrschaft verloren oder von ihren Untertanen, die sich gegen sie verschworen, ermordet wurden. Um diesem Einwand zu begegnen, will ich den Charakter einiger Kaiser erörtern und dabei zeigen, daß die Ursachen ihres Sturzes dem Wesen nach nicht verschieden sind von den bisher angeführten. Daneben werde ich einzelnes hervorheben, was man beim Studium der Geschichte jener Zeit zu beachten hat. Ich will mich damit begnügen, die Kaiser herauszugreifen, die von Marc Aurel[1]) bis Maximin[2]) in der Herrschaft aufeinanderfolgten, nämlich Marc Aurel, sein Sohn Commodus[3]), Pertinax[4]), Julian[5]), Severus[6]), dessen Sohn Antoninus Caracalla[7]), Macrinus[8]), Heliogabal[9]), Alexander[10]) und Maximin. Es ist zunächst zu bemerken, daß, während andre Herrscher nur mit dem Ehrgeiz der Großen und der Unbotmäßigkeit des Volkes zu kämpfen haben, für die römischen Kaiser eine dritte Schwierigkeit bestand in der Grausamkeit und Habgier der Soldaten. Diese war so schwer zu ertragen, daß sie für viele die Ursache ihres Sturzes wurde infolge der Unmöglichkeit, zugleich die Soldaten und das Volk zufriedenzustellen. Das Volk nämlich liebt die Ruhe und liebt deshalb am Fürsten die

[1]) 161—180 n. Chr.
[2]) 235—238 n. Chr.
[3]) 180—192 n. Chr.
[4]) 193 n. Chr.
[5]) 193 n. Chr.
[6]) Septimus Severus, 193—211 n. Chr.
[7]) 211—217 n. Chr.
[8]) 217—218 n. Chr.
[9]) 218—222 n. Chr.
[10]) Alexander Severus, 222—235 n. Chr.

Milde; die Soldaten hingegen lieben am Fürsten den kriegerischen Geist und obendrein Gewalttätigkeit, Grausamkeit und Habgier. Diese Eigenschaften sollten die römischen Kaiser nach dem Wunsch ihrer Soldaten dem Volk gegenüber beweisen, damit das Heer doppelte Löhnung erhalten und seiner Habgier und Grausamkeit frönen konnte. Daher kam es, daß alle Kaiser, die nicht dank ihrer Geburt oder ihrer Persönlichkeit so großes Ansehen besaßen, daß sie Volk und Heer im Zaum zu halten vermochten, gestürzt wurden. Angesichts der Schwierigkeit dieses Gegensatzes unternahmen es die meisten Kaiser — zumal die neu zur Herrschaft gelangten —, die Soldaten zufriedenzustellen, und kümmerten sich wenig darum, ob sie das Volk schädigten. Dieser Entschluß war notwendig, da die Fürsten, wenn sie schon nicht vermeiden können, sich den Haß einer Partei zuzuziehen, vor allem danach trachten müssen, dem Haß der Masse zu entgehen, und wenn das nicht zu erreichen ist, müssen sie mit allem Fleiß darauf bedacht sein, den Haß derjenigen Parteien zu meiden, die am mächtigsten sind. Daher stützten sich die Kaiser, die wegen ihrer niederen Herkunft einen besonderen Rückhalt brauchten, lieber auf die Soldaten, als auf das Volk. Ob sie dabei Erfolg hatten, hing davon ab, wie weit sie ihr Ansehen zu wahren verstanden. Die angeführten Gründe erklären es, daß von Marc Aurel, Pertinax und Alexander, die alle drei ein sittliches Leben führten, Freunde des Rechtes, Feinde der Grausamkeit, menschlich und gütig waren, nur Marc Aurel kein trauriges Ende fand. Er allein lebte und starb hochgeehrt, da er die Kaiserwürde ererbt hatte[1]) und sie weder den Soldaten noch dem Volke verdankte. Überdies ausgezeichnet durch viele Vorzüge, die ihn verehrungswürdig machten, hielt er zeit seines Lebens Volk und Heer in Schranken und war nie verhaßt oder verachtet. Pertinax aber wurde gegen den Willen der Soldaten auf den Thron erhoben, die, unter Commodus an Zügellosigkeit gewöhnt, das ehrbare Leben, wozu Pertinax sie zwingen wollte, unerträglich fanden. So erwarb er sich Haß, und da zum Haß wegen seines Alters die Verachtung hinzukam, wurde er gleich zu Anfang seiner Regierung gestürzt. Hieraus ist zu ersehen, daß man sich durch gute Taten ebenso leicht verhaßt machen kann, wie durch schlechte. Deshalb ist ein Fürst, wie oben gesagt, zur Behauptung seiner Herrschaft oft genötigt, nicht gut zu handeln: denn wenn die Partei — Volk, Soldaten oder Große —, auf die er sich stützen muß, um sich zu behaupten, verderbt ist, muß er sich ihnen anpassen und sie zufriedenstellen, und dann ist ihm das Gute,

---

[1]) Auf Grund der Bestimmung Hadrians, daß auf seinen Schwiegersohn Antoninus Pius seine Adoptivsöhne M. Aurelius und L. Verus folgen sollten.

was er tut, nur nachteilig. Aber kommen wir zu Alexander, dessen Güte so groß war, daß man ihm unter anderm nachrühmt, in den vierzehn Jahren seiner Herrschaft habe er nie jemand ohne gerichtliches Urteil töten lassen. Doch da er für weibisch galt und im Rufe stand, sich von seiner Mutter beherrschen zu lassen, ward er verächtlich, und die Soldaten verschworen sich gegen ihn und ermordeten ihn.

Betrachtet man auf der andern Seite den Charakter des Commodus, Severus, Antoninus Caracalla und Maximin, so wird man finden, daß sie äußerst grausam und raubgierig waren und dem Heere zu Gefallen Gewalttätigkeiten aller Art gegen das Volk zuließen. Alle starben eines gewaltsamen Todes außer Severus. Dieser besaß so glänzende Eigenschaften, daß er, gestützt auf die Ergebenheit des Heeres, bis an sein Ende glücklich herrschte, obwohl er das Volk bedrückte; denn seine Vorzüge verschafften ihm bei den Soldaten und beim Volke solche Bewunderung, daß dieses wie geblendet in dumpfem Staunen verharrte, das Heer aber gehorsam und zufrieden blieb. Da er als neu zur Herrschaft gelangter Fürst Großes verrichtete, will ich kurz darlegen, wie ausgezeichnet er es verstand, den Fuchs und den Löwen zu spielen, die der Fürst, wie oben gesagt, beide zum Vorbild nehmen muß. Da Severus die Unfähigkeit des Kaisers Julian kannte, überredete er die Truppen, die er in Illyrien befehligte, nach Rom zu ziehen, um den Tod des Pertinax zu rächen, der von den Prätorianern ermordet worden war. Unter diesem Vorwand führte er das Heer gegen Rom, ohne sein eignes Trachten nach der Herrschaft zu zeigen, und war eher in Italien, als die Nachricht von seinem Aufbruch. Nach seiner Ankunft in Rom wurde er vom Senat aus Furcht zum Kaiser gewählt und Julian ermordet. Nach diesem Anfang hatte Severus nur noch zwei Hindernisse zu überwinden, um sich zum Herrn des ganzen Reiches zu machen. In Asien hatte sich Niger, der Führer der asiatischen Legionen, zum Kaiser ausrufen lassen; im Westen stand Albinus, der gleichfalls nach der Kaiserwürde strebte. Da Severus es für gefährlich hielt, beiden zugleich Feindschaft anzusagen, beschloß er, Niger anzugreifen und Albinus zu hintergehen. Er schrieb ihm, er sei vom Senat zum Kaiser gewählt, wolle aber diese Würde mit ihm teilen. Er gab ihm den Cäsartitel und ließ ihn durch Senatsbeschluß zum Mitkaiser ernennen. Albinus nahm alles auf Treu und Glauben hin. Als Severus aber Niger besiegt und getötet und im Orient Ruhe geschaffen hatte, kehrte er nach Rom zurück und führte im Senat Klage, Albinus habe uneingedenk der von ihm empfangenen Wohltaten ihn verräterisch ermorden wollen, und er sehe sich genötigt, ihn für seine Undankbarkeit zu züchtigen. Er

griff ihn darauf in Gallien an und raubte ihm Herrschaft und Leben.

Wer die Taten des Severus gründlich prüft, wird finden, daß er keinem Löwen an Kühnheit und keinem Fuchs an Schlauheit nachstand; er wird erkennen, daß er allgemein gefürchtet und verehrt und bei den Truppen nicht verhaßt war, und sich nicht wundern, daß er, neu zur Macht gekommen, ein so großes Reich zu behaupten vermochte; denn das hohe Ansehen, das er genoß, schützte ihn immer wieder gegen den Haß, den seine Räubereien im Volk erregen mochten. Auch sein Sohn Antoninus besaß hervorragende Eigenschaften, die ihm die Bewunderung des Volkes und die Zuneigung der Soldaten erwarben. Denn er war ein echter Kriegsmann, abgehärtet gegen alle Beschwerden, ein Verächter aller Leckereien und jeder andern Verwöhnung, wodurch er sich bei dem gesamten Heere beliebt machte. Aber die Grausamkeit und Wildheit, mit der er, nach unzähligen einzelnen Opfern, einen großen Teil der Bewohner Roms und die ganze Bevölkerung von Alexandria hinmordete, waren so unerhört, daß er bei aller Welt verhaßt wurde. Schließlich fürchteten ihn auch die Leute seiner Umgebung, sodaß er von einem Centurio inmitten seines Heeres erschlagen wurde. Hierzu ist zu bemerken, daß ein Fürst vor solchen Mordanschlägen, die aus unbeugsamer Entschlossenheit entspringen, nie sicher ist, weil jeder, der den Tod nicht scheut, sich an ihm vergreifen kann; trotzdem braucht er sie nicht so sehr zu fürchten, da sie äußerst selten sind. Er muß sich nur hüten, einem von denen, deren Dienste er in Anspruch nimmt und die er als Stützen seiner Herrschaft um sich hat, schwere Unbill zuzufügen. Das aber hatte Antoninus getan, indem er einen Bruder dieses Centurios schimpflich hatte töten lassen und ihn selbst täglich bedrohte. Trotzdem ließ er ihn unter seiner Leibwache, ein Leichtsinn, der ihn verderben mußte, wie es denn auch geschah.

Wir kommen zu Commodus, für den es sehr leicht war, sich auf dem Throne zu behaupten, da er ihn nach Erbrecht, als Sohn Marc Aurels, bestiegen hatte. Er brauchte nur in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, um Volk und Heer zufriedenzustellen. Da er jedoch von Natur grausam und roh war, legte er es darauf an, im Heere die Zügellosigkeit zu fördern, um seine Raubgier am Volke auslassen zu können. Andrerseits wahrte er seine Würde nicht, stieg häufig in die Arena herab, um mit den Gladiatoren zu kämpfen, und gab sich andern niedrigen und eines Kaisers unwürdigen Vergnügungen hin, wodurch er sich in den Augen der Soldaten verächtlich machte. Da er so von den einen gehaßt und von den andern verachtet wurde, kam es zu einer Verschwörung gegen ihn, und er

wurde ermordet. Es bleibt noch der Charakter Maximins zu schildern. Er war eine sehr kriegerische Natur, und da die Truppen der Weichlichkeit Alexanders, von der ich oben geredet habe, überdrüssig waren, wählten sie ihn nach dessen Tode zum Kaiser. Diese Würde besaß er jedoch nicht lange, denn zweierlei machte ihn verhaßt und verächtlich: einmal seine niedrige Herkunft — er hatte früher in Thrazien die Schafe gehütet, was allgemein bekannt war und ihn in aller Augen herabsetzte —, dann der Ruf der Grausamkeit, den er sich zugezogen hatte. Er hatte nämlich bei Antritt der Regierung es versäumt, nach Rom zu kommen und von der kaiserlichen Residenz Besitz zu ergreifen, und durch seine Präfekten in Rom und an allen Orten des Reiches viele Grausamkeiten verüben lassen. So war er allgemein verachtet wegen seiner niedrigen Geburt und verhaßt, weil man seine Grausamkeit fürchtete. Die Folge war, daß zuerst Afrika sich empörte, dann der Senat und das ganze Volk von Rom und ganz Italien sich gegen ihn verschwor. Dazu gesellten sich seine eignen Truppen: erbittert durch die Grausamkeiten des Kaisers und ermutigt durch die große Zahl seiner Feinde, ermordeten sie ihn, als sie bei der Belagerung von Aquileia nicht von der Stelle kamen.

Ich will von Heliogabal, Macrinus und Julian nicht reden, die so verachtet waren, daß sie sofort gestürzt wurden, sondern komme nunmehr zum Endergebnis dieser Erörterung. Ich will noch bemerken, daß die Fürsten unsrer Zeit nicht so sehr unter der Schwierigkeit leiden, bei ihren Maßnahmen die Soldaten in erster Linie zufriedenzustellen. Wenn sie auf diese auch einige Rücksicht nehmen müssen, so ist das doch leichter durchzuführen, da keiner dieser Fürsten ein Heer hat, was an der Regierung und Verwaltung des Landes von alters her beteiligt wäre, wie dies bei den Heeren des Römischen Reiches der Fall war. Denn wenn es im Altertum nötiger war, die Soldaten zu befriedigen, als das Volk, so kam dies daher, daß jene größere Macht hatten. Heute dagegen ist es für alle Fürsten, den Türken und den Sultan[1]) ausgenommen, nötiger, das Volk zu befriedigen, als die Soldaten, weil das Volk die größere Macht hat. Den Türken nehme ich hiervon aus, da er stets 12 000 Mann zu Fuß und 15 000 zu Pferde um sich hat[2]), auf denen die Sicherheit und Stärke seiner Herrschaft beruht, und die er daher um jeden Preis zu Freunden behalten muß. Da das Reich des Sultans gleichfalls in der Hand der Soldaten ist, muß auch er, selbst auf Kosten des

[1]) Gemeint ist der Sultan von Ägypten, der 1517 sein Reich an den türkischen Sultan Selim I. verlor.

[2]) Die Janitscharen.

Volkes, sich ihre Anhänglichkeit sichern. Hierbei ist zu beachten, daß die Herrschaft des Sultans ihrem Wesen nach sich von jeder andern unterscheidet. Sie gleicht der Papstwürde, die man weder als ererbte noch als neu erworbene Herrschaft bezeichnen kann; denn nicht die Söhne des verstorbenen Fürsten sind Erben und bleiben Herrscher, sondern dieser wird von denen gewählt, die dazu berechtigt sind. Da diese Einrichtung von alters her besteht, kann man eine solche Herrschaft andrerseits auch nicht neu erworben nennen, denn es fallen hier alle die Schwierigkeiten weg, die bei einer neu erworbenen Herrschaft bestehen. Wenn auch der Fürst neu ist, so ist doch die Verfassung des Staates alt und so eingerichtet, daß jener die Regierung antreten kann, als wäre er der erbliche Herrscher.

Doch kehren wir zu unserm Gegenstand zurück. Wer der obigen Erörterung gefolgt ist, wird einsehen, daß entweder Haß oder Verachtung die Ursache für den Sturz der genannten Kaiser war, und ferner erkennen, woher es kam, daß sowohl von den Kaisern, welche mit Güte, als von denen, welche mit Grausamkeit regierten, nur einer[1]) glücklich und alle andern unglücklich endeten. Denn für Pertinax und Alexander, die neu zur Herrschaft gelangten, war es unnütz und schädlich, sich Marc Aurel zum Muster zu nehmen, der die Kaiserwürde ererbt hatte. Ebenso war es für Caracalla, Commodus und Maximin verderblich, Severus nachzuahmen, weil sie ihm zu ungleich an Wert waren, um in seine Fußtapfen treten zu können. Deshalb kann ein neuer Fürst in einem neu begründeten Reich sich weder nach Marc Aurel richten, noch braucht er Severus auf seinem Wege zu folgen, vielmehr muß er von diesem lernen, was zur Begründung eines Staates gehört, von jenem, was zur Erhaltung eines bereits fest begründeten nützlich und rühmlich ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Ob die Anlage von Festungen und verschiedene andre von den Fürsten häufig angewandte Maßnahmen nützlich sind oder nicht.

Einige Fürsten haben ihre Untertanen entwaffnet, um ihre Herrschaft zu sichern; andre haben die Parteiungen in den unterworfenen Städten begünstigt. Einige haben die Feindschaft gegen sich selbst wach erhalten; andre sind darauf ausgegangen, die für sich zu gewinnen, die ihnen zu Anfang ihrer Regierung verdächtig waren. Einige haben Festungen gebaut; andre haben die vorhan-

[1]) Marc Aurel — Severus.

denen niedergerissen und zerstört. Obwohl sich nun in all diesen Fällen kein bestimmtes Urteil abgeben läßt, ohne auf die besonderen Verhältnisse des Staates einzugehen, in dem eine solche Maßnahme getroffen werden soll, will ich doch mit der durch die Sache selbst gebotenen Allgemeinheit darüber reden.

Nie hat ein neu zur Herrschaft gelangter Fürst seine Untertanen entwaffnet, vielmehr sie bewaffnet, wenn sie es noch nicht waren. Denn die Waffen, die sie tragen, werden seine eignen, die, welche verdächtig waren, werden ihm ergeben, die, welche ihm ergeben waren, bleiben es, und aus Untertanen schafft er sich Anhänger. Auch kann er nicht alle Untertanen bewaffnen. Begünstigt er nun die Waffentragenden, so braucht er dafür auf die andern weniger Rücksichten zu nehmen. Jene macht er sich durch eine solche Bevorzugung verpflichtet; die andern nehmen sie ihm nicht übel, da sie einsehen, daß die den größten Lohn beanspruchen können, welche die meisten und gefährlichsten Pflichten haben. Entwaffnet jedoch ein Fürst seine Untertanen, so beleidigt er sie von vornherein, indem er zeigt, daß er ihnen nicht traut, sei es aus Feigheit oder aus Argwohn. Durch beides aber macht er sich verhaßt. Da er nicht ohne Heer bleiben kann, muß er überdies seine Zuflucht zu Söldnertruppen nehmen, deren Wert wir oben erörtert haben. Und selbst wenn sie tüchtig wären, reichen sie doch nicht aus, ihn zugleich gegen mächtige Feinde und verdächtige Untertanen zu schützen. Deshalb hat ein neu zur Herrschaft gelangter Fürst in einem neu begründeten Reich stets ein Heer geschaffen. Beispiele hierfür bietet die Geschichte in Menge. Erobert jedoch ein Fürst einen neuen Gebietsteil, den er seinem alten Staate angliedert, so muß er die Bevölkerung entwaffnen, mit Ausnahme derer, die ihn bei der Eroberung unterstützt haben; und auch die muß er, wie Zeit und Gelegenheit es verstatten, weichlich und weibisch zu machen suchen und es so einrichten, daß alle Waffen seines Reiches in Händen seiner eignen Soldaten sind, die er in seinem alten Staate um sich hat.

Unsre Vorfahren, und zwar die, welche für weise galten, pflegten zu sagen, man müsse Pistoja durch Parteien und Pisa durch Festungen beherrschen. Deshalb förderten sie in einigen der von ihnen beherrschten Städte die Zwistigkeiten, um ihre Herrschaft leichter zu behaupten. Das mochte in jenen Zeiten, wo in Italien ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte herrschte, richtig sein, aber ich glaube nicht, daß diese Regel heute noch gilt. Aus Zwietracht kann nie etwas Gutes entstehen, vielmehr wird eine von Zwietracht zerrissene Stadt zugrunde gehen, sowie ein Feind naht. Denn die schwächere Partei wird sich immer auf die auswärtige Macht stützen, und die Gegenpartei wird sich nicht halten können. Die Venezianer

ließen sich, wie ich glaube, aus den erwähnten Gründen bestimmen, den Zwist der Guelfen und Ghibellinen in den von ihnen beherrschten Städten zu fördern, und wenn sie es auch nie zu Blutvergießen kommen ließen, so hielten sie doch den Gegensatz zwischen ihnen wach, damit die Bürger durch ihre Zwistigkeiten verhindert würden, sich gegen sie zu verbünden. Diese Politik war, wie sich zeigte, nicht zu ihrem Vorteil, denn nach ihrer Niederlage bei Vailà[1]) schöpfte sogleich ein Teil der Städte Mut und schüttelte ihre Herrschaft ab. Ein solches Verfahren zeugt daher von Schwäche des Fürsten, denn ein starker Fürst wird nie solche Zwistigkeiten zulassen. Sie bringen nur in Friedenszeiten Vorteil, da sich mit ihrer Hilfe die Untertanen leichter lenken lassen. Kommt aber der Krieg, so erweist sich diese Hoffnung als trügerisch.

Ohne Zweifel erwerben die Fürsten Ruhm, indem sie Schwierigkeiten und Widerstände überwinden. Und zumal für einen neu zur Herrschaft gelangten Fürsten, der mehr als ein angestammter Fürst darauf angewiesen ist, sich Ansehen zu verschaffen, ist es ein Geschenk des Glückes, das ihn groß machen will, wenn Feinde sich gegen ihn erheben und er so Gelegenheit hat, sie zu überwinden und auf der Leiter, die seine Feinde ihm halten, emporzusteigen. Deshalb sind viele der Ansicht, ein weiser Fürst müsse, wenn er Gelegenheit dazu hat, mit List sich Feinde schaffen, damit er durch ihre Überwindung seinen Ruhm vergrößere. Die Fürsten — und vor allem die neu zur Herrschaft gelangten — haben meist die Männer, welche bei Beginn ihrer Regierung für verdächtig galten, treuer und brauchbarer gefunden als die, welche im Anfang ihr Vertrauen besaßen. Der Fürst von Siena, Pandolfo Petrucci[2]), stützte sich bei der Regierung mehr auf die, welche ihm verdächtig gewesen waren, als auf die andern. Aber über diesen Fall läßt sich nichts Allgemeines sagen, da er je nach den Verhältnissen verschieden ist. Ich will nur bemerken, daß ein Fürst stets leicht die Männer für sich wird gewinnen können, die bei Beginn seiner Regierung ihm feindlich waren, wenn ihre Lage so ist, daß sie zu ihrem Unterhalt eine Unterstützung brauchen. Sie ihrerseits werden ihm um so treuer dienen, je mehr sie die Notwendigkeit einsehen, durch die Tat die ungünstige Meinung zu beseitigen, die der Fürst von ihnen hatte. So hat der Fürst von ihnen mehr Nutzen als von denen, die sich ihm gegenüber allzu sicher fühlen und deshalb seine Interessen vernachlässigen. Da es zur Sache gehört, will ich nicht unterlassen, die Fürsten, die einen Staat mit Hilfe seiner Einwohner neu gewonnen haben, zu mahnen, daß sie

---

[1]) 14. Mai 1509, im Krieg der Liga von Cambrai (vgl. Seite 59, Anm. 1) gegen Venedig.

[2]) 1450—1512. Herr von Siena seit 1500.

genau prüfen, aus welchem Grund diejenigen, die ihr Unternehmen begünstigt haben, das taten. Geschah es nicht aus Anhänglichkeit an sie, sondern nur aus Unzufriedenheit mit der bisherigen Regierung, so werden sie ihre Freundschaft sich nur unter großen Opfern und Schwierigkeiten erhalten können, da es ihnen nie gelingen wird, sie zufriedenzustellen. Ein Fürst, der die Ursachen hiervon auf Grund der Beispiele aus der alten und neueren Geschichte sich recht klarmacht, wird erkennen, daß es für ihn viel leichter ist, die für sich zu gewinnen, die mit der früheren Regierung zufrieden und deshalb seine Feinde waren, als die, welche aus Unzufriedenheit seine Freunde wurden und ihm bei der Eroberung Beihilfe leisteten[1]).

Von jeher haben die Fürsten, um ihre Herrschaft zu sichern, Festungen erbaut, als Zaum und Zügel für die, welche etwas gegen sie im Schilde führten, und als sicheren Zufluchtsort im Fall eines plötzlichen Angriffs. Ich billige dies Verfahren, weil es seit alters geübt wird. Nichtsdestoweniger hat in unsern Tagen Messer Niccolò Vitelli zwei Festungen in Città di Castello schleifen lassen, um dies Gebiet zu behaupten[2]). Der Herzog von Urbino, Guido Ubaldo, hat nach der Rückkehr in sein Land, woraus er von Cesare Borgia verjagt worden war[3]), alle Festungen dem Boden gleich gemacht, in der Überzeugung, so die Herrschaft nicht so leicht wieder zu verlieren. Die Bentivogli sind bei ihrer Rückkehr nach Bologna[4]) ähnlich verfahren. Festungen sind also nützlich oder nicht, je nach den Verhältnissen. Wenn sie auf der einen Seite Vorteile haben, bedeuten sie auf der andern eine Gefahr. Der Unterschied läßt sich folgendermaßen bestimmen: Ein Fürst, der seine Untertanen mehr fürchtet als Fremde, muß Festungen bauen; wer aber die Fremden mehr fürchtet als seine Untertanen, muß es unterlassen. Für das Haus Sforza war und ist das von Francesco Sforza erbaute Kastell in Mailand eine größere Gefahr als alle inneren Unruhen[5]). Die beste Festung, die es gibt, ist ein Volk, das den Fürsten nicht haßt. Denn wenn ein Fürst noch so starke Festungen hat und er ist beim Volk verhaßt, so helfen sie ihm nichts, da ein Volk, wenn es einmal

---

[1]) Diese ganzen Ausführungen sind offenbar diktiert durch Machiavellis Wunsch, von den Medici in Dienst genommen zu werden. Vgl. den Brief an Francesco Vettori vom 10. Dezember 1513. (Unten S. 188.)

[2]) Vom Papst Sixtus IV. 1474 aus der Stadt vertrieben, zerstörte er bei seiner Rückkehr nach dem Tode des Papstes (1482) die beiden von diesem erbauten Festungen.

[3]) 1502.

[4]) 1511; sie zerstörten die vom Papst Julius II. nach ihrer Vertreibung erbaute Festung.

[5]) Weil die Herzöge, im Vertrauen auf den Schutz der Festung, das Volk schlecht behandelten, so daß es die Franzosen als Befreier begrüßte.

zu den Waffen greift, stets Fremde findet, die ihm beistehen. In unsern Tagen haben Festungen nie einem Fürsten genützt, außer der Gräfin von Furli[1]) nach dem Tode ihres Gemahls, des Grafen Girolamo; sie fand in der Festung Zuflucht vor dem Ansturm des Volkes und konnte so den Entsatz aus Mailand[2]) abwarten und die Herrschaft zurückgewinnen. Auch war die Lage damals so, daß keine auswärtige Macht dem Volk beistehen konnte. Aber später halfen auch ihr die Festungen wenig, als Cesare Borgia sie angriff und das Volk aus Haß gegen sie sich mit den Feinden verband[3]). So wäre auch für sie damals und vorher die Liebe des Volkes ein besserer Schutz gewesen als Festungen. Alles dieses wohl erwogen, lobe ich den, welcher Festungen baut, und den, welcher es unterläßt, tadle aber alle, die im Vertrauen auf Festungen den Haß des Volkes gering anschlagen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Was ein Fürst tun muß, um sich Ansehen zu erwerben.

Nichts erwirbt einem Fürsten so viel Achtung wie große Unternehmungen und aufsehenerregende Taten. Wir sehen das in unsern Tagen an Ferdinand von Aragonien, dem gegenwärtigen König von Spanien[4]). Man kann ihn fast einen neuen Fürsten nennen, weil er aus einem schwachen König durch den Ruhm seines Namens zum ersten Herrscher der Christenheit geworden ist. Wer seine Taten betrachtet, wird sie alle groß und einige außerordentlich finden. Zu Beginn seiner Regierung griff er Granada an, und durch diesen Krieg legte er den Grund zu seiner Macht[5]). Er führte ihn in aller Ruhe und ohne Sorge, gestört zu werden. So hielt er die kastilischen Barone in Atem, die über diesem Krieg die Gedanken an Umsturz vergaßen, und er selbst gewann dabei Ansehen und Macht über sie, ohne daß sie es merkten. Er konnte mit dem Geld der Kirche und des Volkes sich Truppen halten und durch diesen langen Krieg die Grundlage für das Heer schaffen, das ihn später so berühmt gemacht hat. Um noch größere Unternehmungen durchführen zu können — immer im Namen der Religion —, schritt er

[1]) Catarina Sforza; ihr Gemahl, Girolamo Riario, fiel am 14. April 1488 als Opfer einer Verschwörung.

[2]) Durch ihren Oheim Lodovico Sforza.

[3]) Am 12. Januar 1500 fiel die Festung in Cesare Borgias Hände.

[4]) Ferdinand der Katholische, 1479—1516.

[5]) 1492.

zu einer frommen Grausamkeit, indem er die Marranen[1]) aus seinem Reich vertrieb, ein Beginnen, das ebenso schändlich wie einzigartig war. Unter demselben Deckmantel griff er Afrika an[2]). Er führte Krieg in Italien[3]), er hat jüngst Frankreich angegriffen[4]), und so hat er immer Großes getan und geplant, wodurch er seine Untertanen dauernd in Erwartung und Bewunderung und auf den Ausgang gespannt erhielt. Auch schlossen sich diese seine Unternehmungen derart aneinander an, daß zwischen einer und der nächsten nie für seine Gegner Zeit blieb, ihm in Ruhe entgegenzuarbeiten.

Ferner sind einem Fürsten noch aufsehenerregende Maßnahmen in der inneren Politik von Nutzen, wie sie von Messer Bernabò von Mailand erzählt werden[5]), wenn z. B. jemand im bürgerlichen Leben etwas Außerordentliches im Guten oder im Bösen tut und der Fürst eine Art der Belohnung oder Strafe wählt, die viel von sich reden macht. Vor allem muß ein Fürst danach trachten, durch alle seine Taten den Ruf eines großen und hervorragenden Mannes zu erwerben.

Ferner wird ein Fürst geachtet, wenn er ein rechter Freund und ein rechter Feind ist, d. h. wenn er ohne alle Bedenken sich für den einen und gegen den andern erklärt. Dieser Entschluß ist immer nützlicher, als neutral zu bleiben; denn wenn zwei Staaten in deiner Nachbarschaft sich befehden, so liegen die Dinge entweder so, daß du, im Falle einer siegt, den Sieger zu fürchten hast oder nicht. In beiden Fällen ist es für dich immer nützlicher, dich zu erklären und offen Krieg zu führen. Wenn du dich nicht erklärst, so wirst du im ersten Falle stets die Beute des Siegers werden zur Freude und Befriedigung des Besiegten, und es gibt für dich keine Rechtfertigung, keinen Schutz und keine Zuflucht. Denn der Sieger will keine verdächtigen Freunde, die ihm in der Not nicht helfen; der Unterlegene gewährt dir keine Zuflucht, weil du nicht mit den Waffen in der Hand sein Schicksal hast teilen wollen. Antiochus war auf die Aufforderung der Ätolier nach Griechenland gekommen, um die Römer zu vertreiben. Er schickte Gesandte an die Achäer, die den Römern befreundet waren, um sie zur Neutralität zu bewegen. Andrerseits drangen die Römer in sie, auf ihrer Seite am

---

[1]) Spanische Bezeichnung für getaufte Mauren und Juden, die im Herzen an ihrem alten Glauben festhielten. Ihre Vertreibung fand um 1501 statt.

[2]) 1509.

[3]) Zur Eroberung des Königreichs Neapel; 1501.

[4]) Genauer Navarra, das von Frankreich unterstützt wurde; 1512.

[5]) Zum Beispiel in vielen Novellen des Sacchetti und Sercambi. Bernabò Visconti regierte zusammen mit seinem Bruder Galeazzo II. von 1354 bis 1385.

Kampfe teilzunehmen. Die Frage wurde im Rat der Achäer verhandelt, wobei der Gesandte des Antiochus ihnen zuredete, neutral zu bleiben. Darauf antwortete der römische Gesandte: „Wenn jene euch raten, euch nicht in den Krieg zu mischen, so ist nichts euren Interessen mehr entgegen. Ohne Dank, ohne Ehre werdet ihr der Preis des Siegers werden.“ Stets wird es der Fall sein, daß, wer nicht dein Freund ist, dich um Neutralität ersucht, und wer dein Freund ist, dich auffordert, mit den Waffen Partei zu ergreifen. Unentschlossene Fürsten schlagen meistens diesen Weg der Neutralität ein, um die augenblickliche Gefahr zu vermeiden, und meistens gehen sie dabei zugrunde. Wenn du jedoch entschieden für eine Partei eintrittst, und der, dem du dich anschließt, siegt, so ist er, wenn er auch mächtig ist und du ihm ausgeliefert bist, doch dir verpflichtet, und ihr habt Freundschaft geschlossen: und die Menschen sind nie so niedrig, daß sie in einem solchen Falle die Undankbarkeit so weit treiben könnten, dich zu knechten. Auch ist ein Sieg nie so unbestritten, daß der Sieger nicht gewisse Rücksichten zu nehmen hätte, zumal auf die Gerechtigkeit. Verliert aber der, an den du dich anschließt, so findest du bei ihm Zuflucht; solange er kann, hilft er dir, und du gewinnst Teil an einem Schicksal, das sich wieder zum Bessern wenden kann. Im zweiten Falle, wenn die Dinge so liegen, daß du nichts zu befürchten hast, ist es um so mehr ein Gebot der Klugheit, dich einer Partei anzuschließen; denn du bereitest dem einen Verderben mit Hilfe dessen, der ihn retten müßte, wenn er weise wäre[1]). Wenn er siegt, so ist er in deiner Hand, und es ist undenkbar, daß er mit deiner Hilfe nicht siegt.

Hierbei ist zu bemerken, daß ein Fürst darauf achten muß, sich nie mit einem Mächtigeren zu verbünden, um andre anzugreifen, außer wenn die Not ihn zwingt, wie oben gesagt; denn im Falle des Sieges ist er ihm ausgeliefert, und die Fürsten müssen, soweit möglich, es vermeiden, in Abhängigkeit von andern zu geraten. Die Venezianer verbündeten sich mit Frankreich gegen den Herzog von Mailand, obwohl sie es vermeiden konnten[2]). Die Folge davon war ihr Verderben. Läßt es sich jedoch nicht vermeiden, wie es für die Florentiner der Fall war, als der Papst und der König von Spanien mit Heeresmacht gegen die Lombardei zogen[3]), dann muß der Fürst aus den angegebenen Gründen Partei ergreifen.

[1]) Weil die Schwächeren sich untereinander beistehen müßten.

[2]) 1499; s. Anmerkung 1 zu Seite 58.

[3]) 1512; die bisher mit Frankreich verbündeten Florentiner blieben in dem Krieg zwischen Ludwig XII. und der Heiligen Liga neutral. Die Folge war das Ende der Republik und die Rückkehr der Medici unter dem Druck des Papstes.

Auch glaube kein Staat, einen Entschluß fassen zu können, bei dem er sicher geht; er muß vielmehr damit rechnen, daß er bei jedem Gefahr läuft. Denn es liegt in der Natur der Dinge, daß man nie einen Nachteil vermeiden kann, ohne sich einem andern auszusetzen. Die Klugheit besteht eben in der Fähigkeit, die Nachteile gegeneinander abzuwägen und das kleinere Übel zu wählen.

Ferner muß ein Fürst sich als Freund des Verdienstes zeigen und die Meister in einer Kunst ehren. Außerdem muß er die Bürger ermutigen, daß sie ruhig ihren Geschäften nachgehen im Handel und Ackerbau und allem, was die Menschen sonst noch treiben, daß nicht der eine sich scheut, sein Haus zu schmücken aus Angst, es könnte ihm genommen werden, und der andre nicht wagt, einen Handel zu eröffnen aus Furcht vor Steuern; vielmehr muß er Belohnungen aussetzen für die, welche solches tun wollen, und für alle, die in irgendeiner Weise den Wohlstand seiner Stadt oder seines Landes zu heben suchen. Überdies muß er zu geeigneter Zeit das Volk durch Feste und Schauspiele unterhalten. Da jede Stadt in Zünfte oder Gewerke zerfällt, muß er auch auf diese Gemeinschaften Rücksicht nehmen, gelegentlich mit ihnen zusammenkommen und seine Leutseligkeit und Freigebigkeit beweisen, dabei aber stets seine Würde wahren; denn diese darf er bei keiner Gelegenheit außer acht lassen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von den geheimen Ministern der Fürsten.

Von nicht geringer Bedeutung ist für einen Fürsten die Wahl seiner Minister. Ob sie gut sind oder nicht, hängt von der Klugheit des Fürsten ab. Wenn man über die Fähigkeiten eines Herrschers eine Vermutung anstellen will, betrachtet man zuerst die Männer seiner Umgebung. Wenn sie brauchbar und treu sind, kann er stets für weise gelten, weil er es verstanden hat, ihre Brauchbarkeit zu erkennen und sich ihre Treue zu erhalten. Sind sie es aber nicht, so läßt dies stets einen ungünstigen Rückschluß auf ihn zu, denn seinen ersten Fehler begeht er mit dieser Wahl. Jeder, der Messer Antonio von Venafro[1]) als Minister des Fürsten von Siena, Pandolfo Petrucci[2]), kannte, mußte Pandolfo für einen trefflichen Mann halten, da er einen solchen Minister hatte. Denn es gibt dreierlei Köpfe: die einen verstehen von selbst, die zweiten können beurteilen,

---

[1]) Antonio Giordani aus Venafro, berühmter Rechtslehrer in Siena und später Minister Petruccis; 1459—1530.

[2]) S. Anmerkung 2 zu Seite 111.

was andre verstehen, die dritten verstehen weder von selbst noch mit Hilfe andrer. Die ersten sind ausgezeichnet, die zweiten gut, die dritten unbrauchbar. So mußte also Pandolfo, wenn er nicht zur ersten Klasse gehörte, unbedingt der zweiten zugerechnet werden; denn wenn jemand Urteil genug hat, das Gute oder Schlechte, was einer sagt und tut, zu erkennen, obschon er von allein das Rechte nicht findet, so erkennt er die guten und schlechten Leistungen des Ministers und lobt die einen und rügt die andern; und der Minister kann nicht hoffen, ihn zu täuschen, und bleibt rechtschaffen.

Wenn ein Fürst seinen Minister recht erkennen will, so gibt es ein Zeichen, das nie trügt. Sieht er, daß der Minister mehr an sich denkt als an ihn und bei allem, was er tut, seinen eignen Vorteil sucht, so wird ein solcher Mann nie ein guter Minister, und der Fürst kann sich nicht auf ihn verlassen; denn wer die Regierung eines Staates in Händen hat, darf nie an sich denken, sondern immer nur an den Fürsten, und er darf ihm nie etwas raten, was nicht in seinem Interesse ist. Andrerseits muß der Fürst an seinen Minister denken, um sich seine Treue zu sichern. Er muß ihn auszeichnen, bereichern, sich verpflichten, ihn an ehrenvollen und unbeliebt machenden Geschäften der Regierung beteiligen, damit der Minister sieht, daß er ohne den Fürsten nicht bestehen kann, mit Ehren und Reichtümern überhäuft, keine weiteren erstrebt und wegen seiner Unbeliebtheit einen Umsturz fürchtet. Wenn die Minister so beschaffen sind und die Fürsten in ihrem Verhalten zu den Ministern sich hiernach richten, so können sie sich aufeinander verlassen; andernfalls wird es immer für den einen von beiden ein schlechtes Ende nehmen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie man sich vor Schmeichlern hüten muß.

Einen wichtigen Punkt und einen Fehler, vor dem die Fürsten sich nur schwer hüten können, wenn sie nicht sehr klug sind oder große Menschenkenntnis haben, will ich nicht übergehen. Es handelt sich um die Schmeichler, von denen es an den Höfen wimmelt. Die Menschen finden solches Gefallen an ihren eignen Vorzügen und täuschen sich darüber so leicht, daß es ihnen schwer wird, sich gegen diese Pest zu schützen. Und wenn sie es versuchen, laufen sie Gefahr, verächtlich zu werden. Denn es gibt kein andres Mittel, sich vor Schmeicheleien zu hüten, als wenn die Menschen wissen, daß sie den Fürsten nicht beleidigen, wenn sie ihm die Wahrheit sagen. Wenn ihm aber jeder die Wahrheit sagen darf, geht die

Ehrerbietung verloren. Deshalb muß ein kluger Fürst einen Mittelweg einschlagen, indem er in seinem Reich weise Männer auswählt, die allein volle Freiheit haben, ihm die Wahrheit zu sagen, und auch nur in den Fällen, wo er sie danach fragt. Er muß sie aber in allen Fällen um Rat fragen und ihre Meinung hören. Dann muß er selbst nach seinem Gutdünken entscheiden. Gegenüber jedem einzelnen von ihnen muß er sich so benehmen, daß jeder merkt, er werde um so beliebter sein, je offener er redet. Außer diesen aber darf der Fürst auf niemand hören, sondern er muß unbeirrt auf sein Ziel losgehen und bei seinen Entschlüssen beharren. Wer anders verfährt, fällt den Schmeicheleien anheim oder ändert häufig seine Entschlüsse wegen der Verschiedenheit der Urteile. Die Folge davon ist, daß er gering geachtet wird. Ich will hierfür ein Beispiel aus unsern Tagen anführen. Pater Luca[1]), ein Vertrauter des jetzigen Kaisers Maximilian, erzählte mir, Seine Majestät frage nie jemand um Rat und tue doch nie etwas nach eignem Gutdünken. Das kam daher, daß er umgekehrt verfuhr, wie oben angegeben. Der Kaiser ist ein verschwiegener Mensch; er teilt seine Pläne niemand mit und läßt sich von niemand raten. In dem Maße aber, wie sie durch die Ausführung bekannt und offenbar werden, finden sie bei seiner Umgebung Widerspruch, und leicht beeinflußbar, wie er ist, läßt er sich davon abbringen. So kommt es, daß er heute rückgängig macht, was er gestern getan hat, und man nie weiß, was er zu tun beabsichtigt, und sich auf seine Entschlüsse nicht verlassen kann.

Ein Fürst muß sich daher stets beraten lassen; aber nur, wenn er will, nicht wenn die andern wollen. Vielmehr muß er jedem den Mut nehmen, ihm irgendeinen Rat zu geben, wenn er ihn nicht darum gefragt hat. Aber er selbst muß reichlich Rat begehren und darf nicht müde werden, die Wahrheit anzuhören. Ja, wenn er merkt, daß jemand aus irgendwelchen Rücksichten sie ihm verschweigt, so muß ihn das bedenklich stimmen. Wenn manche glauben, daß ein Fürst, der im Rufe der Klugheit steht, dies nicht sich selbst verdankt, sondern den klugen Räten seiner Umgebung, so täuschen sie sich ohne Zweifel; denn es ist eine allgemeine Regel, die nie trügt, daß ein Fürst, der nicht an sich weise ist, nicht gut beraten werden kann, es sei denn, daß er sich ganz der Leitung eines sehr gescheiten Mannes anvertraut. In diesem Falle wäre es wohl möglich, aber nicht auf die Dauer, denn dieser Ratgeber würde ihm binnen kurzem die Herrschaft entreißen. Fragt jedoch ein

[1]) Luca Rainaldi; Machiavelli traf mit ihm am kaiserlichen Hof in Tirol zusammen, wo er im Dezember 1502 und im Juni 1508 als Gesandter der Republik weilte.

Fürst, der nicht selbst weise ist, mehr als einen um Rat, so werden die Ratschläge, die er erhält, nie miteinander übereinstimmen, und er selbst wird nicht fähig sein, sie in Einklang zu bringen. Jeder der Räte wird an seinen eignen Vorteil denken, und der Fürst wird nicht imstande sein, sie zurechtzuweisen oder zu durchschauen. Bessere aber wird er nie finden, denn von den Menschen läßt sich nur Schlechtes erwarten, wenn sie nicht zum Guten gezwungen sind. Daraus ergibt sich also, daß gute Ratschläge, von wem sie auch kommen mögen, aus der Klugheit des Fürsten entspringen, und nicht seine Klugheit aus guten Ratschlägen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Warum die Fürsten Italiens die Herrschaft verloren haben.

Ein neuer Fürst, der die bisher gegebenen Ratschläge beherzigt, wird von einem angestammten nicht zu unterscheiden sein, und seine Herrschaft wird von vornherein gesicherter und fester sein, als wenn er sie ererbt hätte. Denn die Taten eines neuen Fürsten werden viel genauer beobachtet als die eines angestammten, und wenn sie verdienstlich erscheinen, machen sie auf die Menschen viel mehr Eindruck und binden sie viel fester an den Herrscher als das Alter seines Geschlechts. Die Menschen werden von der Gegenwart viel stärker beeinflußt als von der Vergangenheit, und wenn sie in der Gegenwart ihren Vorteil finden, freuen sie sich dessen und verlangen nichts weiter. Ja, sie werden auf jede Weise für den Fürsten Partei ergreifen, wenn er sich sonst treu bleibt. So wird er doppelten Ruhm ernten, daß er ein neues Reich begründet und es durch gute Gesetze, ein gutes Heer und gutes Beispiel verherrlicht und befestigt hat, wie der doppelte Schande auf sich ladet, der ein ererbtes Reich durch seine Torheit verliert.

Betrachtet man die Herrscher, die in Italien zu unsrer Zeit ihr Land verloren haben, wie der König von Neapel[1]), der Herzog von Mailand[2]) und andre, so wird man zunächst finden, daß sie alle in bezug auf das Heerwesen den gleichen Fehler begangen haben, wie oben dargelegt wurde. Ferner wird sich zeigen, daß einige von ihnen das Volk zum Feind hatten oder, wenn ihnen das Volk zugetan war, es nicht verstanden, mit den Großen fertig zu werden. Denn ohne diese Fehler wird kein Fürst einen Staat verlieren, der stark genug ist, ein Heer ins Feld zu stellen. Philipp

---

[1]) Friedrich von Aragonien verlor das Königreich Neapel 1501 durch den Angriff der verbündeten Franzosen und Spanier.

[2]) Lodovico Moro verlor 1500 Mailand an Ludwig XII. von Frankreich.

von Mazedonien — nicht der Vater Alexanders des Großen, sondern der, welcher von Titus Quinctius besiegt wurde[1]) — hatte geringe Macht im Vergleich zur Größe der Römer und Griechenlands, die ihn angriffen. Aber da er kriegstüchtig war und es verstand, sich das Volk treu zu erhalten und sich der Großen zu versichern, vermochte er den Krieg mehrere Jahre gegen jene durchzuführen[2]), und wenn er schließlich die Herrschaft über einige Städte verlor, so behielt er doch sein Reich.

Deshalb sollten die Fürsten in Italien, die nach langjähriger Herrschaft ihr Land verloren haben, nicht das Schicksal anklagen, sondern ihre Feigheit. In ruhigen Zeiten hatten sie nie an die Möglichkeit einer Änderung gedacht, wie es denn ein gewöhnlicher Fehler der Menschen ist, bei gutem Wetter nicht mit dem Sturm zu rechnen, und als nun schlimme Zeiten kamen, dachten sie nur an Flucht und nicht an Gegenwehr und hofften, das Volk würde aus Erbitterung über den Übermut der Sieger sie zurückrufen. Dieser Entschluß ist gut, wenn kein andrer übrig bleibt; aber es war ganz verkehrt, die andern Hilfsmittel deswegen ungenutzt zu lassen. Würde doch niemand stürzen wollen im Vertrauen, es würde sich jemand finden, der ihm aufhilft. Das geschieht entweder überhaupt nicht, oder, wenn es geschieht, verliert der Herrscher dadurch seine Sicherheit, weil ein solches Auskunftsmittel demütigend ist und nicht in seiner Macht steht. Nur die Hilfsmittel aber sind gut, zuverlässig und dauerhaft, die vom Herrscher selbst und seiner Macht abhängen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Was Fortuna im menschlichen Leben vermag, und wie man sich ihrer erwehren soll.

Ich weiß wohl, daß es viele gegeben hat und gibt, die glauben, die Ereignisse seien derart von Fortuna und von Gott vorherbestimmt, daß die Menschen mit ihrer Klugheit sie nicht lenken könnten, ja überhaupt nichts dagegen vermöchten, und die deshalb zu der Ansicht neigen, man solle sich nicht viel abmühen, sondern sich der Leitung des Zufalls überlassen. Diese Meinung hat gerade in unsern Tagen viel Anklang gefunden wegen der großen Umwälzungen, die wir erlebt haben und alle Tage erleben, und die

[1]) Philipp V. von Mazedonien wurde 197 v. Chr. von T. Quinctius Flamininus im Zweiten Mazedonischen Krieg bei Kynoskephalai besiegt.

[2]) Von 200—197 v. Chr.

sich aller menschlichen Berechnung entziehen. Im Gedanken hieran habe auch ich bisweilen bis zu einem gewissen Grade mich dieser Ansicht zugeneigt. Aber um unsre Willensfreiheit nicht ganz preiszugeben, halte ich nichtsdestoweniger dafür, daß Fortuna wohl zur Hälfte Herr ist über unsre Taten, aber die andre Hälfte, oder fast soviel, unsrer Leitung überläßt. Ich möchte Fortunas Macht vergleichen mit einem reißenden Strom, der, wenn er wütend überschwillt, die Fluren überflutet, Bäume und Häuser niederreißt, hier Erde fortspült, um sie dort anzuschwemmen: jeder flieht vor ihm, alles weicht seinem Anprall, ohne irgendwelchen Widerstand leisten zu können. Aber diese Wildheit des Stromes hindert nicht, daß die Menschen in ruhigen Zeiten Vorkehrungen treffen, Dämme und Deiche errichten, so daß die Fluten, wenn sie anschwellen, durch einen Kanal abgeleitet werden oder ihr Anprall nicht so überwältigend und gefährlich ist. Ebenso ist es mit Fortunas Macht: auch sie zeigt ihre Gewalt dort, wo keine Kräfte zur Gegenwehr gerüstet stehen, und die Wogen des Schicksals wälzen sich dorthin, wo sie sicher sind, keine Dämme und Deiche zu finden, die sie hemmen. Betrachtet man Italien, das Land, das der Schauplatz jener Umwälzungen ist und den Anstoß dazu gegeben hat, so erscheint es als eine Flur, die durch keinen Damm geschützt ist. Besäße es eine hinreichend starke Schutzwehr, wie Deutschland, Spanien und Frankreich, so hätte die Flut nicht solche Verheerungen anrichten können oder wäre ganz ausgeblieben. Soviel möge genügen über den Widerstand gegen Fortuna im allgemeinen.

Um mehr auf Einzelheiten einzugehen, so kann man einen Fürsten heute auf dem Gipfel des Glückes und morgen vernichtet sehen, ohne daß sich sein Wesen oder irgendeine Eigenschaft an ihm geändert hätte. Das kommt meines Erachtens einmal aus den im vorigen ausführlich erörterten Ursachen, daß nämlich der Fürst, der sich ganz auf das Glück verläßt, zugrunde geht, sobald dieses sich wendet. Ferner glaube ich, daß *der* Glück hat, welcher mit seiner Art zu handeln in die Zeit paßt, und ebenso *der* Unglück, dessen Handlungsweise nicht zur Zeit stimmt. Die Menschen verfahren verschieden, um das Ziel, das jeder vor Augen hat, Ruhm und Reichtum zu erlangen: der eine handelt bedächtig, der andre ungestüm, der eine wendet Gewalt an, der andre List, der zeigt Geduld, jener das Gegenteil, und jeder kann auf seine Weise Erfolg haben. Ferner sieht man von zwei Bedächtigen den einen sein Ziel erreichen, den andern nicht, und ebenso zwei gleicherweise Glück haben bei entgegengesetztem Verfahren, indem der eine bedächtig, der andre ungestüm ist. Der Grund hierfür liegt einzig im Charakter der Zeit, der mit ihrer Handlungsweise übereinstimmt

oder nicht. Daher kommt es, daß, wie gesagt, zwei, die entgegengesetzt handeln, den gleichen Erfolg haben, und von zweien, die übereinstimmend handeln, der eine sein Ziel erreicht, der andre nicht. Daher rührt auch der Wechsel des Glückes: denn wenn einer bedächtig und geduldig verfährt und Zeit und Umstände so beschaffen sind, daß seine Politik richtig ist, so gedeiht er. Ändern sich aber Zeit und Umstände, so geht er zugrunde, weil er seine Handlungsweise nicht ändert. Kein noch so kluger Fürst kann sich diesem Wechsel der Zeiten anpassen: teils, weil er nicht von dem lassen kann, wozu seine Natur ihn treibt, teils auch, weil er sich nicht entschließen kann, von dem Weg abzugehen, der ihn bisher stets zum Erfolg geführt hat. Deshalb ist der Bedächtige nicht fähig zu ungestümem Handeln, wenn die Zeit es fordert, und das ist sein Verderben: denn wenn er nach Zeit und Umständen sein Wesen änderte, würde sich sein Glück nicht ändern. Papst Julius II. verfuhr in all seinen Unternehmungen mit Ungestüm und fand Zeit und Umstände stets so geeignet für diese seine Handlungsweise, daß er stets Erfolg hatte. Man denke an seine ersten Unternehmungen gegen Bologna, noch zu Lebzeiten von Messer Giovanni Bentivogli[1]). Die Venezianer waren nicht damit einverstanden, ebensowenig der König von Spanien, mit Frankreich stand er noch in Unterhandlungen, nichtsdestoweniger zog er mit dem ihm eignen wilden Ungestüm persönlich gegen Bologna ins Feld. Daraufhin verhielten sich der König von Spanien und die Venezianer ruhig abwartend, diese aus Furcht, jener, da er das ganze Königreich Neapel wiederzuerlangen wünschte[2]), andrerseits brachte der Papst dadurch den König von Frankreich auf seine Seite, denn dieser wünschte ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen, um die Venezianer niederzuwerfen[3]), und als er ihn losschlagen sah, glaubte er, ihm seine Truppen nicht verweigern zu können, ohne ihn offensichtlich zu beleidigen. So erreichte Julius II. durch sein ungestümes Losschlagen, was kein andrer Papst mit aller menschlichen Klugheit zustande gebracht hätte; denn wenn er mit seinem Aufbruch von Rom gewartet hätte, bis die Abmachungen fertig und alles in Ordnung war, was jeder andre Papst an seiner Stelle getan hätte, wäre sein Vorhaben nie geglückt. Der König von Frankreich hätte tausend Ausflüchte gefunden, und die andern hätten ihm tausend Besorgnisse erregt. Ich will von seinen andern Unternehmungen nicht reden, die alle ähnlich waren und ihm alle glückten. Sein

---

[1]) 1506.

[2]) Einen Teil der apulischen Küste hatten seit 1494 die Venezianer in Besitz; sie behaupteten ihn bis zur Schlacht von Vailà, 1509.

[3]) Dies Bündnis kam 1508 als Liga von Cambrai zustande.

früher Tod hat es ihm erspart, Rückschläge zu erfahren. Denn hätte er Zeiten erlebt, die ein bedächtiges Vorgehen erforderten, so wäre das sein Verderben gewesen; nie wäre er von der Handlungsweise, zu der seine Natur ihn trieb, abgewichen. Ich komme also zu dem Schluß, daß, da die Zeiten sich ändern, die Menschen aber an ihrer Art festhalten, sie glücklich sind, solange beide zusammenpassen, und unglücklich, sowie diese Übereinstimmung fehlt. Doch halte ich dafür, daß es besser ist, ungestüm zu handeln als bedächtig, denn Fortuna ist ein Weib, und wer sie bezwingen will, muß sie schlagen und stoßen. Auch zeigt die Erfahrung, daß sie sich leichter von solchen besiegen läßt als von denen, die kaltblütig zu Werke gehen. Und als Weib ist sie stets den Jünglingen hold, weil sie unbedenklicher und gewalttätiger sind und ihr dreister befehlen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien.

Wenn ich alles bisher Erörterte überdenke und bei mir erwäge, ob gegenwärtig in Italien die Zeiten günstig sind für einen neuen Fürsten und ob ein kluger und energischer Mann hier einen Stoff finden würde, dem er die Form geben könnte, zu seinem Ruhme und zum Heile der Bevölkerung, scheint mir so vieles für einen neuen Fürsten vorteilhaft, daß ich keine Zeit wüßte, die geeigneter für ihn gewesen wäre. Wenn, wie oben gesagt, das Volk Israel in die Knechtschaft der Ägypter geraten mußte, damit die Kraft des Moses sich zeigte, wenn die Perser unter der Gewalt der Meder und die Athener in der Zerstreuung leben mußten, damit die hervorragenden Gaben des Cyrus und des Theseus bekannt würden, so war es auch in unsern Tagen zur Offenbarung italienischer Größe erforderlich, daß Italien in das Elend geriet, worin es sich heute befindet, geknechteter als die Juden, ohnmächtiger als die Perser, zerrissener als die Athener, ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, geplündert, zerfleischt, verwüstet, eine Beute aller Plagen. Und wenn auch bisher mancher Anlagen gezeigt hat, die hoffen ließen, er sei von Gott zum Retter auserſehen[1]), so hat man doch späterhin gesehen, wie auf der Höhe seiner Laufbahn Fortuna ihn verworfen hat. So liegt unser Land da, krank auf den Tod, und harrt auf den, der ihm Genesung bringt, der der Plünderung in der Lombardei und der Aussaugung in Neapel und Toscana ein Ende macht und seine schon seit langer Zeit eiternden Wunden heilt.

[1]) Gedacht ist vielleicht an Cesare Borgia.

Wir sehen Italien zu Gott flehen um einen Erretter von den Grausamkeiten und den Gewalttätigkeiten der Barbaren. Wir sehen es willens und bereit, der Fahne zu folgen, wenn nur einer sie voranträgt. Und wir finden niemand, auf den es so fest hoffen könnte wie auf Euer erleuchtes Haus, das durch sein Glück und Verdienst, durch die Huld Gottes und der Kirche, deren Haupt es derzeit ist[1]), berufen erscheint, dies Rettungswerk zu leiten. Es wird nicht schwer sein, wenn Ihr Euch die Taten und das Leben der oben Genannten vor Augen haltet. Wenn es auch einzigartige und bewundernswürdige Menschen waren, es waren doch Menschen, und keiner von ihnen fand eine so günstige Gelegenheit vor wie Ihr. Ihr Vorhaben war nicht gerechter und nicht leichter als das Eure, und Gott war ihnen nicht gnädiger gesinnt als Euch. Ihr habt das Recht auf Eurer Seite: denn der Krieg ist gerecht für den, der dazu gezwungen ist, und die Waffen sind heilig, wenn sie die einzige Hoffnung sind. Euch ist die Gelegenheit günstig, und wo das der Fall ist, kann die Schwierigkeit nicht groß sein, wenn Ihr Euch nur nach denen richtet, die ich als Vorbilder genannt habe. Überdies, für Euch hat Gott Zeichen und Wunder gesandt. Das Meer hat sich aufgetan, eine Wolke hat den Weg hindurch gezeigt, Wasser ist aus dem Felsen geflossen, Manna vom Himmel geregnet — alles hat sich vereint, Euch groß zu machen. Was noch übrig ist, müßt Ihr selbst tun. Gott tut nicht alles, um uns die Freiheit des Willens zu lassen und einen Teil des Ruhmes, der uns gebührt.

Es ist nicht zu verwundern, daß keiner der oben erwähnten Italiener das hat vollbringen können, was wir von Eurem erlauchten Hause erhoffen dürfen, und daß bei all den Umwälzungen und Kriegsläuften die kriegerische Tüchtigkeit Italiens erloschen scheint. Dies kommt daher, daß das alte Kriegswesen nichts taugte und niemand da war, der verstanden hätte, es neu zu ordnen. Und doch macht nichts einen neu hervortretenden Mann so berühmt wie neue Gesetze und eine Neuordnung des Kriegswesens. Sind sie wohl gegründet und haben sie Größe an sich, so erwerben sie ihm Verehrung und Bewunderung. Und gerade in Italien fehlt es nicht an Stoff, dem sich jede Form aufprägen läßt. Den Gliedern mangelt es nicht an Tüchtigkeit, wenn nur die Häupter sie besäßen. Bei Zweikämpfen und Gefechten zwischen wenigen kann man sehen, wie die Italiener an Kraft, Gewandtheit und Geistesschärfe hervorragen. Sowie sie aber zu einem Heere vereinigt sind, ist davon nichts zu spüren. Und all das rührt von der Schwäche der Führer

[1]) Giovanni Medici, der zweite Sohn des Lorenzo Magnifico, war seit 1513 Papst Leo X.

her. Denn die, welche etwas verstehen, finden keinen Gehorsam, und jeder glaubt etwas zu verstehen, denn bisher hat es keiner vermocht, durch Glück und Verdienst so hoch zu steigen, daß die andern sich vor ihm beugen. Daher kommt es, daß in der ganzen Zeit, in all den Kriegen der letzten zwanzig Jahre[1]), alle ganz aus Italienern bestehenden Heere versagt haben. Das beweisen die Schlachten am Taro[2]), bei Alessandria[3]), Capua[4]), Genua[5]), Vailà[6]), Bologna[7]) und Mastri[8]).

Wenn also Euer erlauchtes Haus es jenen großen Männern gleichtun will, die ihre Lande befreit haben, so ist zuvörderst, als die wahre Grundlage jedes Unternehmens, die Schaffung eines eignen Heeres erforderlich. Denn das sind die zuverlässigsten, echtesten und besten Soldaten, die es gibt. Und wenn schon jeder einzelne etwas taugt, so taugen sie alle zusammen doch viel mehr, wenn sie fühlen, daß ihr Fürst sie befehligt, sie ehrt und für sie sorgt. Ein solches Heer also gilt es zu schaffen, um den Fremden die Tapferkeit der Italiener entgegenstellen zu können. Obgleich das schweizerische und spanische Fußvolk für furchtbar gelten, haben sie doch beide Mängel, sodaß eine dritte Streitmacht ihnen nicht nur Widerstand leisten, sondern hoffen kann, sie zu überwinden. Die Spanier nämlich halten der Reiterei nicht stand, und die Schweizer müssen das Fußvolk fürchten, wenn es sich im Kampf ebenso hartnäckig zeigt wie sie. So hat die Erfahrung gezeigt und wird es weiter zeigen, daß die Spanier der französischen Reiterei nicht standzuhalten vermögen und die Schweizer dem spanischen Fußvolk unterliegen. Obschon es für diesen letzten Fall kein vollgültiges Beispiel gibt, haben wir doch eine Probe davon in der Schlacht von Ravenna[9]) gesehen, wo das spanische Fußvolk mit deutschen Heerhaufen zusammentraf, die dieselbe Kampfesweise haben wie die Schweizer. Die Spanier

---

[1]) Seit dem Zug Karls VIII. nach Italien, 1494.

[2]) Schlacht bei Fornovo am Taro 1496; Sieg der Franzosen über die italienischen Truppen der Liga von Venedig.

[3]) 1499 Plünderung Alessandrias durch die Truppen Ludwigs XII.

[4]) 1501 Einnahme Capuas durch die Franzosen im Krieg gegen das Königreich Neapel.

[5]) 1507 Einnahme Genuas durch Ludwig XII.

[6]) 1509 Sieg Ludwigs XII. über die Venezianer.

[7]) 1511 Sieg der Franzosen über die päpstlichen und venezianischen Streitkräfte.

[8]) 1513 Mastre, unweit von Venedig, wurde von den Truppen der Liga (Papst, Kaiser, Spanien, Mailand) zerstört, kurz vor der Schlacht bei Vicenza (7. Oktober 1513), in der die Venezianer vollkommen geschlagen wurden. Vielleicht denkt Machiavelli an diese Schlacht, von der er wohl gerade während der Arbeit am „Principe" Kunde erhielt.

[9]) 1512, vgl. Seite 89, Anm. 1.

drangen dank ihrer Gelenkigkeit und unter dem Schutz ihrer kleinen Schilde unter den Spießen der Landsknechte durch und konnten ihnen so ungefährdet zu Leibe gehen, ohne daß jene sich schützen konnten; und wenn nicht Reiterei über sie hergefallen wäre, hätten sie alle Deutschen niedergemacht. Nachdem sich so die Mängel des spanischen wie des schweizerischen Fußvolkes herausgestellt haben, kann man eine neue Truppe schaffen, die der Reiterei Widerstand leisten kann und das Fußvolk nicht fürchtet. Die Mittel dazu sind die Art der Bewaffnung und die Änderung der Kampfesweise. Das sind Neuerungen, durch deren Einführung ein neuer Fürst Ansehen und Größe erwirbt.

So laßt denn diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen, auf daß unserm Lande nach so langer Zeit ein Retter erscheint. Worte können nicht sagen, mit welcher Liebe ihn all die Gebiete aufnehmen würden, die unter dem Einbruch der Fremden gelitten haben, mit welchem Racheдurst, welcher unerschütterlichen Treue, welcher Ehrfurcht, welchen Tränen! Wie könnte sich ihm ein Tor verschließen, ein Volk den Gehorsam versagen, wie könnte gegen ihn Neid sich regen, wie ein Italiener ihm nicht huldigen: einen jeden ekelt die Herrschaft der Barbaren. So ergreife denn Euer erlauchtes Haus diese Aufgabe mit dem Mut und mit der Hoffnung, womit man für eine gerechte Sache eintritt, auf daß unter seiner Fahne das Vaterland zu Ehren komme und unter seiner Führung das Wort des Petrarca sich erfülle:

Virtù contro a furore
Prenderà l'arme; e fia il combatter corto:
Ché l'antico valore
Nelli italici cor non è ancor morto.

(Mannesmut ergreift die Waffen gegen wilde Wut, und kurz wird der Kampf sein: Denn die alte Tapferkeit ist in der Italiener Herzen noch nicht erloschen) = Canzone 16 [„Italia mia, benché il parlar sia indarno“], Strophe 6, Vers 13—16.)

Das Leben des Castruccio Castracani aus Lucca[1)]

Meinen lieben Freunden Zanobi Buondelmonti und Luigi Alamanni.

Liebster Zanobi und Luigi! Denen, die darüber nachdenken, erscheint es wunderbar, daß alle diejenigen — oder wenigstens die meisten —, die in dieser Welt besonders Großes geleistet und ihre Zeitgenossen überragt haben, von geringer oder dunkler Herkunft waren oder aber vom Schicksal über alle Maßen verfolgt wurden; denn alle wurden entweder bei ihrer Geburt den wilden Tieren preisgegeben oder sie hatten einen so niedrigen Vater, daß sie sich seiner schämten und sich als Söhne Jupiters oder irgendeines andern Gottes ausgaben. Die Namen solcher Männer zu nennen, wäre ermüdend und wenig angenehm zu lesen, da jedem viele bekannt sind; darum lasse ich das als überflüssig beiseite. Die Tatsache kommt meiner Ansicht nach daher, daß Fortuna der Welt beweisen will, sie — und nicht die Klugheit — mache die Menschen groß. Daher beginnt sie ihre Kraft in einer Zeit zu zeigen, wo die Klugheit keinerlei Teil daran haben kann, vielmehr ihr allein alles zugeschrieben werden muß.

So war auch Castruccio Castracani aus Lucca ein Mann, der im Verhältnis zu der Zeit, in der er lebte, und zu der Stadt, aus der er stammte, Hervorragendes geleistet hat und der ebensowenig wie die andern aus einer glücklichen und angesehenen Familie

1) Vgl. Einführung S. 17, 24, 26.

stammte, wie man bei der Betrachtung seines Lebenslaufes sehen wird. Es schien mir gut, diesen den Menschen ins Gedächtnis zurückzurufen, denn er deucht mich höchst lehrreich sowohl im Hinblick auf das Verdienst als auf das Schicksal des Mannes. Und ich beschloß, Euch diese Schrift zu widmen, da Ihr Euch mehr als die andern mir bekannten Menschen an verdienstvollen Taten ergötzt.

Die Familie der Castracani zählte zu den vornehmen Familien Luccas, wenn sie auch jetzt — gemäß dem Lauf aller irdischen Dinge — ausgestorben ist. Aus diesem Hause entsproß einst ein gewisser Antonio, der sich dem geistlichen Stande widmete, Domherr von St. Michael in Lucca wurde und den Ehrentitel Messer führte. Er besaß nur eine Schwester, die den Buonaccorso Cenami geheiratet hatte. Da aber Buonaccorso gestorben und sie als Witwe zurückgeblieben war, zog sie mit ihrem Bruder zusammen in der Absicht, sich nicht wieder zu vermählen. Messer Antonio besaß hinter seinem Wohnhaus einen Weinberg, der an mehreren Seiten an Gärten grenzte, und in den man daher ohne große Schwierigkeiten gelangen konnte. Eines Morgens, als Madonna Dianora — so hieß Herrn Antonios Schwester — kurz nach Sonnenaufgang einen Gang durch den Garten machte und dabei nach Frauenart einige Kräuter sammelte, mit denen sie Speisen würzen wollte, hörte sie unter einem Weinstock im Laub ein Rascheln, und als sie die Blicke nach dieser Richtung wandte, vernahm sie etwas, das wie Weinen klang. Als sie dem Geräusch nachging, erblickte sie die Hände und das Gesicht eines Knäbleins, das unter den Blättern hervor sie um Hilfe anzuflehen schien. Halb verwundert, halb bestürzt — voll Mitleid und Staunen — nahm sie das Kind auf, trug es heim, wusch es, wickelte es in Windeln, wie es Brauch ist, und zeigte es Messer Antonio bei seiner Rückkehr. Als dieser den Vorfall vernahm und das Kindchen sah, empfand er nicht weniger Verwunderung und Mitleid als seine Schwester. Und nachdem die beiden miteinander besprochen hatten, was zu tun wäre, beschlossen sie, es aufzuziehen, da er Priester war und sie keine Kinder hatte. Sie nahmen also eine Amme ins Haus und pflegten den Knaben so liebevoll, als ob er ihr eigen gewesen wäre. Bei der Taufe gaben sie ihm den Namen ihres Vaters: Castruccio. Castruccio nahm mit den Jahren an Anmut zu und legte in allen Dingen Verstand und Klugheit an den Tag; auch lernte er für sein Alter schnell alles, worin er von Messer Antonio unterwiesen wurde. Dieser hatte beschlossen, ihn zum Priester zu machen, um ihm später die Domherrnstelle und seine andern Pfründen abzutreten, und unterrichtete ihn demgemäß. Aber er hatte in ihm einen Schüler gefunden, der zum Priester völlig untauglich war. Sobald Castruccio vierzehn Jahre alt

geworden war und Messer Antonio und Donna Dianora gegenüber ein wenig aufzutreten begann und keine Angst mehr vor ihnen hatte, ließ er die geistlichen Bücher liegen, fing an, die Waffen zu führen, und erfreute sich an nichts anderm mehr als am Waffenspiel, Wettlauf, Ringen und ähnlichen Übungen. Dabei zeigte er große körperliche und geistige Vorzüge und übertraf alle seine Altersgenossen bei weitem. Wenn er wirklich einmal las, so gefielen ihm nur solche Erzählungen, die von Kriegen oder von den Ruhmestaten großer Männer berichteten. Das schuf Messer Antonio unsagbaren Schmerz und Verdruß.

In der Stadt Lucca lebte ein Edelmann, namens Messer Francesco, aus der Familie der Guinigi, der an Reichtum, Vornehmheit und Fähigkeiten alle andern Einwohner Luccas bei weitem überragte. Sein Beruf war der Krieg, und er hatte lange unter den Visconti von Mailand gedient. Da er Ghibelline war, war er unter all den andern Anhängern dieser Partei in Lucca sehr geachtet. Bei seinem Aufenthalt in Lucca, wo er sich abends und morgens unter der Säulenhalle des Podestà — die sich am Eingang zu Luccas Hauptplatz, dem St.-Michaelsplatz, befindet — mit den Bürgern traf, gewahrte er mehrmals Castruccio, der sich nebst den andern Knaben der Umgegend mit den obengenannten Spielen ergötzte. Und da es ihm schien, daß dieser sie nicht nur übertraf, sondern sogar eine königliche Macht über sie besaß und sie eine Art Liebe und Vertrauen für ihn bezeigten, kam ihm der lebhafte Wunsch, Näheres über ihn zu erfahren. Die Umstehenden gaben ihm Auskunft, und nun entbrannte in ihm noch heißer der Wunsch, ihn bei sich zu haben. Eines Tages rief er ihn heran und fragte ihn, wo er lieber sein würde: in dem Hause eines Edelmannes, der ihn im Reiten und im Waffenführen unterwiese, oder in dem Hause eines Priesters, wo er nichts andres als Gottesdienst und Messen zu hören bekäme. Herr Francesco sah, wie sehr Castruccio sich freute, als er von Pferden und Waffen reden hörte; allein, der Knabe stand ein wenig scheu da, und erst, als Herr Francesco ihn zum Sprechen ermutigte, antwortete er: wenn sein Pflegevater es erlaubte, so könnte ihm keine größere Freude zuteil werden, als die geistlichen Studien verlassen und das Kriegshandwerk erlernen zu dürfen. Die Antwort gefiel Herrn Francesco gar sehr, und in wenigen Tagen bewirkte er, daß Messer Antonio seine Einwilligung gab. Dazu bewog diesen hauptsächlich die Veranlagung des Knaben, da er wohl einsah, er könne ihn nicht länger so halten. Als nun Castruccio aus dem Hause des Kanonikus Messer Antonio Castracani in das Haus des Heerführers Messer Francesco Guinigi übergesiedelt war, erwarb er in unglaublich kurzer Zeit alle Künste und

Tugenden, die zu einem Edelmann gehören: zunächst wurde er ein ausgezeichneter Reiter, denn er meisterte jedes noch so wilde Pferd mit äußerstem Geschick, und im Lanzenstechen und in den Turnieren tat er sich trotz seiner Jugend mehr als ein andrer hervor, so daß er in allen Proben der Kraft und der Gewandtheit keinen fand, der ihn übertraf. Hierzu kam sein Betragen, das von feinstem Anstand war. Nie sah man ihn etwas tun oder hörte man ihn etwas sagen, was Mißfallen erregt hätte. Er war ehrerbietig gegen die Vorgesetzten, bescheiden gegenüber den Kameraden und freundlich gegen die Untergebenen. Alle diese Eigenschaften machten ihn beliebt — nicht nur bei der ganzen Familie der Guinigi, sondern auch in ganz Lucca.

Zu jener Zeit, als Castruccio achtzehn Jahre alt war, geschah es, daß die Ghibellinen von den Guelfen aus Pavia verdrängt wurden. Zu ihrer Unterstützung wurde von den Visconti von Mailand Herr Francesco Guinigi entsandt, und Castruccio begleitete ihn als Befehlshaber seiner ganzen Schar. Bei dieser Unternehmung lieferte Castruccio so viele Beweise seiner Klugheit und seines Mutes, daß niemand von den übrigen Teilnehmern sich annähernd so viel Gunst bei jedermann erwarb, wie er. Nicht nur in Pavia, sondern in der ganzen Lombardei wurde sein Name berühmt und geehrt.

Als Castruccio nach Lucca zurückkehrte, war er weit geachteter als zuvor, und soweit es ihm möglich war, verfehlte er nicht, sich Freunde zu verschaffen. Dabei beobachtete er alle die Maßnahmen, die erforderlich sind, wenn man Leute für sich gewinnen will. Inzwischen war Messer Francesco Guinigi gestorben; er hatte einen dreizehn Jahre alten Sohn namens Paolo hinterlassen und Castruccio zum Vormund und zum Verwalter seiner Güter ernannt, nachdem er ihn vor seinem Tode zu sich bestellt und ihn gebeten hatte, er möge seinen Sohn mit derselben Treue erziehen, mit der er selbst von ihm erzogen worden sei, und die Wohltaten, die er dem Vater nicht habe vergelten können, dem Sohne abstatten. Als nun nach Messer Francesco Guinigis Tod Castruccio als Paolos Erzieher und Vormund zurückgeblieben war, wuchs sein Ansehen und seine Macht so sehr, daß jene Beliebtheit, deren er sich in Lucca erfreut hatte, sich zum Teil in Neid wandelte und viele ihn als einen verdächtigen und tyrannischen Menschen verleumdeten. Der Hauptverleumder war Messer Giorgio degli Opizi, der Führer der Guelfenpartei. Dieser hatte nämlich gehofft, durch Messer Francescos Tod Fürst von Lucca zu werden; doch nun sah er, daß ihm Castruccio durch die Beliebtheit, die ihm seine Eigenschaften erwarben, dazu jede Gelegenheit genommen hatte, da er selbst an diese Stelle getreten war. Deswegen verbreitete er Gerüchte, die

diesen der Gunst berauben sollten. Dies erregte bei Castruccio Unmut und dann auch Verdacht; denn er sagte sich, Messer Giorgio werde nicht ruhen, bis er ihn beim Vogt des Königs Roberto von Neapel in Ungnade gebracht hätte, der ihn dann aus Lucca vertreiben lassen würde.

Zu jener Zeit war Hugo della Faggiuola aus Arezzo Herr von Pisa, der von den Pisanern zuerst zu ihrem Heerführer gewählt worden war und sich dann zu ihrem Herrscher aufgeschwungen hatte. Bei Hugo befanden sich einige ausgewiesene Luccheser von der Ghibellinenpartei. Mit ihnen knüpfte Castruccio Verhandlungen an, um sie mit Hugos Hilfe wieder einzusetzen, und diesen Plan teilte er auch seinen Luccheser Freunden mit, denen die Macht der Opizi unerträglich war. Er setzte der Reihe nach fest, was zu tun sei, und befestigte dann vorsichtig den Turm degli Onesti, den er mit Munition und reichlichem Proviant versah, um sich im Notfall darin einige Tage halten zu können. In der festgesetzten Nacht nun gab er Hugo, der mit viel Kriegsvolk in die Ebene zwischen die Berge und Lucca gezogen war, das verabredete Zeichen. Beim Anblick des Zeichens rückte dieser an das Tor St. Peter heran und legte Feuer an das Vortor. Von der andern Seite her erhob Castruccio das Feldgeschrei, rief das Volk zu den Waffen und nahm das Tor von der Innenseite her, so daß Hugo mit den Seinen eindringen konnte. Darauf sprengten sie durch die Stadt, erschlugen Messer Giorgio samt seiner ganzen Familie und vielen seiner Freunde und Parteigenossen und vertrieben den Statthalter, und die Regierung wurde nach Hugos Wunsch umgebildet. Zum großen Nachteil der Stadt, denn über hundert Familien wurden damals aus Lucca vertrieben. Ein Teil der Flüchlinge ging nach Florenz, ein andrer nach Pistoja. Diese beiden Städte wurden von Guelfen regiert und waren daher Hugo und den Lucchesern feindlich gesinnt.

Den Florentinern und den andern Guelfen schien es nun, daß die Ghibellinen allzuviel Macht in Toscana gewonnen hätten, und sie kamen daher überein, die vertriebenen Luccheser wieder zurückzuführen. Sie bildeten ein starkes Heer, zogen ins Tal von Nievole, besetzten Monte Catini und schlugen bei Monte Carlo ihr Lager auf, um freien Zugang nach Lucca zu haben. Hugo hatte bereits sehr viele Pisaner und Luccheser gesammelt, dazu viele deutsche Reiter aus der Lombardei, und rückte nun gegen das Lager der Florentiner vor. Diese waren, als sie das Nahen der Feinde bemerkten, von Monte Carlo aufgebrochen und hatten zwischen Monte Catini und Pescia Stellung genommen. Hugo machte unterhalb von Monte Carlo, zwei Meilen vom Feinde entfernt, halt. An manchem Tag gab es zwischen den Reitern des einen und

denen des andern Heeres ein kleines Gefecht; denn da Hugo krank war, wollten die Pisaner und Luccheser eine Schlacht vermeiden. Als aber Hugos Krankheit sich verschlimmerte, zog er sich, um sich heilen zu lassen, nach Monte Carlo zurück und überließ Castruccio die Sorge für das Heer. Das sollte das Verderben der Guelfen werden. Da es ihnen nämlich schien, als ob das feindliche Heer führerlos sei, wurden sie kühn. Castruccio erkannte das und wartete einige Tage, um sie in dieser Ansicht zu bestärken, indem er tat, als fürchte er sich, und niemand aus den Verschanzungen ins offene Feld hinausließ. Je mehr auf der andern Seite die Guelfen diese Bangigkeit merkten, desto dreister wurden sie, und in Schlachtordnung aufgestellt, boten sie täglich dem Heer Castruccios den Kampf an. Als dieser ihnen Kühnheit genug eingeflößt zu haben glaubte und ihre Aufstellung erkannt hatte, beschloß er, den Kampf mit ihnen zu beginnen. Zuvor feuerte er den Mut seiner Soldaten durch eine Rede an und stellte ihnen den Sieg als sicher hin, sofern sie seinen Befehlen gehorchen wollten.

Castruccio hatte gesehen, wie die Feinde ihre Kerntruppen in die Mitte und die schwächeren an den Flügeln aufgestellt hatten. Daher tat er das Gegenteil: An die Flügel seines Heeres stellte er seine tapfersten Leute und in die Mitte die weniger tüchtigen. In dieser Schlachtordnung verließ er sein Lager. Sobald er das feindliche Heer erblickte, das ihm — dreist wie gewöhnlich — entgegenkam, ordnete er an, daß die Mitte langsam, die Flügel aber schnell vorrücken sollten. Als er nun mit den Feinden handgemein wurde, kämpften nur die Flügel beider Heere miteinander, während die Mitteltreffen Ruhe hatten; denn die in der Mitte befindlichen Scharen Castruccios waren so weit zurückgeblieben, daß die entsprechenden Scharen des Feindes sie nicht erreichten, und so hatten die tapfersten Leute Castruccios mit den schwächsten Mannschaften des Feindes zu kämpfen, dessen tapferste Leute wiederum untätig warten mußten, ohne die ihnen Gegenüberstehenden angreifen oder den Ihren Hilfe leisten zu können. So wurden ohne viel Schwierigkeit beide Flügel des Feindes in die Flucht geschlagen, und die Mannschaften im Mitteltreffen flohen ebenfalls, da sie ihre Flanken entblößt sahen, ohne daß sie Gelegenheit gehabt hätten, ihre Tapferkeit zu zeigen. Die Niederlage und das Gemetzel war gewaltig, denn es fielen über 10 000 Mann, darunter viele Führer und vornehme Ritter der Guelfenpartei aus der ganzen Toscana, und außerdem viele Fürsten, die zu ihrer Unterstützung gekommen waren, wie z. B. Peter, der Bruder König Robertos, sein Neffe Karl und Philipp, Fürst von Tarent; auf Castruccios Seite belief sich der Verlust auf nicht 300 Mann, worunter sich Francesco, der Sohn Hugos,

befand, der noch ganz jung und voller Kampfeseifer beim ersten Ansturm fiel.

Dieser Sieg vollendete Castruccios Ruhm. Die Folge war, daß Hugo so eifersüchtig und so besorgt um seine Macht wurde, daß er nur noch darüber nachsann, wie er Castruccio vernichten könnte; es schien ihm nämlich, daß ihm der Sieg die Herrschaft nicht gegeben, sondern entrissen hätte. Als er sich mit diesem Gedanken beschäftigte und auf eine schickliche Gelegenheit zur Ausführung wartete, geschah es, daß Pier Agnolo Micheli, ein vornehmer Luccheser, der in seiner Stadt großes Ansehen genoß, getötet wurde. Der Mörder flüchtete sich in Castruccios Haus. Als sich nun die Schergen des Hauptmanns dorthin begaben, um den Verbrecher zu verhaften, wurden sie von Castruccio zurückgewiesen, so daß der Mörder sich dank seiner Hilfe retten konnte. Hugo, der sich damals in Pisa aufhielt, erfuhr von dieser Angelegenheit und glaubte nun, eine gerechte Ursache zu haben, um Castruccio zu bestrafen. Er rief seinen Sohn Neri, dem er schon die Herrschaft über Lucca gegeben hatte, zu sich und trug ihm auf, Castruccio unter dem Vorwande einer Einladung zu ergreifen und ihn töten zu lassen. Als Castruccio unbewehrt und nichts Böses ahnend in den Palast des Herrn ging, wurde er zuerst durch Neri bei Tisch zurückgehalten und dann gefangengenommen. Da Neri aber fürchtete, das Volk werde unruhig werden, wenn er ihn ohne Rechtfertigung töten ließe, so ließ er ihn am Leben, um von Hugo weitere Verhaltungsmaßregeln einzuholen. Dieser tadelte das Zaudern und die Feigheit seines Sohnes und zog, um die Sache zu Ende zu bringen, mit 400 Reitern von Pisa nach Lucca. Kaum aber war er bis Bagni gekommen, als die Pisaner die Waffen ergriffen, seinen Statthalter und alle seine in Pisa zurückgebliebenen Familienmitglieder töteten und den Grafen Gaddo della Gherardesca zu ihrem Herrn wählten. Ehe noch Hugo nach Lucca gelangte, vernahm er die Vorgänge in Pisa, aber er wollte nicht umkehren, damit nicht die Luccheser dem Beispiel der Pisaner folgten und ihm gleichfalls die Tore verschlössen. Als aber die Luccheser von den Ereignissen in Pisa Kenntnis erlangten, nahmen sie — ungeachtet der Anwesenheit Hugos — die Gelegenheit zur Befreiung Castruccios wahr und fingen an, zunächst in Gruppen auf den Plätzen zu murren und dann Tumult zu erregen; endlich ergriffen sie sogar die Waffen und forderten Castruccios Befreiung, sodaß schließlich Hugo, aus Furcht vor Schlimmerem, ihn aus der Haft entließ. Sofort vereinigte nun Castruccio seine Anhänger um sich und griff mit Unterstützung des Volkes Hugo an, der die Unmöglichkeit des Widerstandes erkannte, mit den Seinen floh und nach der Lom-

barbei in das Haus der Herrn della Scala ging, wo er in Armut starb.

Castruccio hingegen, der aus einem Gefangenen gewissermaßen Fürst von Lucca geworden wir, brachte es mit Hilfe seiner Freunde und der neugewonnenen Volksgunst dahin, daß er für ein Jahr zu ihrem Feldherrn ernannt wurde. Nachdem er dies erreicht hatte, beschloß er, um sich im Kriege Ruhm zu erwerben, den Lucchesern mehrere Städte zurückzuerobern, die sich nach Hugos Abzug empört hatten. Er verbündete sich mit den Pisanern, belagerte mit ihrer Unterstützung Serezana und errichtete zur Eroberung der Stadt ein die Mauer überragendes Erdwerk, das später von den Florentinern mit Mauern umgeben wurde und heute Serazanello heißt. In Zeit von zwei Monaten nahm er die Stadt ein. Dank dem Eindruck, den dieser Erfolg machte, gelang es ihm, Messa, Carrara und Lavenza und in kurzer Zeit ganz Lunigiana zu besetzen. Um auch den Zugang von der Lombardei nach Lunigiana zu sperren, eroberte er Pontremoli und vertrieb Messer Anastasio Palavasini aus der Stadt.

Bei seiner Rückkehr nach Lucca kam ihm aus Freude über diesen Sieg das ganze Volk entgegen, und nun hielt es Castruccio für gut, sich sofort zum Fürsten zu machen. Mit Hilfe von Pazzino dal Poggio, Puccinello dal Portico, Francesco Boccansacchi und Cecco Guinigi, die damals in Lucca großes Ansehen genossen und von ihm bestochen waren, machte er sich zum Herrn der Stadt und wurde feierlich auf Beschluß des Volkes zum Fürsten gewählt. Zu jener Zeit kam der römische König Ludwig der Bayer nach Italien, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Diesen gewann sich Castruccio zum Freunde und zog ihm mit 500 Reitern entgegen. In Lucca hatte er als seinen Statthalter Paolo Guinigi zurückgelassen, den er in Erinnerung an seinen Vater so wert hielt, als ob er sein eigner Sohn gewesen wäre. Castruccio wurde von Ludwig ehrenvoll empfangen, erhielt viele Privilegien und wurde kaiserlicher Statthalter in Toscana. Und da die Pisaner aus Furcht vor Gaddo della Gherardesca, den sie gerade vertrieben hatten, Ludwig um Hilfe baten, machte er Castruccio zum Herrn von Pisa, und die Pisaner waren damit aus Furcht vor den Guelfen und besonders vor den Florentinern zufrieden.

Als darauf Ludwig, nachdem er in Rom einen Statthalter zurückgelassen hatte, nach Deutschland heimgekehrt war, nahmen alle toscanischen und lombardischen Ghibellinen, die Anhänger des Kaisers waren, ihre Zuflucht zu Castruccio, und jeder versprach ihm die Oberherrschaft seiner Vaterstadt, wenn er ihm zur Rückkehr verhülfe, so z. B. Matteo Guidi, Nardo Scolari, Lapo Uberti,

Gerozzi Nardi und Piero Buonaccorsi, alles Ghibellinen und vertriebene Florentiner. Mit ihrer Hilfe und mit seinen eignen Streitkräften beschloß Castruccio, sich zum Herrn von ganz Toscana zu machen. Er verband sich, um an Ansehen zu gewinnen, mit Messer Matteo Visconti, dem Fürsten von Mailand, und rief die ganze Stadt und sein Land zu den Waffen. Da Lucca fünf Tore besaß, teilte er das Land in fünf Bezirke, bewaffnete es und gab den einzelnen Gruppen Führer und Feldzeichen. So brachte er im Augenblick 20 000 Mann zusammen, ungerechnet die, welche ihm von Pisa her Hilfe bringen konnten. Als er nun so von Streitkräften und Bundesgenossen umgeben war, wurde Messer Matteo Visconti von den Guelfen aus Piacenza angegriffen. Diese hatten die Ghibellinen verjagt, und die Florentiner und der König Roberto hatten ihnen ihre Leute zu Hilfe gesandt. Daher forderte Messer Matteo den Castruccio auf, die Florentiner anzugreifen, damit diese, zur Verteidigung ihrer Heimat gezwungen, ihre Truppen aus der Lombardei zurückriefen. Castruccio fiel nun mit zahlreichen Mannschaften ins Tal des Arno ein und nahm Fucecchio und San Miniato, wobei das Land arg verwüstet wurde. Darauf riefen die Florentiner notgedrungen ihre Truppen heim. Doch kaum waren diese nach Toscana zurückgekehrt, als Castruccio seinerseits sich zur Rückkehr nach Lucca genötigt sah.

In dieser Stadt besaß die Familie der Poggio große Macht, da sie Castruccio nicht nur groß, sondern sogar zum Fürsten gemacht hatte. Da sie jedoch glaubten, nicht ihren Verdiensten entsprechend belohnt zu sein, kamen sie mit andern Familien aus Lucca überein, einen Aufstand in der Stadt anzuzetteln und Castruccio zu verjagen. Sie nahmen eines Morgens die Gelegenheit wahr, liefen bewaffnet zu dem von Castruccio zur Überwachung der Gerechtigkeit eingesetzten Statthalter und ermordeten ihn. Als sie aber fortfahren wollten, das Volk zum Aufstand zu bewegen, mischte sich Stefano di Poggio, ein friedfertiger Greis, der keinen Teil an der Verschwörung genommen hatte, hinein und zwang durch sein Ansehen die Seinen, die Waffen niederzulegen. Er erbot sich, zwischen ihnen und Castruccio den Vermittler zu spielen, damit ihre Wünsche erfüllt würden. Sie legten daraufhin die Waffen nieder, und zwar mit nicht mehr Klugheit, als sie sie ergriffen hatten. Als nun Castruccio von den Luccheser Unruhen Kenntnis erhalten hatte, brach er, ohne Zeit zu verlieren, mit einem Teil seiner Mannschaften nach Lucca auf und ließ Paolo Guigini als Führer der übrigen Truppen zurück. Als er wider Erwarten die Unruhen beigelegt fand, hielt er dies für eine günstige Gelegenheit, seine Macht zu sichern, und verteilte seine Anhänger bewaffnet an alle schicklichen Orte. Stefano di

Poggio begab sich nun zu Castruccio, in dem Glauben, dieser müßte sich ihm gegenüber verpflichtet fühlen, und bat, nicht für sich — denn das glaubte er nicht nötig zu haben —, sondern für die übrigen Mitglieder seiner Familie, Castruccio möchte ihnen verzeihen im Hinblick auf ihre Jugend, die alte Freundschaft mit ihrem Hause und den Dank, den er ihm schulde. Castruccio antwortete freundlich, redete ihm zu, guten Mutes zu sein, und fügte hinzu, er sei über die Beilegung der Unruhen mehr erfreut, als er zuvor über ihren Ausbruch erzürnt gewesen sei. Dann forderte er Stefano auf, mit seiner ganzen Familie zu ihm zu kommen, da er Gott danke, eine Gelegenheit gefunden zu haben, um seine Milde und Großmut zu beweisen. Als sie nun alle im Vertrauen auf Stefanos und Castruccios Wort kamen, wurden sie samt Stefano eingekerkert und hingerichtet.

Da inzwischen die Florentiner San Miniato zurückerobert hatten, hielt es Castruccio für das beste, den Krieg einzustellen; denn er glaubte sich nicht eher von Hause entfernen zu können, als bis er seine Herrschaft in Lucca wieder gesichert hätte. Er schlug den Florentinern einen Waffenstillstand vor und fand sie leicht dazu bereit, da auch sie kriegsmüde waren und dringend wünschten, den Ausgaben ein Ende zu machen. Man schloß also einen Waffenstillstand auf zwei Jahre mit der Bestimmung, jeder sollte seinen Besitz behalten. Kaum war Castruccio der Kriegssorgen ledig, als er, um nicht wieder derselben Gefahr ausgesetzt zu sein, in die er das erstemal geraten war, unter allen möglichen Gründen und bei allen möglichen Anlässen alle diejenigen Luccheser unschädlich machte, die etwa aus Ehrgeiz hätten nach der Herrschaft streben können. Niemand begnadigte er. Er nahm ihnen Heimat und Habe und, wenn er sie in seine Gewalt bekommen konnte, sogar das Leben, denn er behauptete, die Erfahrung hätte ihn gelehrt, daß ihm kein einziger unter ihnen Treue halten könnte. Zur Erhöhung seiner Sicherheit baute er in Lucca eine Festung aus den Steinen der Türme derer, die er vertrieben oder getötet hatte.

Während Castruccio den Kampf mit den Florentinern ruhen ließ und seine Stellung in Lucca befestigte, versäumte er nichts, was er ohne offenen Kampf tun konnte, um seine Macht zu vergrößern. Und da er große Lust hatte, sich Pistojas zu bemächtigen — denn er glaubte, wenn ihm die Besitzergreifung dieser Stadt gelänge, so stünde er schon mit einem Fuß in Florenz —, machte er sich alle Bewohner des Gebirges zu Freunden und verhielt sich den Parteien Pistojas gegenüber so, daß jede ihm Vertrauen schenkte. Zu jener Zeit war die Stadt — wie immer — in Weiße und Schwarze gespalten. Das Oberhaupt der Weißen war Bastiano di Possente,

das der Schwarzen Jacopo di Gia. Beide führten insgeheim Verhandlungen mit Castruccio, und jeder von ihnen trachtete danach, den andern zu vertreiben, bis schließlich beide aus Argwohn zu den Waffen griffen. Jacopo setzte sich am Florentiner, Bastiano am Luccheser Tor fest. Und da beide auf Castruccio mehr als auf die Florentiner vertrauten, weil sie ihn für schlagfertiger hielten, so bat ihn jeder insgeheim um Hilfe. Castruccio versprach seine Unterstützung beiden. Dem Jacopo ließ er sagen, er würde persönlich kommen, und dem Bastiano, er würde seinen Pflegesohn Paolo Guinigi schicken. Er gab die Zeit des Eintreffens genau an, ließ Paolo den Weg über Pescia nehmen und zog selbst geradeswegs nach Pistoja. Um Mitternacht waren Castruccio und Paolo, wie sie verabredet hatten, beide in Pistoja, und beide wurden als Freunde empfangen. Als sie nun in der Stadt waren und es Castruccio Zeit schien, gab er dem Paolo das Zeichen, worauf der eine Jacopo di Gia und der andre Bastiano di Possente ermordete. Alle ihre Anhänger wurden teils gefangengenommen, teils getötet, und Castruccio und Paolo bemächtigten sich Pistojas ohne weiteren Widerstand. Darauf holte Castruccio die Signoria aus dem Palast und zwang das Volk, ihm Gehorsam zu leisten, wobei er ihm zugleich viele alte Schulden erließ und viele Versprechungen machte. Ebenso verfuhr er gegenüber dem Landvolk, das in Scharen herbeigeströmt war, um den neuen Fürsten zu sehen. So geschah es, daß alle voller Hoffnungen und nicht zum wenigsten unter dem Eindruck von Castruccios Persönlichkeit sich beruhigten.

Zu jener Zeit erhoben sich bei dem Volk in Rom Unruhen wegen der Teuerung der Lebensmittel. Man suchte die Ursache in der Abwesenheit des Papstes, der sich in Avignon befand, und tadelte die deutsche Regierung. Jeden Tag geschahen Mordtaten und andre Störungen der öffentlichen Ordnung, ohne daß der kaiserliche Statthalter Heinrich Abhilfe schaffen konnte. Schließlich fürchtete Heinrich, die Römer würden den König Roberto von Neapel herbeirufen, ihn selbst verjagen und Rom dem Papst wiedergeben. Da er keinen näheren Freund besaß, zu dem er hätte seine Zuflucht nehmen können, als Castruccio, so ließ er diesen bitten, nicht nur ihm Unterstützung zu schicken, sondern auch persönlich nach Rom zu kommen. Castruccio sah, daß er hier nicht zögern durfte, sowohl um dem Kaiser einen Dienst zu erweisen, als auch, weil er sich verloren glaubte, sobald Rom nicht mehr dem Kaiser gehörte. Er ließ also Paolo Guinigi in Lucca und zog mit 200 Reitern nach Rom, wo er von Heinrich mit großen Ehren empfangen wurde. In kürzester Zeit verschaffte seine Gegenwart der Partei des Kaiserreiches wieder solches Ansehen, daß ohne Blutvergießen oder andre Gewalt-

maßnahmen die Ruhe wiederhergestellt wurde. Castruccio hatte nämlich zu Wasser aus der Gegend von Pisa genug Getreide kommen lassen und dadurch die Ursache des Aufruhrs abgestellt. Danach brachte er die Großen Roms teils durch Ermahnungen, teils durch Bestrafung dazu, sich freiwillig Heinrich zu unterwerfen. Castruccio wurde römischer Senator, und das Volk erwies ihm viele andre Ehrenbezeigungen. Die Übernahme des Amtes geschah mit größtem Pomp. Castruccio trug dabei eine Toga aus Brokat, auf der vorn zu lesen stand: „Was er ist, ist er durch Gottes Willen", und hinten: „Was er sein wird, steht in Gottes Hand."

Währenddessen dachten die Florentiner, empört, daß Castruccio sich während des Waffenstillstandes Pistojas bemächtigt hatte, darüber nach, wodurch sie die Stadt aufwiegeln könnten; wegen seiner Abwesenheit hielten sie das für leichte Arbeit. Unter den vertriebenen Pistolesern, die sich in Florenz aufhielten, befanden sich Baldo Cecchi und Jacopo Baldini, beides angesehene Männer und zu jedem Wagestück bereit. Diese verabredeten sich mit ihren Freunden in der Stadt, drangen mit Unterstützung der Florentiner bei Nacht in Pistoja ein, vertrieben die Beamten und die Parteigenossen Castruccios, erschlugen eine Menge von ihnen und gaben der Stadt die Freiheit wieder. Das schuf Castruccio großen Verdruß und Unwillen; er nahm von Heinrich Urlaub und zog mit den Seinen in großen Tagemärschen nach Lucca. Als die Florentiner Castruccios Rückkehr erfahren hatten, glaubten sie, er werde keine Zeit verlieren, und faßten den Entschluß, ihm zuvorzukommen und mit ihren Truppen vor ihm das Nievoletal zu erreichen; denn wenn sie das Tal besetzten, versperrten sie ihm den Weg nach Pistoja, sodaß er die Stadt nicht zurückgewinnen konnte. Sie brachten ein starkes Heer aus allen Anhängern der Guelfenpartei zusammen und zogen ins Gebiet von Pistoja. Von der andern Seite her kam Castruccio mit den Seinen nach Monte Carlo. Als er hörte, wo sich das Heer der Florentiner befand, faßte er den Entschluß, weder ihm in der Ebene von Pistoja entgegenzuziehen noch es in der Ebene von Pescia zu erwarten, sondern sich vielmehr — sofern ihm das möglich wäre — in dem Engpaß von Seravalle ihm gegenüberzustellen. Er sagte sich, daß er, falls ihm dieser Plan gelänge, den sicheren Sieg davontragen würde. Er hatte nämlich erfahren, daß die Florentiner im ganzen 40 000 Mann hatten, und er selbst hatte von den Seinen nur 12 000 Mann ausgewählt. Und obgleich er seiner Geschicklichkeit und der Tapferkeit seiner Leute vertraute, so fürchtete er doch, bei einem Kampf auf freiem Felde von der Masse der Feinde eingeschlossen zu werden.

Seravalle ist ein Kastell zwischen Pescia und Pistoja auf einem Hügel am Rande des Val di Nievole; es liegt nicht an dem eigentlichen Passe, sondern einen Bogenschuß oberhalb. Der Paß ist mehr eng als steil, da er nach beiden Seiten sanft fällt, aber er ist so eng — besonders auf dem Kamm, wo die Wasser sich scheiden —, daß zwanzig Mann nebeneinander ihn besetzt halten können. Hier also hatte Castruccio geplant, sich den Feinden zu stellen, weil seine wenigen Mannschaften einerseits hier im Vorteil waren und andrerseits die Feinde nicht vor dem Kampf erblicken konnten. Er fürchtete nämlich, daß die Seinen beim Anblick der feindlichen Überzahl bestürzt werden möchten. Herr des Kastells von Seravalle war ein Deutscher namens Messer Manfred, der vor Castruccios Herrschaft in Pistoja ruhig in seinem Kastell gelassen worden, als in einem Ort, der Pisanern und Lucchesern gemeinschaftlich gehörte. Auch nachher war es niemand eingefallen, ihn zu behelligen, da er beiden Parteien versprochen hatte, neutral zu bleiben und keinem entgegenzukommen. Aus diesem Grunde oder auch weil er an einem wohlbefestigten Orte wohnte, hatte man ihn unangefochten gelassen. Jetzt aber lag Castruccio daran, das Kastell zu besetzen. Er verabredete daher mit einem ihm befreundeten Einwohner, daß dieser in der Nacht vor dem Kampf 400 Mann einlassen und den Schloßherrn ermorden sollte.

So vorbereitet, ließ Castruccio das Heer in Monte Carlo, um die Florentiner zum Durchmarsch durch den Paß zu ermutigen. Diese hatten den Wunsch, den Krieg von Pistoja fernzuhalten und das Val di Nievole zum Schauplatz des Kampfes zu machen. Sie schlugen daher unterhalb Seravalle ihr Lager auf in der Absicht, am nächsten Tage den Paß zu überschreiten. Indessen aber hatte Castruccio ohne Kampf das Kastell genommen, brach um Mitternacht von Monte Carlo auf und kam am Morgen in aller Stille mit seinen Leuten am Fuße von Seravalle an, so daß die Florentiner und er zu gleicher Zeit jeder von seiner Seite her den Berghang hinaufzusteigen begannen. Castruccio hatte sein Fußvolk die gewöhnliche Straße marschieren lassen und eine Abteilung von 400 Reitern linkerhand auf das Kastell zu gesandt. Die Florentiner ihrerseits hatten 400 Reiter vorausgeschickt, denen erst die Fußsoldaten und dann die schwere Reiterei folgten. Sie vermuteten nicht, Castruccio auf dem Hügel zu treffen, da sie nicht wußten, daß er das Kastell genommen hatte. So geschah es, daß die florentinischen Reiter nach Ersteigung des Hanges unvermutet Castruccios Fußtruppen erblickten und sich ihnen so dicht gegenüber befanden, daß sie kaum Zeit hatten, sich die Sturmhauben aufzubinden. Bei diesem Ansturm der Wohlvorbereiteten und -geordneten gegen die Unvorbereiteten

drangen jene mit großem Mut vor, und diese widerstanden mit Mühe; jedoch hielt mancher von ihnen kräftig stand. Als aber der Kampfeslärm zu dem übrigen florentinischen Heer drang, geriet alles in Verwirrung. Die Reiter wurden von den Fußtruppen und diese wieder von den Reitern und dem Troß bedrängt, und die Führer konnten wegen der Enge des Passes weder vor- noch rückwärts eilen, sodaß in dieser Aufregung niemand wußte, was zu tun war. Indessen wurden die Reiter im Handgemenge mit den feindlichen Fußtruppen getötet und verwundet, ohne sich verteidigen zu können, weil ihnen das ungünstige Gelände das nicht erlaubte. Dennoch leisteten sie Widerstand — allerdings mehr der Not gehorchend als aus Tapferkeit —; da sie nämlich in den Flanken die Felsen, hinter sich ihre Kameraden und vor sich die Feinde hatten, so blieb ihnen kein Weg zur Flucht offen. Als Castruccio nun sah, daß die Seinen nicht genügten, um den Feind zum Rückzug zu zwingen, schickte er 1000 Mann Fußvolk auf dem Weg nach dem Kastell ab und hieß sie sich mit den bereits vorher abgesandten 400 Reitern vereinigen. Diese nun fielen dem Feinde mit solcher Wucht in die Flanken, daß die florentinischen Truppen ihrem Ansturm nicht standhalten konnten, sondern, mehr durch das Gelände als vom Feind besiegt, zu weichen begannen. Die Flucht nahm ihren Anfang bei den zu hinterst nach Pistoja zu Stehenden, die sich über die Ebene verstreuten, wo denn jeder, so gut er konnte, sich zu retten suchte.

Die Niederlage war groß und blutig. Es wurden viele Führer gefangengenommen, unter ihnen Bandino de' Rossi, Francesco Brunelleschi und Giovanni della Tosa, lauter florentinische Edle; ferner viele andre Toscaner und Neapolitaner, die vom König Roberto zur Unterstützung der Guelfen gesandt worden waren und auf florentinischer Seite gekämpft hatten. Sobald die Pistoleser von der Niederlage Kenntnis erhielten, vertrieben sie unverzüglich die Anhänger der Guelfen und ergaben sich Castruccio. Dieser begnügte sich jedoch nicht damit, sondern besetzte noch Prato und alle andern Kastelle in der Ebene sowohl diesseits wie jenseits des Arno und lagerte mit seinem Heer in der Ebene von Peretola zwei Meilen von Florenz entfernt. Dort blieb er ein paar Tage, verteilte die Beute und feierte den errungenen Sieg, indem er, um seine Geringschätzung gegen die Florentiner zu zeigen, Münzen schlagen und Wettläufe von Pferden, Männern und Dirnen veranstalten ließ. Er verfehlte auch nicht, einige vornehme florentinische Bürger zu bestechen, damit man ihm in der Nacht die Tore von Florenz öffnete. Doch die Verschwörung wurde entdeckt und die Schuldigen, unter denen sich Tomaso Lupacci und Lambertuccio Frescobaldi befanden, wurden verhaftet und enthauptet.

Die von der Niederlage entmutigten Florentiner sahen kein Mittel, ihre Freiheit zu retten, und um gewisser auf Hilfe rechnen zu können, schickten sie Gesandte zu dem König Roberto von Neapel und boten ihm die Herrschaft über die Stadt an. Der König ging darauf ein, nicht so sehr wegen der ihm von den Florentinern erwiesenen Ehre, sondern weil er erkannte, welche Bedeutung es für seinen Staat hatte, daß die Guelfen in Toscana die Herrschaft behielten. Nachdem er mit den Florentinern dahin übereingekommen war, daß sie ihm jährlich 200 000 Florins zahlen sollten, sandte er seinen Sohn Karl mit 4000 Reitern nach Florenz.

Unterdessen hatten sich die Florentiner von dem Einfall Castruccios ein wenig erholt, da er genötigt worden war, sich aus ihrer Gegend zu entfernen und nach Pisa zu gehen, um eine gegen ihn angezettelte Verschwörung des Benedetto Lafranchi, eines der ersten Männer von Pisa, zu unterdrücken. Dieser konnte es nicht ertragen, daß seine Vaterstadt von einem Luccheser geknechtet war. Er verschwor sich gegen Castruccio und plante, die Zitadelle zu besetzen, die Wache daraus zu verjagen und Castruccios Anhänger zu ermorden. Doch da bei solchen Unternehmungen die kleine Anzahl zwar zur Wahrung eines Geheimnisses geeignet ist, zur Ausführung aber nicht ausreicht, so mußte Lafranchi mehr Männer für seinen Plan zu gewinnen suchen und geriet dabei an einen, der sein Vorhaben an Castruccio verriet. Durch die Aufdeckung der Verschwörung wurden auch Bonifacio Cerchi und Giovanni Guidi, zwei Florentiner, die in Pisa Zuflucht gefunden hatten, schwer belastet. Castruccio ließ darauf Benedetto ergreifen und tötete ihn, schickte die übrigen Mitglieder seiner Familie in die Verbannung und ließ viele andre edle Bürger enthaupten. Und da er Pistoja und Pisa für wenig treu hielt, ging er darauf aus, sich ihrer durch List und Gewalt zu versichern.

Dadurch gewannen die Florentiner Zeit, neue Kräfte zu sammeln, und konnten die Ankunft Karls abwarten. Als dieser nun eingetroffen war, beschlossen sie, keine Zeit zu verlieren, und sammelten ein großes Heer, denn sie riefen fast alle Guelfen Italiens zu Hilfe und bildeten so eine außerordentliche Heeresmacht von über 30 000 Fußsoldaten und 10 000 Reitern. Sie beratschlagten, welche Stadt sie zuerst angreifen sollten, ob Pistoja oder Pisa, und entschlossen sich für den Angriff auf Pisa, der wegen der noch nicht vergessenen Verschwörung leichter durchzuführen schien und größern Erfolg versprach, da nach der Einnahme Pisas Pistoja von selbst die Tore öffnen mußte.

Die Florentiner zogen also Anfang Mai 1328 mit diesem Heer ins Feld und besetzten schnell Lastra, Signa, Monte Lupo und

Empoli und rückten von hier aus nach San Miniato vor. Castruccio war beim Anblick der großen Heeresmacht, die die Florentiner gegen ihn heranbewegten, keineswegs entmutigt. Er hielt vielmehr jetzt die Zeit für gekommen, wo ihm das Glück die Herrschaft über Toscana in die Hand geben wollte; denn er glaubte, die Feinde könnten beim Kampf um Pisa nicht besser bestehen als damals bei Seravalle, aber diesmal hätten sie keine Hoffnung mehr, sich wieder zu erholen wie damals. Er sammelte ein Heer von 20 000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, schlug bei Fucecchio ein Lager auf und schickte Paolo Guinigi mit 5000 Fußsoldaten nach Pisa. Fucecchio ist durch seine Lage geschützter als irgendein andres Kastell im Pisanischen, weil es zwischen der Gusciana und dem Arno auf einer Anhöhe liegt. Wenn er hier Stellung nahm, so konnten ihm die Feinde, wenn sie ihr Heer nicht in zwei Teile teilten, die Lebensmittelzufuhr von Lucca und Pisa her nicht abschneiden. Ferner waren sie von vornherein im Nachteil, sowohl wenn sie ihn angreifen, als wenn sie gegen Pisa marschieren wollten. Denn im ersten Falle konnten sie von dem Heer Castruccios und der Besatzung von Pisa in die Mitte genommen werden; im zweiten Falle mußten sie den Arno überschreiten, und das konnten sie im Angesicht des Feindes nur mit großer Gefahr tun. Um die Feinde zum Überschreiten des Flusses zu ermutigen, hatte Castruccio sich mit seinen Truppen nicht unmittelbar an den Ufern des Arno aufgestellt, sondern unter den Mauern von Fucecchio, und hatte ausreichend Raum gelassen zwischen dem Fluß und seinem Heere.

Die Florentiner hatten indes San Miniato besetzt und berieten, ob sie Pisa angreifen oder gegen Castruccio ziehen sollten. Nach Erwägung der Schwierigkeit beider Maßnahmen entschlossen sie sich zum Angriff auf Castruccio. Der Wasserstand des Arno war so niedrig, daß man den Fluß durchwaten konnte; immerhin reichte das Wasser den Fußtruppen bis an die Schultern und den Pferden bis an die Sättel. Am Morgen des 10. Juni begannen die Florentiner, in Schlachtordnung aufgestellt, einen Teil ihrer Reiterei und eine Abteilung von 10 000 Mann Fußvolk überzusetzen. Castruccio, der bereit stand und nur auf die Gelegenheit zur Ausführung seines Planes wartete, griff sie mit einer Abteilung von 5000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern an, und noch ehe alle an Land waren, wurde er schon mit ihnen handgemein. 1000 Mann leichtes Fußvolk schickte er am Ufer entlang den Arno abwärts und 1000 Mann aufwärts. Die Fußsoldaten der Florentiner waren durch das Wasser und die Waffen behindert und hatten noch nicht alle die Uferböschung erstiegen. Die vordersten Pferde hatten bei ihrer Durchquerung des Arno den Grund des Flusses aufgewühlt und so für die übrigen

den Übergang schwierig gemacht; denn als diese keinen festen Boden fanden, warfen viele ihren Reiter ab und viele blieben so im Schlamm stecken, daß man sie nicht wieder herausziehen konnte. Als nun die Führer der Florentiner die Schwierigkeit des Überganges an dieser Stelle sahen, ließen sie ihre Leute weiter flußaufwärts ziehen, um dort einen noch nicht zerstampften Grund und ein leichter ersteigbares Ufer zu suchen. Doch hier stellten sich ihnen die Fußsoldaten entgegen, die Castruccio das Flußufer aufwärts gesandt hatte. Nur mit Rundschild und Schiffsspeer bewaffnet, verwundeten sie unter großem Geschrei die Pferde an Kopf und Brust, sodaß diese, von den Wunden und dem Lärm erschreckt, nicht vorwärtsgehen wollten, sich zurückbäumten und übereinander fielen. Der Kampf zwischen Castruccios Leuten und denjenigen, die den Fluß überschritten hatten, war hartnäckig und schrecklich; beide Parteien hatten schwere Verluste, und beide mühten sich nach Kräften, den Gegner zu überwinden. Castruccios Soldaten suchten die Florentiner wieder in den Fluß zu werfen, diese wiederum wollten den Feind zurückdrängen, um dem Rest der Ihren Platz zu schaffen, damit sie aus dem Wasser herauskommen und kämpfen könnten. Diese Hartnäckigkeit wurde noch verstärkt durch die Ermahnungen der Führer: Castruccio erinnerte die Seinen daran, daß es dieselben Feinde wären, die sie vor kurzem bei Seravalle besiegt hätten, und die Florentiner warfen ihren Leuten vor, daß die Überzahl sich von den wenigen besiegen ließe. Als aber Castruccio sah, daß die Schlacht andauerte und daß sowohl seine Soldaten als auch die Feinde ermattet und auf beiden Seiten viele verwundet und gefallen waren, schickte er eine weitere Abteilung von 5000 Fußsoldaten vor, stellte sie im Rücken seiner kämpfenden Leute auf und befahl diesen, die Reihen zu öffnen und sich, als ob sie die Flucht ergreifen wollten, nach rechts und links zurückzuziehen. Dies ermöglichte den Florentinern, vorzudringen und ein wenig Gelände zu gewinnen. Als aber nun die frischen Soldaten mit den ermatteten Florentinern zum Kampf kamen, drängten sie die Florentiner sehr bald in den Fluß zurück.

Von der beiderseitigen Reiterei war noch keine im Vorteil. Castruccio wußte nämlich, daß die seine schwächer war, und hatte daher den Reiterführern befohlen, dem Feind nur standzuhalten; denn er hoffte, das Fußvolk zu schlagen und nach dessen Überwindung die Reiterei leichter besiegen zu können. Das gelang ihm auch planmäßig. Sobald er sah, daß die feindlichen Fußsoldaten in den Fluß zurückgegangen waren, sandte er den Rest seines Fußvolkes gegen die feindlichen Reiter vor, und diese — von Lanzen und Wurfspießen getroffen und überdies mit noch größerer Wucht von Castruccios Reiterei bedrängt — ergriffen die Flucht.

Als nun die Führer der Florentiner die Schwierigkeit sahen, die der Flußübergang ihren Pferden bereitete, versuchten sie, das Fußvolk hinübergehen zu lassen, und zwar weiter flußabwärts, um Castruccios Leuten in die Flanke zu fallen. Doch da die Ufer steil und oben von Castruccios Soldaten besetzt waren, mißglückte dieser Versuch. So wandte sich zu Castruccios Ehre und großem Ruhm das ganze feindliche Heer zur Flucht, und von der großen Zahl kam kaum jeder dritte Mann davon. Viele Führer wurden gefangengenommen und König Robertos Sohn Karl floh mit Michel Agnolo Falconi und Taddeo delli Albizi, den florentinischen Kommissaren, nach Empoli. Die Beute war groß und das Gemetzel schrecklich, wie man es sich bei einer so erbitterten und mächtigen Schlacht wohl vorstellen kann. Vom florentinischen Heer blieben 20 231 und von dem Castruccios 1560.

Aber Fortuna war Castruccios Ruhme feindlich. Sie nahm ihm das Leben gerade zu der Zeit, als sie ihm noch Jahre hätte geben müssen, und setzte jenen Plänen, die Castruccio schon lange mit sich herum trug und die allein der Tod vereiteln konnte, ein Ziel. Castruccio hatte sich in der Schlacht den ganzen Tag angestrengt. Nach Beendigung des Kampfes hielt er atemlos und schweißgebadet vor dem Tor von Fucecchio, um die vom Siege heimkehrenden Truppen zu erwarten, sie persönlich zu empfangen und ihnen zu danken und um außerdem sofort zum Eingreifen bereit zu sein, falls der Feind sich wieder irgendwo stellen sollte. Denn er hielt es für die Pflicht eines guten Heerführers, als erster aufs Pferd und als letzter vom Pferd zu steigen. Als er so einem Winde ausgesetzt stand, der sich meistens um Mittag vom Arno her erhebt und fast immer Seuchen mit sich bringt, erstarrte er am ganzen Leibe, und da er, an ähnliche Unbilden gewöhnt, nicht darauf achtete, wurde das der Anlaß zu seinem Tod. In der folgenden Nacht befiel ihn ein heftiges Fieber, das andauernd stieg. Und da alle Ärzte die Krankheit für tödlich erklärten und Castruccio es selbst fühlte, rief er Paolo Guinigi herbei und sagte ihm folgendes: „Hätte ich geahnt, lieber Sohn, daß Fortuna mir mitten in meinem Lauf Halt gebieten würde auf dem Wege zu dem Ruhm, den meine zahlreichen glänzenden Erfolge mich erhoffen ließen, so hätte ich mich weniger angestrengt und dir zwar einen kleineren Staat, aber auch weniger Feinde und weniger Neid hinterlassen. Ich hätte mich mit der Herrschaft über Lucca und Pisa begnügt und nicht die Pistoleser unterjocht und die Florentiner durch soviel Kränkungen gereizt, sondern ich hätte mir beide zu Freunden gemacht, und mein Leben wäre dann, wenn auch vielleicht nicht länger, so doch gewiß friedlicher gewesen; ich hätte dir den Staat kleiner, aber zweifellos ge-

sicherter und gefestigter hinterlassen. Doch Fortuna, die alleiniger Richter über alle menschlichen Dinge sein will, hat mir nicht genug Scharfblick gegeben, um ihren Willen zu erkennen, und nicht genug Zeit, um sie überwinden zu können. Du hast gehört — denn viele haben es dir erzählt, und ich habe es nie geleugnet —, wie ich noch ganz jung und ohne all die Hoffnungen, die in jedem edlen Gemüt leben müssen, in deines Vaters Haus gekommen bin, wie ich von ihm gepflegt und geliebt worden bin, weit mehr, als wenn ich seinem eignen Blut entsprossen wäre; so wurde ich unter seiner Leitung tapfer und tauglich, den Weg zu gehen, den mich Fortuna geführt hat, wie du selbst gesehen hast und siehst. Und da er mir auf dem Sterbebette dich und all deine Güter anvertraute, habe ich dich mit all der Liebe erzogen und sie mit all der Treue vermehrt, zu der ich verpflichtet war und noch bin. Und damit nicht nur das, was dein Vater dir hinterlassen, sondern auch das, was ich durch eignes Glück und Verdienst hinzuerworben, dein Eigen bleibe, wollte ich mich nie vermählen, damit nicht die Liebe zu eignen Söhnen mich irgendwie davon abhielte, dem Blute deines Vaters die Dankbarkeit zu erweisen, zu der ich mich für verpflichtet hielt. So hinterlasse ich dir denn einen großen Staat, worüber ich sehr froh bin. Doch bin ich sehr betrübt, daß ich ihn dir schwach und unbefestigt hinterlasse. Es bleibt dir die Stadt Lucca, die niemals recht zufrieden sein wird, unter deiner Herrschaft zu leben. Es bleibt dir Pisa, wo die Menschen von Natur wankelmütig und voll Trug sind, und wenn auch diese Stadt in verschiedenen Zeiten sich daran gewöhnt hat zu dienen, so wird es sie doch immer wurmen, einen lucchesischen Herrn zu haben. Auch Pistoja ist dir wenig treu, weil es in Parteien gespalten und wegen der kürzlich erlittenen Unbill gegen unser Haus erbittert ist. Als Nachbarn hast du die Florentiner, die wir gekränkt, auf tausenderlei Arten geschädigt und nicht vernichtet haben, und denen die Nachricht von meinem Tod willkommener sein wird, als es die Eroberung von Toscana wäre. Auf die Fürsten von Mailand und auf den Kaiser kannst du dich nicht verlassen, denn diese sind fern, gleichgültig und saumselig in ihrem Beistand. Du darfst also deine Hoffnung auf nichts anderes setzen als auf deine Geschicklichkeit, auf das Andenken, das meine Verdienste hinterlassen werden, und auf das Ansehen, das dir der gegenwärtige Sieg verschafft. Wenn du diesen Sieg klug auszunützen verstehst, so wird er dir zu einem Vertrag mit den Florentinern verhelfen, dem diese, durch die frische Niederlage entmutigt, bereitwillig zustimmen werden. Ich trachtete stets danach, sie mir zu Feinden zu machen, da ich glaubte, ihre Feindschaft müßte mir Macht und Ruhm bringen; du hast mit aller Kraft danach zu streben, sie dir zu Freunden zu machen, denn ihre

Freundschaft wird dir Sicherheit und Vorteil bringen. Es ist in dieser Welt außerordentlich wichtig, sich selbst zu kennen und die Kräfte seines Geistes und seines Staates richtig einzuschätzen. Wer erkennt, daß er zum Kriege nicht tauglich ist, muß bestrebt sein, durch die Künste des Friedens zu herrschen. Ich rate dir, daß du dich diesen zuwendest und auf diese Weise die Früchte meiner Anstrengungen und Gefahren zu genießen trachtest. Das wird dir leicht gelingen, wenn du von der Richtigkeit dieser meiner Ermahnungen überzeugt bist. Du wirst mir für zweierlei Dank schuldig sein: erstens dafür, daß ich dir dies Reich hinterlassen, und zweitens, daß ich dich gelehrt habe, es zu erhalten."

Darauf ließ Castruccio die Bürger von Lucca, Pisa und Pistoja kommen, die auf seiner Seite gekämpft hatten. Er empfahl ihnen Paolo Guinigi und ließ sie ihm Gehorsam schwören. Darauf starb er. Bei all denen, die von ihm gehört hatten, ließ er ein gutes Andenken zurück, und bei denen, die ihm befreundet gewesen waren, solche Trauer, wie sie nur je ein andrer Fürst in irgendeiner Zeit bei seinem Tode erweckt hat. Man feierte sein Leichenbegängnis mit den größten Ehren und setzte ihn in St. Francesco in Lucca bei. Dem Paolo Guinigi jedoch waren Glück und Verdienst nicht so hold wie dem Castruccio; denn nach nicht langer Zeit verlor er Pistoja und bald danach Pisa, und nur mit Mühe erhielt er sich die Herrschaft über Lucca, die bis auf seinen Urenkel Paolo bei seinem Hause blieb.

Castruccio war also, wie aus all dem hervorgeht, ein nicht nur für sein eignes Jahrhundert, sondern auch für manche frühern seltener Mann. Er war von mehr als gewöhnlicher Körpergröße, und alle seine Glieder standen zueinander im Ebenmaß. Sein Äußeres war so gewinnend, und er kam den Leuten so freundlich entgegen, daß jeder, der mit ihm gesprochen hatte, zufrieden von ihm ging. Sein rötliches Haar trug er oberhalb der Ohren geschnitten, und bei jedem Wetter, selbst bei Regen und bei Schnee, ging er ohne Kopfbedeckung. Den Freunden war er teuer und den Feinden furchtbar. Er war gerecht gegen die Untertanen und treulos gegen die Fremden, und nie versuchte er durch Gewalt zu siegen, wo er es durch Trug konnte; denn er pflegte zu sagen, daß nicht die Art des Sieges, sondern allein der Sieg Ruhm bringe. Nie war jemand kühner, Gefahren auf sich zu nehmen, und geschickter, ihnen zu entrinnen. Er pflegte zu sagen, daß der Mensch alles versuchen und vor nichts zurückscheuen solle; Gott liebe die Starken, denn man sehe, daß er stets die Ohnmächtigen durch die Mächtigen züchtige.

Castruccio war auch bewundernswürdig in seiner Art zu antworten und in seiner offenen oder versteckten Bissigkeit. Und wie er damit niemand verschonte, so war er auch nicht zornig, wenn

man ihn nicht schonte. Man kennt daher mancherlei beißende Worte, die er selbst sagte oder geduldig hinnahm. Ich will einige davon erzählen.

Als er ein Rebhuhn hatte für einen Dukaten kaufen lassen und ihn ein Freund deswegen tadelte, sagte Castruccio: „Du würdest wohl nur einen Soldo dafür gegeben haben?“ „Ja.“ „Nun, für mich ist ein Dukaten noch viel weniger!“ — Er hatte einen Schmeichler um sich, den er einmal aus Verachtung anspie. Da sagte der Schmeichler: „Die Fischer lassen sich, um einen kleinen Fisch zu fangen, vom ganzen Meer benetzen; da werde ich mich doch wohl von Speichel benetzen lassen können, um einen Walfisch zu fangen!“ Castruccio hörte das nicht nur geduldig an, sondern beschenkte den Schmeichler noch. — Als ein Mönch zu ihm sagte, es sei unrecht, daß er so üppig lebe, antwortete Castruccio: „Wenn das ein Laster wäre, so würde man nicht so üppige Gastmähler an den Festen unsrer Heiligen geben.“ — Als er durch eine Straße ging und aus dem Hause einer Dirne einen jungen Burschen kommen sah, der bei seinem Anblick ganz rot wurde, sagte er zu ihm: „Schäme dich nicht, wenn du herauskommst, sondern wenn du hineingehst.“ — Als ihm ein Freund einen geschickt verschlungenen Knoten zum Lösen gab, sagte er: „Dummkopf, denkst du, ich will etwas lösen, was schon beim Binden solche Mühe macht?“ — Als Castruccio zu einem, der aus der Philosophie ein Handwerk machte, sagte: „Ihr macht es wie die Hunde, die immer um den herumlaufen, der ihnen am meisten zu fressen gibt“, antwortete dieser: „Wir sind vielmehr wie die Ärzte, denn wir gehen zu denen, die unsrer am meisten bedürfen.“ — Als Castruccio zu Schiff von Pisa nach Livorno fuhr und über einen gefährlichen Sturm, der sich unterwegs erhob, große Unruhe bezeigte, warf ihm einer seiner Begleiter Feigheit vor und sagte, er persönlich hätte vor nichts Furcht. Darauf erwiderte Castruccio: „Darüber wundere ich mich nicht, denn jeder schätzt sein Leben so hoch, als es wert ist.“ — Als einer ihn fragte, was er tun müsse, um sich Achtung zu verschaffen, antwortete ihm Castruccio: „Wenn du zu einem Gastmahl gehst, so sorge dafür, daß nicht ein Stück Holz auf einem andern sitzt.“ — Als jemand sich rühmte, daß er viel gelesen habe, sagte Castruccio: „Es wäre besser, sich zu rühmen, daß man viel davon behalten hat.“ — Als einer damit prahlte, daß er noch so viel trinken könnte, ohne betrunken zu werden, sagte Castruccio: „Das kann auch ein Ochse.“ — Castruccio hatte ein junges Mädchen, mit dem er in vertrautem Verkehr stand. Ein Freund tadelte ihn deshalb, und zwar besonders, weil es schlimm für ihn sei, daß er sich habe von einem Weibe erobern lassen. „Du irrst dich,“ sagte Castruccio, „ich habe sie genommen, nicht sie mich!“ — Als ihn jemand tadelte, daß er zu kostbar zu speisen pflegte, erwiderte er:

„Du würdest also nicht so viel dafür ausgeben wie ich?“ „Nein.“ „Dann frönst du dem Geiz mehr als ich den Tafelfreuden.“ — Castruccio war bei Taddeo Bernardi, einem sehr reichen, prunkliebenden Luccheser, zu Tisch eingeladen, und dieser zeigte ihm ein Zimmer, das ganz mit Stoffen behängt war und dessen Fußboden aus wertvollen Steinchen von verschiedenen Farben bestand, die so kunstvoll zusammengesetzt waren, daß sie Blumen, Blätter und ähnliches Laubwerk darstellten. Da spie Castruccio eine Menge Speichel, die er im Munde angesammelt hatte, Taddeo ins Gesicht. Als dieser darüber zornig wurde, sagte er: „Ich wußte nicht, wohin ich hätte spucken sollen, um dich weniger zu kränken.“ — Auf die Frage, wie Cäsar gestorben sei, antwortete er: „Wollte Gott, ich stürbe wie er.“ — Als er eines Abends im Hause eines seiner Edelleute zu Gaste war, bei einem Fest, wo auch sehr viele Damen geladen waren, tanzte und belustigte er sich mehr, als es sich für seinen Stand geziemte. Einem Freund, der ihn deshalb tadelte, antwortete er: „Wer am Tage für weise gilt, wird nicht nachts für toll gehalten werden.“ — Als jemand ihn um eine Gnade bat und Castruccio so tat, als ob er nicht hörte, warf der Bittende sich vor ihm auf die Knie. Castruccio verwies ihm das, doch der andre antwortete: „Du bist schuld daran, denn du hast deine Ohren an den Füßen.“ Daraufhin wurde ihm doppelt so viel gewährt, als er erbeten hatte. — Castruccio pflegte zu sagen, daß der Weg zur Hölle leicht sei, denn man ginge dorthin bergab und mit geschlossenen Augen. — Als jemand ihn mit einem Schwall überflüssiger Worte um eine Gnade bat, sagte Castruccio: „Wenn du wieder einmal etwas von mir willst, schicke einen andern!“ — Als ein ähnlicher Mensch ihn mit einer langen Rede gelangweilt hatte und zum Schlusse sagte: „Ich habe Euch vielleicht mit meinen Worten zu sehr ermüdet“, erwiderte Castruccio: „Das hast du nicht; denn ich habe nichts gehört von allem, was du gesagt hast.“ — Von einem schönen Mann, der schon als Knabe sehr schön gewesen war, pflegte er zu sagen: er treibe es zu arg; zuerst hätte er die Männer ihren Frauen untreu gemacht, und jetzt mache er die Frauen ihren Männern untreu. — Einen neidischen Menschen, der lachte, fragte er: „Lachst du, weil es dir gut geht oder weil es einem andern schlecht geht?“ — Als Castruccio noch bei Messer Francesco Guinigi war, fragte ihn ein Kamerad: „Was willst du von mir haben, damit ich dir eine Ohrfeige geben darf?“ Er antwortete: „Einen Helm.“ — Als er einen Bürger von Lucca, dem er seine Größe verdankte, hatte hinrichten lassen und ihm jemand sagte, er habe unrecht getan, einen alten Freund zu töten, erwiderte er: „Man täuscht sich; ich habe einen neuen Feind getötet.“ Castruccio lobte sehr solche Leute, die erst sagten, sie wollten

heiraten und dann doch nicht heirateten; desgleichen solche, die erst sagten, sie wollten zur See fahren und es dann doch nicht taten. — Er pflegte zu sagen, er wundere sich über die Männer: wenn sie ein Gefäß aus Ton oder Glas kaufen, so prüfen sie seine Güte zuerst am Klang, wenn sie dann aber ein Weib nehmen, begnügen sie sich damit, es gesehen zu haben. — Als er im Sterben lag und ihn jemand fragte, wie er begraben sein wollte, antwortete er: „Mit dem Gesicht nach unten; denn ich weiß, daß, sobald ich tot bin, im ganzen Lande das Unterste zu oberst gekehrt werden wird." — Auf die Frage, ob er zum Heile seiner Seele nicht daran denke, Mönch zu werden, gab er die Antwort: „Nein; denn es scheint mir merkwürdig, daß Bruder Lazarus ins Paradies eingehen soll, Hugo della Faggiuola hingegen in die Hölle." — Als jemand ihn fragte, wann man essen müsse, um gesund zu bleiben, erwiderte er: „Ein Reicher muß essen, wenn er Hunger hat, ein Armer, wenn er kann." — Als Castruccio sah, wie einer seiner Edelleute sich von seinem Diener den Mantel zuknöpfen ließ, sagte er zu ihm: „Ich bitte Gott, daß du dich auch noch füttern läßt." — Als er sah, daß jemand in lateinischer Sprache hatte über sein Haus schreiben lassen, Gott möge es vor dem Bösen bewahren, sagte er: „Dann darf der Mann selbst nicht hineingehen!" — Als er durch eine Straße ging, in der ein winziges Häuschen mit einer riesigen Tür stand, sagte er: „Dies Haus wird durch die Tür davonlaufen." — Als er mit einem Gesandten des Königs von Neapel wegen der Besitztümer von Verwiesenen stritt und ein wenig heftig wurde, fragte der Gesandte: „Hast du denn keine Furcht vor dem König?" Castruccio fragte zurück: „Ist er gut oder böse, Euer König?" „Gut," erwiderte der Gesandte. Da antwortete Castruccio: „Warum soll ich denn vor guten Menschen Furcht haben?" — Man könnte noch genug andre Aussprüche von ihm erzählen, in denen allen man Witz und Tiefe finden würde. Doch die obenerwähnten sollen mir zum Beweise seiner hervorragenden Eigenschaften genügen.

Castruccio lebte vierundvierzig Jahre und zeigte sich in jeder Lage als Fürst. Und wie von seinem Glück viele Zeugnisse erhalten geblieben sind, so wollte er auch die Erinnerung an sein Unglück wachhalten. Die Handschellen, mit denen er im Gefängnis gefesselt war, sind heute noch am Turm seiner Wohnung befestigt, wo er sie anbringen ließ, damit sie stets Zeugnis ablegen sollten für sein Unglück.

Weil Castruccio zu Lebzeiten nicht weniger groß war als Philipp von Mazedonien, der Vater Alexanders, oder als der Römer Scipio, so starb er in demselben Alter wie diese beiden. Und ohne Zweifel würde er beide übertroffen haben, wenn nicht Lucca, sondern Mazedonien oder Rom sein Vaterland gewesen wäre.

Schilderung Deutschlands

⟨Ritratti delle cose della Magna⟩

Vorbemerkung.

Machiavelli wurde im Dezember 1507 von der Regierung seiner Vaterstadt zum Kaiser Maximilian entsandt, der zu einem Krönungszuge nach Italien mußte und dafür Geldforderungen an Florenz stellte. Man hatte sich hier zu entscheiden, ob man mit Maximilian oder mit Frankreich gehen wolle. Machiavelli gehörte zu der Partei des französischen Bündnisses, und die Gesandtschaft hatte den Hauptzweck, Maximilian mit seinen Forderungen hinzuhalten. Dieser Zweck wurde auch erreicht, und Machiavelli bestärkte sich in seiner politischen Richtung durch die Eindrücke, die er am Hofe des Kaisers erhielt, und durch die Erkundigungen, die er unterwegs über die deutschen Verhältnisse einzog. Maximilian erschien ihm fahrig, leichtgläubig und verschwenderisch, kurz, trotz manchen andern gewinnenden Eigenschaften nicht als ein politischer Charakter, mit dem sich etwas Rechtes anfangen lasse. Um etwas Großes in Italien zu bedeuten, müsse entweder der Kaiser — so hörte Machiavelli urteilen — seine Natur ändern, oder aber Deutschland müßte ihn energisch unterstützen. Nun aber war das Ergebnis,

zu dem Machiavelli hinsichtlich Deutschlands gelangte, das, daß dieses Land zwar große Kräfte in seinen Teilen habe, aber gelähmt werde durch das Spiel der Interessengegensätze zwischen Kaiser, Fürsten und Städten. Diese von ihm scharf zugespitzte Erkenntnis, daß ein wunderliches Mißverhältnis bestehe zwischen der natürlichen Kraft und der politischen Leistungsfähigkeit Deutschlands und daß die Ursache davon in der schlechten Gesamtverfassung liege, ist immer mit Recht als eins der großen Urteile Machiavellis, mit denen er den Nagel auf den Kopf traf, angesehen worden. Aber Machiavellis Forschergeist begnügte sich nicht damit, sondern studierte, von seinem eignen Freiheitsideal geleitet, mit höchstem Interesse das politische Leben der deutschen Städte. Seine Informationen darüber waren allerdings sehr begrenzt. Er brachte die Hauptzeit seiner Gesandtschaft, die bis zum Juni 1508 dauerte, in Bozen und Innsbruck zu, durchreiste auch die Schweiz und kam nach Konstanz, hat also das eigentliche Deutschland nur an der Peripherie kennengelernt. Sein Kombinationsdrang ergänzte in hohem Grade die Lücken seines Wissens, und er idealisierte die Zustände der deutschen Städte. Auch in den Discorsi kam er wiederholt auf sie zurück (I, 55 u. II, 19). Man hat die Tendenz des Bildes, das er seinen Landsleuten von ihnen gab, verglichen mit der des Tacitus in seiner Germania. Aber trotz aller Verzeichnungen und Mängel ist es bedeutend durch den Sinn für das politisch Wesentliche und für die inneren Zusammenhänge eines politischen Gesamtzustandes.

Von den drei kleinen Aufsätzen, die Machiavelli über Deutschland schrieb (Rapporto, Discorso und Ritratti), wählen wir den letzten, um die Wende der Jahre 1512/13 geschriebenen aus, weil er am abgerundetsten ist und zugleich das Wesentliche des ersten Aufsatzes wiederholt.

Hermann Rösemeier hat in einer Kieler Dissertation von 1894 „Niccolò Machiavellis erste Legation zum Kaiser Maximilian und seine drei Schriften über Deutschland" behandelt.

* * *

An der Macht Deutschlands kann man füglich nicht zweifeln, da es Überfluß hat an Menschen, Reichtümern und Waffen. Was die Reichtümer anbelangt, so gibt es keine Stadt, wo nicht die öffentlichen Kassen wohlgefüllt sind. Straßburg allein soll mehrere Millionen Gulden besitzen. Das kommt daher, daß sie weiter keine größeren Ausgaben haben als die für Instandhaltung der Befestigungen und für Kriegsvorräte. Nachdem sie aber einmal hierfür größere Aufwendungen gemacht haben, sind die laufenden Ausgaben gering. Sie haben zu diesem Zweck die ausgezeichnete Einrichtung, daß sie stets von Staats wegen Speisen, Getränke und Brennholz für ein Jahr vorrätig halten, desgleichen Rohstoffe für ihre Gewerbe, um im Falle einer Belagerung das Volk und die, welche von ihrer Hände Arbeit leben, ohne Verluste ein Jahr lang ernähren zu können. Ausgaben für Soldaten haben sie nicht, da sie ihre eignen Bürger bewaffnen und militärisch ausbilden. An Festtagen üben sie sich statt in Spielen im Stechen und Schießen mit allerlei Waffen; dabei kämpfen sie um Ehrenpreise und dergleichen, wovon sie sich's dann untereinander wohl sein lassen. Für Besoldungen und derlei geben sie wenig aus. So ist jede Stadt als Gemeinwesen reich. Daß auch die Bürger als Privatleute reich sind, kommt daher, daß sie wie arme Leute leben. Sie bauen nicht, sie geben nichts auf Kleidung und haben kein Hausgerät. Sie sind zufrieden, wenn sie Brot und Fleisch im Überfluß haben und eine warme Stube, wo sie vor der Kälte Zuflucht finden; und wer weiter keine Bequemlichkeiten hat, kommt ohne sie aus und strebt nicht danach. Sie geben in zehn Jahren zwei Gulden für Kleidung aus, und jeder lebt seinem Stande entsprechend nach diesem Maßstab. Keiner sieht auf das, was ihm fehlt, sondern auf das, wessen er bedarf, und ihre Bedürfnisse sind viel geringer als die unsern. Diese ihre Lebensgewohnheit hat zur Folge, daß ihr Geld im Lande bleibt, da sie sich mit dem begnügen, was ihr Land hervorbringt, und ihrem Lande stets Geld zufließt von denen, welche die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes kaufen, womit sie ganz Italien versorgen. Ihr Gewinn ist um so größer, als der Wert ihrer Erzeugnisse zum größten Teil auf handwerklicher Fertigkeit beruht, ohne daß sie viel Geld hineinstecken müßten. So freuen sie sich ihres bäurischen Lebens und ihrer Freiheit und wollen deshalb nicht in den Krieg ziehen, außer wenn ihnen hohe Löhnung zugesichert wird. Auch das aber würde ihnen nicht genügen, wenn sie nicht von ihrer Stadt Befehl dazu erhielten. Daher braucht der Kaiser sehr viel mehr Geld als ein andrer Fürst, denn je besser es den Menschen geht, desto weniger gern ziehen sie in den Krieg. Es wäre also erforderlich, daß die Reichsstädte sich mit den Fürsten verbinden, um die Unternehmungen des Kaisers

zu unterstützen oder dies selbst tun, wozu sie durchaus in der Lage wären. Aber beide wünschen die Größe des Kaisers nicht; denn sobald er Landbesitz hätte oder mächtig wäre, würde er die Fürsten bezwingen und niederhalten und sie in solche Botmäßigkeit bringen, daß er nach Gutdünken über sie verfügen könnte und nicht, wenn es ihnen recht ist, wie das der jetzige König von Frankreich tut und bereits König Ludwig XI. getan hat, der durch Waffengewalt und Mord die Fürsten in die Botmäßigkeit brachte, worin sie noch heute sind. Ebenso würde es den Reichsstädten ergehen, denn der Kaiser würde es dahin zu bringen versuchen, daß er nach seinem Belieben mit ihnen verfahren und von ihnen erhalten könnte, was er verlangt, und nicht, was ihnen gut dünkt. Der Grund für die Zwietracht zwischen den Reichsstädten und den Fürsten sind die mancherlei inneren Gegensätze in Deutschland, die zu zwei großen Spaltungen geführt haben, indem die Schweizer ganz Deutschland und die Fürsten den Kaiser zum Feind haben. Es erscheint vielleicht merkwürdig, daß die Schweizer und die Reichsstädte verfeindet sein sollen, da sie doch dasselbe Ziel im Auge haben: die Wahrung ihrer Freiheit und die Verteidigung gegen die Fürsten; aber ihre Zwietracht kommt daher, daß die Schweizer nicht nur wie die Reichsstädte den Fürsten, sondern auch den Edelleuten feind sind, da es beide in ihrem Lande nicht gibt und sie ohne irgendwelche Standesunterschiede — mit Ausnahme derer, die auf der Zugehörigkeit zum Rate beruhen — sich einer unumschränkten Freiheit erfreuen. Dies Beispiel der Schweizer schreckt die Edelleute, die in den Reichsstädten geblieben sind, und das ganze Trachten besagter Edelleute geht dahin, die Zwietracht zwischen beiden zu schüren. Ferner sind in den Reichsstädten den Schweizern alle die feind, die dem Kriegshandwerk obliegen, auf Grund einer natürlichen Eifersucht, da sie glauben, weniger geachtet zu sein als jene. Das geht so weit, daß keine noch so große oder noch so kleine Zahl von beiden in einem Feldlager beisammen sein kann, ohne daß es Händel zwischen ihnen gibt.

Über die Feindschaft zwischen den Fürsten und den Städten brauche ich weiter nichts zu sagen, da sie bekannt ist, ebensowenig über die zwischen den Fürsten und dem Kaiser. Zu beachten ist, daß der Kaiser seinen Hauptḥaß auf die Fürsten geworfen hat und, da er sie allein nicht bezwingen kann, die Hilfe der Städte hierzu in Anspruch genommen hat. Aus demselben Grunde hielt er es seit geraumer Zeit mit den Schweizern, mit denen er schon ein gewisses Einvernehmen erreicht zu haben schien. Erwägt man alle diese durchgehenden Spaltungen und rechnet noch die dazu, welche zwischen einer Stadt und der andern, einem Fürsten und dem

andern bestehen, so erscheint dadurch die Einigkeit des Reiches, die der Kaiser brauchte, sehr erschwert. Wer den Unternehmungen Deutschlands Kraft und Aussicht auf Erfolg zuspricht, denkt daran, daß heute kein Fürst in Deutschland Macht oder Kühnheit genug besäße, den Plänen des Kaisers entgegenzutreten, wie es vor einiger Zeit der Fall war; aber er vergißt dabei, daß es für den Kaiser eine große Hemmung bedeutet, wenn die Fürsten seine Pläne nicht unterstützen. Denn wer nicht wagt, ihm den Krieg zu erklären, wagt doch, ihm seine Unterstützung zu versagen; und wer nicht wagt, sie zu versagen, wagt doch, die versprochene Hilfe nicht zu schicken; und wer auch das nicht wagt, wagt so lange damit zu zögern, bis sie nichts mehr nützen kann — und all das stört oder hindert den Kaiser bei seinen Plänen. Daß es sich tatsächlich so verhält, zeigte sich, als der Kaiser das erstemal gegen den Willen Venedigs und Frankreichs nach Italien ziehen wollte. Auf dem Reichstag, der damals zu Konstanz[1]) abgehalten wurde, versprachen ihm die deutschen Reichsstädte 16 000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferde, und davon konnte er nicht einmal 5000 zusammenbekommen. Denn so oft von einer Stadt Truppen eintrafen, zogen die einer andern Stadt ab, weil ihre Zeit um war. Manche schickten Geld statt Truppen, das bereitwillig angenommen wurde, und so kam aus all diesen Gründen kein Heer zusammen, und die Unternehmung mißlang.

Es gilt als ausgemacht, daß die Macht Deutschlands mehr auf den Städten als auf den Fürsten beruht. Die Fürsten sind teils weltliche, teils geistliche. Die weltlichen sind zu fast völliger Ohnmacht herabgesunken, einmal durch eigene Schuld, da jedes Fürstentum infolge der Erbteilungen unter mehrere Fürsten verteilt ist; ferner hat sie der Kaiser, wie gesagt, mit Hilfe der Städte niedergeworfen. Ihre Freundschaft hat also wenig Wert. Daneben gibt es geistliche Fürsten; diese sind zwar nicht durch Erbteilungen geschwächt, aber der Ehrgeiz ihrer Städte, die vom Kaiser begünstigt werden, hat ihre Macht beschränkt, sodaß die geistlichen Kurfürsten, Erzbischöfe u. dgl. in den großen Städten ihres Gebiets nichts zu sagen haben. Daher kommt es, daß sie wegen der Zwietracht mit ihren Städten nicht einmal hier die Unternehmungen des Kaisers unterstützen können, auch wenn sie es wollten. Aber wenden wir uns zu den freien Reichsstädten, wo Ordnung und Wohlstand herrscht, und die das eigentliche Rückgrat der deutschen Macht bilden. Diese zeigen aus vielen Gründen wenig Lust, den Kaiser zu unterstützen, denn ihre Hauptsorge ist die Erhaltung ihrer Freiheit, nicht

[1]) 1507.

Machterwerb, und es ist ihnen wenig daran gelegen, einem andern zu verschaffen, was sie für sich selbst nicht erstreben. Da ihrer obendrein so viele sind und jede für sich vorgeht, so sind ihre Rüstungen, wenn sie sich einmal dazu entschließen, langwierig und bringen nicht den gewünschten Nutzen. Das zeigte sich z. B., als vor einigen Jahren die Schweizer die Länder Maximilians und Schwaben angriffen[1]). Der Kaiser schloß zu ihrer Abwehr ein Bündnis mit den schwäbischen Reichsstädten, die sich verpflichteten, 14 000 Mann ins Feld zu stellen. Aber nicht die Hälfte dieser Zahl kam zusammen, da die Truppen der einen Stadt abzogen, wenn die einer andern eintrafen, sodaß der Kaiser schließlich den Feldzug verloren gab, mit den Schweizern einen Vertrag schloß und ihnen Basel überließ. Wenn nun die Städte schon bei ihren eignen Unternehmungen solche Gleichgültigkeit zeigten, kann man sich denken, wie sie sich bei fremden verhalten werden. All das zusammengenommen läßt ihre Macht gering und ohne Nutzen für den Kaiser erscheinen. Das haben die Venezianer infolge ihres Verkehrs mit den Kaufleuten der deutschen Städte besser als irgend sonst jemand gewußt und daher bei allen ihren Verhandlungen mit dem Kaiser ihrer Ehre nie etwas vergeben. Hätten sie seine Macht gefürchtet, so hätten sie sich irgendwie zu schützen gesucht durch Opfer an Geld oder Land; und wenn sie ein Bündnis zwischen den Städten und dem Kaiser für möglich gehalten hätten, hätten sie keinen Widerstand gewagt. Aber eben, daß sie die Unmöglichkeit hiervon erkannten, machte sie so kühn im Vertrauen auf Zeit und Gelegenheit. Wenn schon in einer Stadt die Angelegenheiten, an deren Leitung viele beteiligt sind, vernachlässigt werden, wieviel mehr muß das in einem Reiche der Fall sein. Überdies wissen die Städte, daß etwaige Eroberungen in Italien oder anderwärts nur den Fürsten zugute kommen würden, die persönlich sich es dort wohl sein lassen könnten, was für die Bürger einer Stadt nicht möglich ist. Wo man aber ungleichen Gewinn zu erwarten hat, wendet man nicht gern gleiche Kosten auf. So ist also die Macht Deutschlands groß, aber sie kann nicht zur Geltung kommen. Wer sie fürchten sollte, braucht nur die obigen Ausführungen und die Leistungen dieser Macht in der ganzen letzten Zeit zu erwägen, um zu erkennen, was von ihr zu halten ist.

Die deutsche Reiterei hat sehr gute, aber schwerfällige Pferde, ebenso ist ihre Rüstung, soweit eine solche vorhanden ist, vortrefflich. Es ist jedoch zu beachten, daß sie in einem Gefecht mit Italienern oder Franzosen schlecht abschneiden würde, nicht weil sie persönlich ihnen nicht gleichwertig wäre, sondern weil ihre Pferde

[1]) 1499.

keinerlei Panzerung haben und ihre Sättel klein, schwach und ohne Sattelbögen sind, sodaß schon ein leichter Stoß den Reiter in den Sand wirft. Ein andrer Umstand, der sie in Nachteil setzt, ist der Mangel jeglicher Rüstung unterhalb des Rumpfes, an Schenkeln und Beinen. So wenig sie den ersten Anprall aushalten können, worauf es für die Reiterei und das Gefecht vor allem ankommt, so wenig können sie nachher sich im Nahkampf behaupten, da sie und ihre Pferde an den genannten unbewehrten Stellen verwundbar sind; jeder Fußknecht kann sie mit der Pike vom Pferde stoßen oder ihnen den Leib aufschlitzen, und ihre Pferde sind wegen ihrer Schwerfälligkeit im Handgemenge nicht brauchbar.

Das Fußvolk ist vortrefflich und von stattlichem Wuchs, im Gegensatz zu den Schweizern, die klein, unsauber und unansehnlich sind. Aber sie haben zumeist keine andern Waffen als Piken oder kurze Schwerter, um sich freier und unbehinderter bewegen zu können. Sie pflegen als Grund dafür anzugeben, daß sie keinen andern Feind haben als das Geschütz, wogegen ein Brustpanzer oder Halsstück sie doch nicht sichern würde. Andre Waffen fürchten sie nicht, weil ihre Schlachtordnung, wie sie behaupten, es den Feinden unmöglich macht, in ihre Reihen einzudringen oder auf Pikenlänge an sie heranzukommen. Sie sind ausgezeichnet in der Feldschlacht, taugen aber gar nicht für Erstürmung fester Plätze und wenig für die Verteidigung. Das hat sich gezeigt, als sie mit Italienern zu kämpfen hatten, und zumal wenn sie eine Festung bestürmen sollten, wie vor Padua[1]) und anderwärts, wo sie schlecht abgeschnitten haben. Umgekehrt haben sie sich in der Feldschlacht stets gut bewährt. Wenn die Franzosen bei Ravenna[2]) gegen die Spanier nicht Landsknechte zur Verfügung gehabt hätten, hätten sie die Schlacht verloren; denn während die beiderseitige Reiterei im Gefecht war, hatten die Spanier bereits das französische und gascognische Fußvolk geworfen, und wenn die Deutschen ihnen nicht zu Hilfe gekommen wären, wären sie alle erschlagen oder gefangengenommen worden. Ebenso zeigte sich jüngst, als Ferdinand von Spanien Frankreich in Guyenne mit Krieg überzog[3]), daß die Spanier eine Schar von 10 000 Deutschen, die der König von Frankreich in seinem Heere hatte, mehr fürchteten als das ganze übrige Fußvolk, und daß sie jede Gelegenheit, mit ihnen handgemein zu werden, vermieden.

---

[1]) Während des Krieges der Liga von Cambrai gegen Venedig versuchte Maximilian 1509 vergeblich, Padua zu erobern.

[2]) 11. April 1512.

[3]) Es handelt sich wohl um den Einfall Ferdinands des Katholischen in Navarra, 1512, von wo er die französischen Hilfsvölker vertrieb.

Schilderung Frankreichs

⟨Ritratti delle cose della Francia⟩

Vorbemerkung.

Machiavelli hat dieses Gegenstück zu seiner Schilderung Deutschlands wahrscheinlich nach seiner letzten und längsten Gesandtschaftsreise nach Frankreich im Jahre 1510 niedergeschrieben und den Absatz über den französischen Sieg bei Ravenna 1512 später eingeschoben. Der beigefügte kleine Abschnitt „Über die Natur der Franzosen", der sich durch seine größere Leidenschaftlichkeit von dem objektiveren Tone der Relation abhebt, entstammt, wie Tommasini, 512 ff., nach den in ihm enthaltenen zeitgeschichtlichen Anspielungen wahrscheinlich gemacht hat, wohl einem früheren Zeitpunkte. Aber auch das ruhigere Bild, das die Relation vom französischen Staate und Volke entwirft, zeigt, daß die Politik der Anlehnung an Frankreich, die Florenz unter dem Gonfaloniere Soderini damals trieb und die auch Machiavelli vertrat, bei ihm wenigstens durchaus nicht auf innerer Neigung, sondern auf Opportunismus beruhte. Er wünschte aus ganzem Herzen alle Fremden über die Berge. Aber mit angespannter Geisteskraft studierte er die inneren Grundlagen der französischen Macht. Während er in Deutschland eine große natürliche Volkskraft gelähmt und zu politischer Gesamtleistung unfähig gemacht sah durch seine Verfassung,

hatte er in Frankreich die gewaltige Wirkung der Zentralisation durch den monarchischen Einheitsstaat vor Augen. Und in schneidendem Gegensatz zu der freien und naturfrischen Behäbigkeit des deutschen Städtelebens, die ihm Freude machte, konnte er hier schildern, wie ein auf reichem Boden wohnendes Volk selber arm bleiben muß, um seine Barone und Prälaten zu bereichern und um seinem Könige so viel Geldmittel für seine Kriege zu liefern, als er nur will. In der Verbindung sozialer, wirtschaftlicher und politischer Beobachtungen und in der durch alles hindurchgehenden Frage nach dem politischen Gesamteffekte liegt der Wert dieser Schilderung. Die Grundzüge des französischen Staatslebens sind scharf getroffen, wenn auch das Detail über seine Einrichtungen einen etwas notizenartigen Charakter trägt und nicht immer exakt ist. Zur Kontrolle und Erläuterung der Angaben über den französischen Beamtenstaat diene Robert Holtzmanns Französische Verfassungsgeschichte (1910).

* * *

Die Krone und die Könige von Frankreich sind heute reicher und mächtiger denn je aus folgenden Gründen: Zunächst ist die Krone, die erblich ist, reich geworden, da manche Könige keine Söhne oder Erben für ihren eignen Besitz hatten und so ihr Vermögen und ihr Land an die Krone fiel. Da dies bei vielen Königen der Fall war, hat die Krone einen großen Machtzuwachs erlangt durch die vielen Staaten, die ihr anheimgefallen sind, wie z. B. das Herzogtum Anjou, und auch nach dem Tode des jetzt lebenden Königs werden, da er keine Söhne hat, das Herzogtum Orleans und Mailand an die Krone fallen. So gehören heute alle reichen Städte Frankreichs der Krone und nicht den eingesessenen Baronen. Ein weiterer wesentlicher Grund für die Macht des Königs ist, daß früher Frankreich nicht einig war, da die großen Barone — wie die Herzoge von Guyenne und von Bourbon — vor keinem Unternehmen gegen den König zurückschreckten. Diese sind heute alle dem König vollkommen ergeben, und dadurch ist seine Macht sehr gewachsen. Ferner wagten früher die benachbarten Fürsten Frankreich anzugreifen, weil sich immer ein Herzog von Bretagne, Guyenne, Burgund oder Flandern fand, der ihnen behilflich war und ihnen Durchmarsch und Aufnahme gewährte; so machten die Engländer in ihren Kriegen mit Frankreich dem König immer durch den Herzog von Bretagne zu schaffen, und entsprechend stützte sich der Herzog von Burgund auf den Herzog von Bourbon. Heute ist die Bretagne, die Guyenne, das Bourbonnais und der größte Teil von Burgund

dem König treu ergeben. Weit entfernt, ausländischen Fürsten als Werkzeuge zum Krieg gegen Frankreich zu dienen, sind sie vielmehr deren Feinde; der König ist durch den Besitz dieser Provinzen mächtiger und der Feind schwächer geworden. Ferner sind heute die reichsten und mächtigsten französischen Barone von königlichem Geblüt, sodaß beim Tode älterer und näherer Anwärter die Krone an sie fallen könnte. Deshalb hält es jeder mit der Krone in der Hoffnung, er selbst oder seine Söhne könnten einmal auf den Thron gelangen, weswegen eine Empörung oder Verfeindung mit der Krone ihnen mehr Schaden als Nutzen bringen würde. Das hätte beinahe der gegenwärtige König erfahren, als er bei dem Feldzug in der Bretagne, an dem er auf seiten des Herzogs dieses Landes gegen die Franzosen teilgenommen hatte, in Gefangenschaft geriet[1]). Denn nach dem Tode König Karls VIII.[2]) wurde geltend gemacht, daß er durch diesen Abfall von der Krone das Recht auf Erbfolge verwirkt hätte. Nur weil er im Besitz großer Geldmittel war — dank der Beute, die er gemacht hatte — und es sich etwas kosten lassen konnte, und ferner weil der nächste Anwärter auf den Thron, Monseigneur d'Angoulême[3]), ein kleiner Knabe war, wurde er zum König gewählt. Dazu kommt endlich, daß der Landbesitz der französischen Barone nicht unter die Erben verteilt wird, wie es in Deutschland und in mehreren Gegenden Italiens der Fall ist, vielmehr stets an die Erstgeborenen fällt, welche die eigentlichen Erben sind. Die andern Brüder finden sich damit ab und widmen sich, unterstützt von dem erstgeborenen Bruder, ganz der militärischen Laufbahn. In ihr trachten sie danach, es so weit zu bringen, daß sie in der Lage sind, Landbesitz zu erwerben, und in dieser Hoffnung leben sie. Daher kommt es, daß die französische Reiterei heute die beste ist, da sie aus lauter Edelleuten und Söhnen von Grundherren besteht, die es selbst auch einmal soweit bringen wollen. Das Fußvolk französischer Herkunft kann nicht besonders tüchtig sein, weil es seit langer Zeit an keinem Krieg teilgenommen hat und deshalb keinerlei Erfahrungen besitzt. Auch sind die Leute in den Städten alle von niederer Herkunft und Handwerker, und sie werden von den Adligen so geknechtet und sind so allgemein verachtet, daß sie feige sind. So verwendet sie denn auch der König im Kriege nicht, weil sie sich schlecht bewähren. Eine Ausnahme bilden die Gascogner, die etwas mehr taugen als die andern. Das kommt daher, daß sie Spanien benachbart sind und daher etwas vom spanischen Charakter

[1]) In der Schlacht bei Saint-Aubin du Cormier, 28. Juli 1488.

[2]) 1498.

[3]) François d'Angoulême, der spätere König Franz I., 1515—1547.

haben. Aber nach dem, was man seit vielen Jahren von ihnen gesehen hat, haben sie sich mehr als Diebe denn als tapfere Männer bewiesen. Immerhin bewähren sie sich in der Verteidigung und Bestürmung fester Plätze ausgezeichnet, dagegen schlecht in der Feldschlacht, worin sie das gerade Gegenteil von den Deutschen und Schweizern sind, die in der Feldschlacht nicht ihresgleichen haben, aber bei der Verteidigung und Belagerung von Festungen versagen. Das kommt meines Erachtens daher, daß sie hierbei nicht dieselbe Schlachtordnung anwenden können wie im freien Felde. Der König von Frankreich verwendet daher stets Schweizer oder Landsknechte, weil seine Reiterei im offenen Kampf zu den Gascognern kein Vertrauen hat. Wäre das französische Fußvolk von derselben Güte wie die Reiterei, so wäre der König imstande, sich gegen alle Fürsten zu verteidigen. Die Franzosen besitzen von Natur mehr Ungestüm als Kühnheit oder Gewandtheit; wenn der Gegner beim ersten Ansturm ihrem Ungestüm standhält, verlieren sie so sehr allen Stolz und Mut, daß sie feige werden wie Weiber. Auch sind sie nicht fähig, Mühen und Beschwerden zu ertragen, und werden mit der Zeit so nachlässig, daß es dem Gegner leicht wird, sie unvorbereitet zu überfallen und so zu schlagen. Das hat sich bei den Kämpfen im Königreich Neapel oft genug gezeigt und noch jüngst am Garigliano[1]), wo die Franzosen den Spaniern um die Hälfte überlegen waren und man erwartete, sie würden sie jeden Augenblick vernichten. Doch da der Winter hereinbrach und große Regengüsse einsetzten, zerstreuten sie sich in den umliegenden festen Plätzen, um bequemer unterzukommen. So wurde das Lager entblößt und geriet in Unordnung, sodaß die Spanier gegen alle Erwartung den Sieg davontrugen. Den Venezianern wäre es ebenso ergangen, und sie hätten die Schlacht bei Vailà nicht verloren, wenn sie den Franzosen wenigstens zehn Tage lang hingehalten hätten. So aber traf das Ungestüm des Bartolomeo d'Alviano[2]) auf ein noch größeres. Das gleiche hätte sich bei Ravenna[3]) ereignet: wenn die Spanier mit dem Angriff gewartet hätten, wäre das französische Heer in Unordnung geraten infolge des Mangels an Disziplin und des Ausbleibens der Zufuhr, weil die Venezianer die Verbindung mit Ferrara verhinderten und die Spanier sie von Bologna hätten abschneiden können. Aber die Unüberlegtheit der Venezianer und der geringe Scharfblick der Spanier verhalf dem französischen Heer zu einem

---

[1]) 28. Dezember 1503, Sieg der Spanier über die Franzosen im Krieg um Neapel.

[2]) Feldherr der Venezianer in der Schlacht bei Vailà, 1509.

[3]) 11. April 1512, Sieg der Franzosen im Krieg mit der „Heiligen Liga" (Papst Julius II., Spanien, Venedig).

wenn auch blutigen Siege. Der Kampf wäre noch erbitterter gewesen, wenn die beiderseitigen Kerntruppen zu derselben Waffengattung gehört hätten. Aber die Stärke des französischen Heeres beruhte auf der Reiterei, die des spanischen auf dem Fußvolk, und deshalb war das Blutvergießen nicht so groß. Wer also die Franzosen überwinden will, muß sich vor ihrem ersten Ansturm hüten; denn wenn er sie hinhält, wird er sie aus den oben angegebenen Gründen besiegen. Deshalb sagte Cäsar, die Franzosen seien bei Beginn des Kampfes mehr als Männer und zuletzt weniger als Weiber[1]).

Frankreich ist dank seiner Ausdehnung und den großen Strömen, die das Land bewässern, fruchtbar und wohlhabend. Lebensmittel und Arbeitskräfte kosten dort wenig oder nichts, da nur wenig Geld unter dem Volk im Umlauf ist. Die Bauern können kaum genug zusammenbringen, um ihrem Herrn die Abgaben zu zahlen, obwohl diese sehr niedrig sind. Das kommt daher, daß sie ihre Erzeugnisse nicht absetzen können, da jeder so viel erntet, daß er verkaufen kann. Wollte einer in einem Orte einen Scheffel Korn verkaufen, so würde er keinen Abnehmer finden, da jeder selbst zu verkaufen hat. Die Edelleute ihrerseits geben von dem Geld, das sie von ihren Untertanen erhalten, nichts aus, außer für Kleidung, denn zu ihrem Unterhalt haben sie selbst einen großen Viehbestand, eine Menge Geflügel, Seen und Wälder voll Wildpret aller Art, und das gilt für das ganze Land. So fließt alles Geld in die Taschen der Herren, die heute Überfluß daran haben; hat aber einer vom Volk einen Gulden, so hält er sich für reich.

Die Prälaten in Frankreich beziehen zwei Fünftel der Einkünfte des Landes, da es eine Menge Bistümer gibt, die geistliche und weltliche Macht vereinigen. Da sie zu ihrem Unterhalt genug Lebensmittel haben, geben sie von den Zehnten und Geldern, die ihnen zufließen, nichts wieder aus, gemäß der geizigen Natur der Prälaten und Ordensleute, und was den Domkapiteln zufällt, wird für Silber, Edelsteine und Kostbarkeiten zum Schmuck der Kirche verwandt. Was die Kirchen und die einzelnen Prälaten an Gold und Silber besitzen, macht zusammen einen riesigen Schatz aus. An der Beratung und Leitung der Angelegenheiten der Krone und der Staatsgeschäfte sind stets in der Hauptsache Prälaten beteiligt; die andern Herren kümmern sich nicht darum, da sie wissen, daß die Ausführung durch sie zu geschehen hat. So bescheiden sich

[1]) Machiavelli denkt wohl an das auch sonst von ihm zitierte Wort des Livius: „Gallorum ... prima proelia plus quam virorum, postrema minus quam feminarum esse." (IX, 28.)

beide mit ihrem Anteil, die einen mit dem Anordnen, die andern mit dem Ausführen. Doch nehmen ehemalige Kriegsleute in ihrem Alter an der Beratung militärischer Angelegenheiten teil, da sie hierbei den darin unerfahrenen Prälaten Fingerzeige geben können. Die Pfründen des Königreichs werden kraft einer schon vor langer Zeit von den Päpsten erwirkten Pragmatik[1]) von den Kapiteln verliehen derart, daß die Stiftsherren nach dem Tode ihres Erzbischofs oder Bischofs zusammentreten und die Würde demjenigen aus ihrer Mitte übertragen, der sie ihnen zu verdienen scheint. Oft kommt es dabei zu Meinungsverschiedenheiten, denn es gibt stets welche, die durch Geld, und bisweilen einige, die durch ihre Fähigkeiten und guten Werke Anhänger gewinnen. Ebenso verfahren die Mönche bei der Wahl der Äbte. Die andern geringeren Pfründen werden von den Bischöfen vergeben, denen sie unterstellt sind. Wenn der König bisweilen wünscht, diese Pragmatik zu umgehen und einen Bischof seiner Wahl zu ernennen, muß er Gewalt anwenden, da das Kapitel sich weigert, den so Ernannten in den Besitz der Pfründe zu setzen; und wenn sie auch dazu gezwungen werden, pflegen sie doch nach dem Tode des Königs einem solchen Bischof seine Pfründe zu entziehen und sie dem von ihnen Gewählten zu übertragen. Die Franzosen sind von Natur lüstern nach fremdem Gut, das sie dann zusammen mit ihrem eignen vergeuden. Sie stehlen wie die Raben, um es dann draufgehen zu lassen und durchzubringen und zu verjubeln mit dem, den sie bestohlen haben. Sie sind darin das Gegenteil von den Spaniern, denn von dem, was diese einem stehlen, bekommt man nie etwas zu sehen.

Die Franzosen fürchten die Engländer sehr wegen der großen Raubzüge und Verwüstungen, die sie vorzeiten in Frankreich angerichtet haben. Dem Volk ist deshalb ihr Name noch immer furchtbar, weil es nicht imstande ist, zu erkennen, wie sehr die heutige Lage Frankreichs von der damaligen verschieden ist: Frankreich ist heute gerüstet, kriegserfahren und geeint, und besitzt die Provinzen, auf die sich die Engländer stützten, wie die Bretagne und Burgund. Umgekehrt sind die Engländer nicht kriegsgeübt, denn seit so langer Zeit haben sie keinen Krieg geführt, daß von denen, die heute leben, keiner je einem Feind ins Auge gesehen hat. Auch gibt es niemand, der zu Lande zu ihnen stoßen könnte außer dem Erzherzog[2]).

[1]) Mittelalterlicher Ausdruck für allgemeine Verordnungen, besonders solche, die das Verhältnis von Staat und Kirche betreffen. Gemeint ist die sogenannte Pragmatik von Bourges, die Karl VII. 1438 erließ.

[2]) Der Regent der burgundischen Länder bzw. der Niederlande. — Bis 1506 Philipp (ältester Sohn Kaiser Maximilians), seit 1506 dessen unmündiger Sohn Karl, der nachmalige Kaiser Karl V.

Die Spanier würden sie an sich wegen ihrer Schlauheit und Umsicht fürchten. Aber wenn der König von Spanien Frankreich angreifen wollte, könnte er es nur unter großen Schwierigkeiten tun. Denn von dem Staat, von wo er ausrückt[1]), bis zur Mündung der Pyrenäenpässe, die nach Frankreich führen, ist der Weg so weit und führt durch so unfruchtbares Land, daß, sobald die Franzosen gegen die Paßausgänge, sowohl im Perpignan als in der Guyenne, vorstießen, die Ordnung seines Heeres bedroht wäre, wenn nicht durch den Mangel an Verstärkungen, so doch durch den Mangel an Lebensmitteln, die über eine so große Entfernung herangeschafft werden müßten. Denn das Land im Rücken des Heeres ist wegen seiner Unfruchtbarkeit fast unbewohnt, und soweit es bewohnt ist, hat die Bevölkerung kaum genug, um sich selbst zu ernähren. Deshalb fürchten die Franzosen einen Angriff der Spanier von den Pyrenäen her wenig.

Vor den Flamen fürchten sich die Franzosen nicht. Das kommt daher, daß Flandern wegen des rauhen Klimas nicht genug Lebensmittel, besonders Wein und Korn, hervorbringt, diese vielmehr aus Burgund und der Pikardie und andern französischen Provinzen eingeführt werden müssen. Ferner leben die Flamen von den Erzeugnissen ihres Gewerbefleißes, die sie auf den französischen Märkten, in Lyon und Paris, absetzen. Denn nach der See zu haben sie keine Absatzmöglichkeit, und nach Deutschland ebensowenig, da dort mehr in dieser Art erzeugt wird als in Flandern. Wenn sie also keinen Handel mit Frankreich treiben könnten, hätten sie keine Abnehmer für ihre Waren, und es würde ihnen somit nicht nur an Lebensmitteln, sondern auch an einer Absatzmöglichkeit für ihre Erzeugnisse fehlen. Deshalb werden die Flamen nie Krieg mit den Franzosen anfangen, wenn sie nicht dazu gezwungen werden.

Die Schweizer fürchtet man in Frankreich sehr wegen ihrer Nähe und der plötzlichen Einfälle, die sie unternehmen können, ohne daß man wegen ihrer Schnelligkeit rechtzeitig Vorkehrungen dagegen treffen kann. Sie machen eigentlich nur Raub- und Beutezüge, denn da sie keine Geschütze und keine Reiterei haben und die französischen Plätze an ihrer Grenze stark befestigt sind, können sie keine großen Fortschritte machen. Auch sind sie von Natur besser für die offene Feldschlacht als für die Belagerung und Verteidigung von Festungen geeignet. Die Franzosen schlagen sich nicht gern mit den Schweizern in dem Grenzgebiet, da sie kein gutes Fußvolk haben, das sie ihnen entgegenstellen könnten, und ohne solches die Reiterei nichts vermag. Obendrein ist das Gelände dort derart,

[1]) Aragonien.

daß Lanzen und Reiterei schwer zu verwenden sind, und die Schweizer entfernen sich nicht gern von der Grenze, um in die Ebene vorzurücken, wobei sie, wie gesagt, starke und wohlbefestigte Plätze in ihrem Rücken lassen müßten. Sie fürchten mit Recht, die Lebensmittel könnten ihnen ausgehen, und sie hätten es, wenn sie erst bis in die Ebene vorrückten, nicht mehr in der Hand, wieder umzukehren.

Von seiten Italiens fürchten die Franzosen nichts wegen der Alpen und der starken Festungen, die sie an deren Fuße haben, vor denen jeder, der Frankreich angreifen wollte, Halt machen müßte. Und da der Angreifer im Rücken ein so unfruchtbares Land hat, wäre er entweder dem Hunger preisgegeben, oder er müßte die Festungen im Rücken lassen, was Wahnsinn wäre, oder versuchen, sie zu erobern. Dazu kommt noch, daß es in Italien keinen Fürsten gibt, der fähig wäre, Frankreich anzugreifen, und daß Italien nicht einig ist, wie es zur Zeit der Römer war. Von Süden her hat Frankreich nichts zu fürchten, da hier die Meeresküste ist, in deren Häfen dauernd eine Menge Schiffe liegen, zum größten Teil dem König und seinen Untertanen gehörig, die einen unvorhergesehenen Angriff von der Seeseite abwehren können. Ist er aber von langer Hand geplant, so bleibt auch Zeit zu Gegenmaßregeln, da der Angreifer Zeit braucht zu Vorbereitungen und Zurüstungen, die nicht verborgen bleiben können. Obendrein hält der König in all diesen Provinzen Besetzungen von Gens d'armes[1]), um ganz sicher zu gehen. Für die Bewachung fester Plätze braucht der König wenig aufzuwenden, da seine Untertanen ihm treu ergeben sind und er keine Festungen im Innern des Landes unterhält. In den Grenzgebieten aber, wo Aufwendungen erforderlich wären, haben die Gens d'armes ihre Standorte, sodaß weitere Ausgaben sich erübrigen. Denn im Falle eines ernstlichen Angriffs bleibt Zeit zu Gegenmaßregeln, da auch seine Vorbereitung Zeit erfordert.

Das Volk in Frankreich ist demütig und unterwürfig und hat große Ehrfurcht vor dem König. Es braucht wegen des Überflusses an Lebensmitteln so gut wie nichts auszugeben, auch hat jeder ein Stück Land zu eigen. Sie tragen bäurische Kleidung aus geringem Tuch und verwenden keinerlei Seide, weder Männer noch Frauen, da das von den Edelleuten übel vermerkt werden würde.

Die Zahl der Bistümer beträgt nach der neuen Rechnung 106, 18 Erzbistümer mitgerechnet. Pfarreien gibt es eine Million und

---

[1]) Französische Bezeichnung für die aus Edelleuten bestehende schwergerüstete Reiterei; vgl. Seite 159.

siebenhundert[1]), einschließlich 740 Abteien. Die Prioreien werden nicht gezählt. Die ordentlichen und außerordentlichen Einkünfte der Krone habe ich nicht ermitteln können, denn so viele ich auch fragte, erhielt ich stets zur Antwort, ihre Höhe stünde im Belieben des Königs. Doch geben einige an, ein Teil der ordentlichen Einnahmen, der sogenannte „Königspfennig" (deniers royaux), eine Abgabe auf Lebensmittel, wie Brot, Wein, Fleisch u. dgl., betrage 1 700 000 Taler. Zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben dienen Kopfsteuern, die hoch oder niedrig sind, wie es dem König gut dünkt. Reichen diese nicht aus, so werden Anleihen ausgeschrieben, die selten zurückbezahlt werden. Die Aufforderung dazu erfolgt durch königliche Briefe in folgender Form: „Der König, unser Herr, läßt sich Euch empfehlen, und da es ihm an Geld mangelt, bittet er Euch, ihm die im Brief genannte Summe zu leihen." Man zahlt an den Einnehmer des Ortes, und in jeder Stadt befindet sich ein Beamter, der alle Gelder einzieht, sowohl die Waren- und Kopfsteuern als die Anleihen.

In den der Krone gehörigen Städten gibt es weiter keine Klasseneinteilung als die, welche der König vornimmt zum Zweck der Steuererhebung, wie oben gesagt.

Die Gewalt der Barone über ihre Untertanen ist unbeschränkt. Ihre Einkünfte bestehen in Abgaben auf Brot, Wein, Fleisch, wie beim König, und einer bestimmten Summe für jede Feuerstelle jährlich, die jedoch 6 oder 8 Sol[2]) nicht übersteigt und vierteljährlich bezahlt wird. Kopfsteuern oder Anleihen dürfen sie nicht auflegen ohne Einwilligung des Königs, die selten erteilt wird. Die Krone erhebt von ihnen nur die Salzabgabe, jedoch keine Kopfsteuern, außer in Fällen dringender Not.

Bei den außerordentlichen Ausgaben, im Kriege und sonst, verfährt der König in der Regel so, daß er die Schatzmeister mit der Löhnung der Soldaten beauftragt, und diese bezahlen sie durch Vermittlung der Offiziere, die die Musterung abhalten. Die Pensionsempfänger und Edelleute gehen zu den Generalintendanten[3]) und lassen sich eine Zahlungsanweisung geben, und zwar die Edelleute monatlich, die Pensionsempfänger vierteljährlich. Hiermit gehen sie zu dem Steuereinnehmer der Provinz, wo sie wohnen,

---

[1]) Eine ähnliche ganz unmögliche Zahl (1 500 000) findet sich merkwürdigerweise auch in einem Bericht des venezianischen Gesandten Contarini von 1492. (Tommasini I, 517, Anm.) In Wirklichkeit berechnet man für diese Zeit etwa 16 000 Pfarreien. Tommasini vermutet, daß Machiavelli die Zahl in arabischen Ziffern schrieb und daß die Abschreiber sie verdrehten.

[2]) Eine Silbermünze, gleich 12 Deniers.

[3]) „Généraux des finances" an der Spitze der großen Steuerbezirke.

und erhalten sofort ihre Besoldung. Edelleute des Königs gibt es 200. Ihr Gehalt beträgt 20 Taler monatlich, und sie werden bezahlt wie angegeben. Jedes Hundert hat einen Obersten; bisher waren es Ravel und Vidames[1]). Die Zahl der Pensionsempfänger steht nicht fest; sie erhalten teils viel, teils wenig, wie es dem König beliebt, und trösten sich mit der Hoffnung, zu höherem Range aufzurücken. Daher gibt es für sie keine feste Ordnung.

Den Generalintendanten liegt es ob, eine bestimmte Summe an Abgaben für Feuerstellen und Kopfsteuern einzutreiben mit Zustimmung des Königs und für die rechtzeitige Begleichung der ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, also die oben erwähnten Zahlungsanweisungen, zu sorgen. Die Schatzmeister haben die Gelder in Verwahrung und zahlen auf Anweisung der Generalintendanten.

Der Großkanzler hat Gewalt über Leben und Tod; er kann nach Gutdünken begnadigen und verurteilen, auch bei Kapitalverbrechen, ohne die Genehmigung des Königs einzuholen. Er kann in contumaciam Verurteilte wieder in ihre Rechte einsetzen; er kann mit Genehmigung des Königs Ämter vergeben. Da Gnadenbeweise durch königliche Briefe, die mit dem Großsiegel des Königs versehen sind, erfolgen, so hat er dieses in Verwahrung. Sein Gehalt beträgt 10 000 Franken jährlich, dazu 2000 Franken Tafelgelder. Unter Tafel ist zu verstehen, daß der Großkanzler die Mitglieder des Rates, Advokaten und Edelleute, die ihn begleiten, mittags und abends zu Tisch ladet, wenn sie mit ihm speisen wollen, wovon häufig Gebrauch gemacht wird.

Die Zahlung, die der König von Frankreich an den König von England leistete, betrug 50 000 Franken jährlich und sollte eine Vergütung sein für gewisse Aufwendungen, die der Vater des jetzigen Königs von England in der Bretagne gemacht hatte[2]). Jetzt ist sie erledigt und wird nicht weiter bezahlt.

Zur Zeit gibt es in Frankreich nur einen Groß-Seneschall. Wenn mehrere Seneschalls vorhanden sind (Groß-Seneschall ist immer nur einer), so liegt ihnen die Aufsicht über die ordentlichen und außerordentlichen Gens d'armes ob, die ihnen um der Würde ihres Amtes willen zum Gehorsam verpflichtet sind.

---

[1]) Tommasini (Bd. I, S. 511, Anm.) vermutet, daß Vidame ein Titel ist („Vice-dominus“) und es sich nur um eine Persönlichkeit handelt.

[2]) Durch den Vertrag von Etaples, vom 3. November 1492, verpflichtete sich Karl VIII. von Frankreich, binnen 15 Jahren an Heinrich VIII. von England 745 000 Goldtaler zu zahlen.

Die Zahl und die Besoldung der Provinzstatthalter hängt vom Belieben des Königs ab. Sie werden für ein Jahr oder auf Lebenszeit ernannt, wie es dem König gut dünkt. Auch die anderen Statthalter, bis zu den kleinen Städten herab, werden alle vom König ernannt. Überhaupt werden alle Ämter im Reich von niemand anders als dem König vergeben oder verkauft.

Der Staatshaushalt wird folgendermaßen geregelt: Jedes Jahr im August, manchmal auch im Oktober und Januar, wie der König will, werden die ordentlichen Einnahmen und Ausgaben des betreffenden Jahres durch die Generalintendanten vorgelegt und dabei die Eingänge entsprechend den Ausgaben verteilt; auch wird die Zahl und der Betrag der Pensionen vermehrt oder vermindert, wie es der König befiehlt. Die Höhe der Zahlungen an Edelleute und Pensionsempfänger ist nicht festgelegt, sie bedürfen nicht der Zustimmung der Rechnungskammer, sondern das Wort des Königs genügt. Die Rechnungskammer hat die Aufgabe, die Rechnungen aller Beamten zu prüfen, die Gelder der Krone zu verwalten, also der Generalintendanten, Schatzmeister, Einnehmer u. dgl.

Die Pariser Universität wird unterhalten aus den Eingängen ihrer Stiftungen, freilich recht kärglich.

Es gibt fünf Parlamente: Paris, Rouen, Toulouse, Bordeaux und Dauphiné[1]); gegen ihre Urteile kann keine Berufung eingelegt werden. Die ersten Universitäten sind folgende vier: Paris, Orléans, Bourges und Poitiers; dazu kommen noch Tours[2]) und Angers, die aber wenig taugen.

Besatzungen liegen, wo der König will, und ihre Stärke an Mannschaften und Geschützen steht in seinem Belieben. Doch haben alle festen Plätze ein paar Geschütze zur Verteidigung, und seit zwei Jahren sind an vielen Orten des Reiches eine Menge hergestellt worden auf Kosten der betreffenden Städte durch eine Auflage von einem Denar auf das Stück Vieh und das Maß Getreide. Für gewöhnlich, wenn das Reich keinen Feind zu fürchten hat, gibt es vier Garnisonen: in der Guyenne, der Pikardie, Burgund und der Provence; sie werden verlegt und verstärkt, je nachdem, wo man Gefahr vermutet.

Ich habe mich bemüht, zu ermitteln, wieviel Geld dem König jährlich für die Bedürfnisse seines Haushalts und seiner Person zugewiesen wird, und erfahren, daß es so viel ist, als er verlangt.

[1]) Mit dem Sitz in Grenoble.

[2]) War nicht Universität.

Die Zahl der Bogenschützen, die die königliche Garde bilden, beträgt 400, darunter 100 Schotten; jeder Mann erhält jährlich 300 Franken und ein Wams, wie es zur Livree getragen wird. Die Leibwache des Königs, die immer an seiner Seite bleibt, besteht aus 24 Mann, von denen jeder 400 Franken jährlich erhält. Ihre Hauptleute sind Monseigneur Dubignl Cursores und Gabriello[1]). Die Garde zu Fuß besteht aus Deutschen, von denen 100 monatlich je 12 Franken erhalten. Früher waren es bis zu 300, die 10 Franken Sold und ferner zweimal jährlich, im Sommer und Winter, neue Kleidung erhielten, und zwar Wams und Hose, wie sie zur Livree gehören; die 100 Mann Leibwache dagegen hatten seidene Wämser. So war es unter König Karl VIII. Furiere heißen die, welche für die Unterbringung des Hofes zu sorgen haben; es sind ihrer 32, und jeder erhält 300 Franken und ein Wams nach der Livree. An ihrer Spitze stehen vier Quartiermeister, die je 600 Franken erhalten. Das Quartiermachen geht so vor sich, daß vier Abteilungen gebildet werden: die erste mit einem Quartiermeister oder, wenn er nicht bei Hofe ist, seinem Vertreter, bleibt zurück, von wo der Hof aufgebrochen ist, um die Verpflichtungen gegen die Quartierwirte zu erledigen; die zweite bleibt um die Person des Königs, die dritte begibt sich dahin, wohin der König an dem Tage reist, um Unterkunft für den Hof zu schaffen, und die vierte dahin, wo der König am folgenden Tag eintreffen muß. Sie halten ausgezeichnet Ordnung, sodaß bei der Ankunft jeder sein bestimmtes Quartier erhält, sogar die Dirnen.

Der Oberhofrichter begleitet stets den König. Er hat Gewalt über Leben und Tod, und an allen Orten, wohin der Hof kommt, hat er die oberste Gerichtsbarkeit und kann den Einwohnern Abgaben auferlegen, wie der Statthalter des Platzes. Diejenigen, welche er in Strafsachen festnehmen läßt, können keine Berufung an das Parlament einlegen. Seine Besoldung beträgt in der Regel 6000 Franken. Er hat zwei Richter für Zivilsachen, die vom König je 600 Franken jährlich erhalten, und einen Vertreter für Strafsachen, mit 30 Bogenschützen, die bezahlt werden, wie oben angegeben. Er entscheidet sowohl in Zivil- als in Strafsachen, und eine einzige Verhandlung zwischen dem Kläger und dem Angeklagten in seiner Gegenwart reicht hin, den Prozeß zu erledigen.

Es gibt 8 Haushofmeister des Königs, ohne bestimmt geregelte Besoldung; sie erhalten teils 1000 Franken, teils mehr, teils weniger,

---

[1]) Machiavelli hat die Namen nach dem Hörensagen entstellt wiedergegeben. Es handelt sich um den Grafen d'Aubigny, Jacques de Carsol, und Gabriel de la Chastre (Tommasini I, S. 511, Anm.).

wie es dem König beliebt. Der jetzige Oberhofmeister, der an Stelle des Herrn von Ciamonte[1]) getreten ist, ist Herr von Palisse[2]), dessen Vater früher dasselbe Amt bekleidete. Er erhält 2000 Franken, und seine Befehlsgewalt beschränkt sich auf die Aufsicht über die Haushofmeister.

Der Admiral von Frankreich hat den Oberbefehl über die gesamte Marine und hat für sie und alle Häfen des Reiches zu sorgen. Er kann Schiffe requirieren und über die Schiffe der Flotte nach Gutdünken verfügen. Zurzeit ist Prejanni[3]) Admiral mit 10 000 Franken Gehalt.

Die Zahl der Ritter des königlichen Ordens ist nicht bestimmt, sondern steht im Belieben des Königs. Bei ihrer Ernennung schwören sie, die Krone zu schützen und nie etwas gegen sie zu unternehmen. Sie können ihre Würde nur durch den Tod verlieren. Ihre Pension beträgt bis zu 4000 Franken; manche erhalten weniger, und nicht jeder hat den gleichen Rang.

Den Kammerherren liegt ob, den König zu unterhalten, ihm in seinem Gemach aufzuwarten und ihn zu beraten. Sie sind ihrem Ansehen nach die Ersten des Reiches. Ihre Besoldung ist sehr hoch, 6000, 8000, 10 000, 11 000 Franken; manche erhalten auch nichts, da der König diese Würde häufig als Auszeichnung an verdiente Männer, auch Ausländer, verleiht. Doch haben sie das Vorrecht der Abgabenfreiheit, und bei Hofe haben sie ihren Platz an der Tafel der Kammerherren, die nach der des Königs die vornehmste ist.

Der Oberstallmeister ist stets dem König zur Seite. Ihm liegt die Beaufsichtigung der 12 königlichen Stallmeister ob, wie dem Oberseneschall, dem Oberhofmeister und dem Oberkammerherrn die Aufsicht über ihre Leute. Auch hat er für die Pferde des Königs zu sorgen, dem König beim Auf- und Absitzen behilflich zu sein, sich um das Reisegerät zu kümmern und dem König das Schwert voranzutragen.

Die königlichen Räte erhalten sämtlich 6000 bis 8000 Franken, nach Gutdünken des Königs; es sind der Bischof von Paris[4]) und von Beauvais[5]), der Baillif von Amiens, Herr von Bussi[6]), und der Großkanzler[7]). Die eigentliche Leitung aller Geschäfte haben

---

[1]) Chaumont.

[2]) Jacques de Chabanes, Seigneur de la Palisse.

[3]) Prégent de Bridoux.

[4]) Etienne Poncher.

[5]) Die Handschriften haben teils Buona voglia = Beauvais, teils Busecall, was als Boucicant gedeutet wird. (Tommasini I, S. 511, Anm.)

[6]) Michael de Bucy.

[7]) Jean de Ganay, Kanzler von 1507—1512.

Robertet[1]) und der Bischof von Paris. Zur Zeit hält niemand Tafel seit dem Tod des Kardinals von Rouen[2]). In Ermanglung des Großkanzlers versieht der Bischof von Paris sein Amt.

Die Ansprüche, die der König von Frankreich auf das Herzogtum Mailand erhebt, gründen sich darauf, daß sein Großvater[3]) mit einer Tochter des Herzogs von Mailand, der keine männlichen Nachkommen hinterließ, vermählt war. Der Herzog Giovanni Galeazzo hatte zwei Töchter und ich weiß nicht wieviel Söhne. Eine der Töchter mit Namen Valentina wurde mit Herzog Ludwig von Orléans vermählt, dem Großvater des jetzigen Königs Ludwig, der gleichfalls von Pippin abstammen soll[4]). Nach dem Tode des Herzogs Giovanni Galeazzo folgte ihm sein Sohn Herzog Philipp, der ohne eheliche Kinder starb und nur eine uneheliche Tochter hinterließ[5]). In der Folge machten sich die Sforza unrechtmäßigerweise, wie es heißt, zu Herren des Landes; denn hier behauptet man, Mailand komme den Nachfolgern und Erben jener Valentina zu. Von dem Tage an, da der Herzog von Orléans sich mit dem mailändischen Fürstenhause verschwägerte, fügte er zu den drei Lilien seines Wappens eine Natter. Und so sieht man es noch heute.

In jeder Pfarrei Frankreichs gibt es einen Mann, der von dieser eine reichliche Besoldung erhält, und der Freischütze heißt. Er ist verpflichtet, ein gutes Pferd zu halten und jedem Ruf des Königs als Bewaffneter zu folgen, wenn der König auf Kriegszügen oder aus andern Gründen außer Landes ist. Die Freischützen sind verpflichtet, in die Provinz zu reiten, wo das Reich angegriffen worden ist oder wo Gefahr besteht. Entsprechend der Zahl der Pfarreien sind es 1 000 700[6]).

Die Furiere haben kraft ihres Amtes für jeden Quartier zu machen, der den Hof begleitet. Gewöhnlich beherbergen alle besseren Leute einer Stadt Hofleute. Damit kein Teil Anlaß zu Beschwerden hat, weder der Quartierwirt noch der Einquartierte, hat der Hof eine Taxe eingeführt, die allgemein für jeden gilt, nämlich ein Sol täglich für das Zimmer mit Bett und Bettzeug, das wenigstens alle acht Tage gewechselt werden muß; zwei Deniers täglich für Tisch-

[1]) Florimond Robertet, Schatzmeister unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I., gest. 1522.

[2]) Charles d'Amboise, gest. 1510; vgl. Seite 60, Anm. 1.

[3]) Ludwig von Orléans, gest. 1407.

[4]) Die Capetinger gaben sich für direkte Nachkommen Karls des Großen aus.

[5]) Bianca Maria, vermählt mit Francesco Sforza.

[6]) S. Anm. 1 zu Seite 165. Die Franc-archers wurden durch eine Verordnung Karls VII. vom 23. April 1448 geschaffen und hießen so, weil sie von der Steuerpflicht befreit waren.

zeug, nämlich Tischtücher, Mundtücher und Essig. Besagte Wäsche muß wenigstens zweimal wöchentlich gewechselt werden; da aber das Land Überfluß daran hat, wird sie je nach Wunsch öfter oder seltener gewechselt. Ferner müssen die Quartiergeber das Zimmer fegen und das Bett machen lassen. Sie erhalten zwei Deniers täglich für jedes Pferd als Stallgeld, sind aber nicht verpflichtet, irgend etwas für die Pferde zu liefern, nur müssen sie den Stall ausmisten lassen. Viele bezahlen weniger, weil sie sich mit dem Wirt gut verstehen; aber soviel beträgt die regelrechte Hoftaxe.

Die Ansprüche, die die Engländer neuerdings auf das Königreich Frankreich erheben, gründen sich, soweit ich es habe feststellen können, auf folgendes: Karl, der sechste dieses Namens[1]), vermählte Katharina, seine eheliche Tochter, mit Heinrich, dem ehelichen Sohne des Königs von England[2]), und machte im Kontrakt, abgesehen von der Katharina bestimmten Mitgift aus, daß nach seinem Tode Heinrich, sein Schwiegersohn und Katharinas Gemahl, das französische Reich erben sollte, ohne dabei Karl VII.[3]), der späterhin König von Frankreich wurde, irgendwie zu erwähnen. Und im Falle, daß besagter Heinrich vor Karl VI., seinem Schwiegervater, stürbe und eheliche Söhne hinterließe, sollten auch diese Söhne Heinrichs Karl VI. auf dem Thron folgen. Diese Bestimmung war wegen der Übergehung Karls VII. gesetzwidrig und kam daher nicht zur Durchführung. Dagegen behaupteten die Engländer, besagter Karl VII. sei im Ehebruch erzeugt.

England hat 2 Erzbistümer, 22 Bistümer und 52000 Pfarreien.

Die Natur der Franzosen.

Sie schlagen den gegenwärtigen Nutzen und Schaden so hoch an, daß sie an vergangene Kränkungen oder Wohltaten wenig denken und um zukünftiges Wohl oder Wehe sich wenig sorgen.

Sie sind eher knauserig als vorsichtig. Sie kümmern sich nicht viel darum, was man von ihnen schreibt oder sagt. Sie sind mehr geld- als blutgierig. Freigebig sind sie nur in den Audienzen.

Will ein Herr oder Edelmann dem König nicht gehorchen in einer Angelegenheit, die einen Dritten betrifft, so gibt es zwei Möglichkeiten: entweder dieser ist beim König gut angeschrieben, und dann bleibt ihm nichts übrig, als zu gehorchen; oder er ist es nicht, dann braucht er sich nur vier Monate lang bei Hofe nicht sehen zu lassen. Dadurch haben wir zweimal Pisa verloren; einmal, als

[1]) 1380—1422.

[2]) Heinrich V., 1413—1422.

[3]) 1422—1461.

Entraghes die Zitadelle besetzt hielt, das andre Mal, als das französische Heer die Stadt belagerte[1]).

Wer bei Hofe etwas erreichen will, braucht viel Geld, Geschick und Glück.

Wenn man sie um einen Dienst bittet, überlegen sie zuerst, welchen Nutzen sie daraus ziehen können und dann erst, ob sie dazu in der Lage sind.

Die ersten Abmachungen mit ihnen sind stets die besten.

Wenn sie dir nicht helfen können, versprechen sie es; wenn sie es können, tun sie es widerwillig oder überhaupt nicht.

Sie sind kriechend im Unglück, unverschämt im Glück.

Schlecht angelegte Pläne führen sie durch Gewalt zum guten Ende. Wer siegt, ist zumeist beim König gut angeschrieben, wer unterliegt, sehr selten. Wer eine Unternehmung vorhat, muß daher mehr darauf sehen, ob sie Erfolg verspricht oder nicht, als ob sie dem König recht sein wird oder nicht. Weil Cesare Borgia das genau wußte, zog er mit seinem Heer gegen Florenz.

Ihr Ehrgefühl ist in vielen Fällen wenig empfindlich und von dem unsrer italienischen Edelleute verschieden. Deshalb machen sie sich nichts daraus, daß sie nach Siena gesandt und die Rückgabe von Montepulciano gefordert haben, ohne Gehorsam zu finden[2]).

Sie sind eitel und leichtfertig. Ihr Wort halten sie nach Art des Siegers.

Sie hassen die Sprache und den Ruhm der Römer. Ein Italiener findet bei Hofe nur sein Fortkommen, wenn er nichts mehr zu verlieren hat und sein Schifflein von den Wellen treiben läßt.

---

[1]) 1496 übergab Entraghes die Zitadelle von Pisa an die Pisaner, entgegen dem Vertrag von 1494, wonach sich Karl VIII. verpflichtet hatte, die Stadt an Florenz zurückzugeben. 1500 meuterten die von Ludwig XII. den Florentinern zur Eroberung Pisas gesandten Hilfstruppen.

[2]) Siena weigerte sich, das von den Florentinern beanspruchte Montepulciano herauszugeben.

Denkschrift über die Reform der Verfassung von Florenz (1519)

Vorbemerkung.

Machiavelli konnte, wenn es sich um die Rettung Italiens handelte, die Monarchie sich gefallen lassen. Wenn man ihn aber fragte, welche Staatsform er sich für seine Heimatsstadt wünsche, konnte er nur antworten, daß er sich die Wiederherstellung der Republik wünsche. Alle Zweifel des politischen Denkens, ob ein degeneriertes Gemeinwesen noch imstande sei, sich als Republik zu erhalten, traten dann zurück vor dem Herzensbedürfnis des Florentiners. Nun aber wurde ihm die Frage nach der Verfassung von Florenz vorgelegt von den Medicis selber. Zwar ist der hier folgende Diskurs wohl nicht, wie die Drucke angeben, auf direkte Aufforderung des Papstes Leo X. geschrieben. Sondern wahrscheinlich war es dessen Oheim, der Kardinal Giulio (später Clemens VII.), der, nach dem Tode Lorenzos von Medici (4. Mai 1519) nach Florenz entsandt zur Leitung der Stadt, Machiavelli um sein Gutachten hat ersuchen lassen. So mußte dieser nun eine Art Quadratur des Zirkels versuchen, um gleichzeitig den Herrschaftsansprüchen der Medicis und seinem republikanischen Ideal zu genügen. Er hielt sich an die Tatsache, daß die Macht der Medicis augenblicklich nur durch die beiden kirchlichen Würdenträger Leo X. und Kardinal Giulio, also erbenlose Fürstlichkeiten, repräsentiert wurde, ignorierte die Existenz von zwei jüngeren Mitgliedern des Hauses und richtete seinen Verfassungsplan daraufhin ein, daß er Papst und Kardinal auf Lebenszeit zu Schirmherren der Stadt machte und ihre Schirmherrschaft als Übergang zur vollen republikanischen Freiheit gestaltete. Sein sehr künstlich ausgedachtes Projekt hat keine Wirkung erzielt; seine zeitgeschichtliche Bedeutung also ist gering. Aber viele der großen Leitgedanken Machiavellis brachen in ihm in bedeutender und kraftvoller Formulierung durch und verleihen dadurch dem Diskurse einen höheren Wert. Seine Bemerkungen z. B. über die Abhängigkeit des Verfassungslebens von den äußeren Machtverhältnissen, von der psychologischen Schwierigkeit, ehemalige Verfassungszustände, denen das Volk sich entwöhnt hat, zu restaurieren u. a., ragen über den Moment hinaus.

Erstes Kapitel.

Der Grund, warum Florenz von jeher seine Verfassung so häufig geändert hat, ist, daß es in dieser Stadt weder eine Republik noch eine Fürstenherrschaft gegeben hat, welche die für diese Staatsform erforderlichen Eigenschaften besaßen. Denn die Fürstenherrschaft kann nicht dauerhaft heißen, wo die Dinge geschehen nach dem Willen eines Einzigen und beschlossen werden unter Mitwirkung des Volkes, und die Republik hat keine Aussicht auf Bestand, in der die Leidenschaften unbefriedigt bleiben, deren Nichtbefriedigung den Untergang jeder Republik herbeiführt. Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich aus einem Überblick über die Verfassungen, die Florenz von 1393 an gehabt hat. Um mit der Reform zu beginnen, die zu dieser Zeit von Messer Maso degli Albizzi durchgeführt wurde, so wollte man offenbar damals dem Staat die Form einer von Aristokraten regierten Republik geben. Diese besaß jedoch so viele Mängel, daß sie nicht länger als vierzig Jahre bestand, und ihre Lebensdauer wäre noch kürzer gewesen, wenn nicht damals die Kriege mit den Visconti ausgebrochen wären, die die Bürger einig erhielten. Die Mängel bestanden u. a. darin, daß die Wahlen auf lange Zeit erfolgten, sodaß die Möglichkeit zu Betrügereien bestand und die Wahl schlecht ausfallen konnte; denn da die Menschen sich leicht ändern und aus Guten Schlechte werden, und andrerseits die Bürger die Ämter auf lange Zeit erhielten, so konnte leicht der Fall eintreten, daß die Gewählten gut waren und die Ausgelosten schlecht. Außerdem gab es nichts, was die Mächtigen hätte abschrecken können, Parteien zu bilden, die der Verderb eines Staates sind. Auch hatte die Signoria zu wenig Ansehen und zuviel Gewalt; denn sie hatte das Recht, in letzter Instanz über Leben und Gut der Bürger zu entscheiden und das Volk zur Versammlung zu berufen. So mußte sie, statt die Verfassung zu schützen, das Werkzeug zu ihrem Sturze werden, sobald es einem angesehenen Bürger gelang, sie zu beherrschen oder zu umgarnen. Andrerseits besaß sie, wie gesagt, wenig Ansehen, was auch nicht anders möglich war, da ihre Mitglieder häufig junge und gering geachtete Männer waren, die nur kurze Zeit ihr Amt ausübten und sich nicht ernsten Angelegenheiten widmeten. Ein weiterer nicht gering anzuschlagender Mangel dieser Verfassung war, daß die nichtbeamteten Bürger bei der Beratung der öffentlichen Angelegenheiten beteiligt waren. Dadurch behielten diese Bürger ihr Ansehen, und die Beamten verloren es, und mit der Zeit kamen die Behörden überhaupt um Autorität und Ansehen, was jede bürgerliche Ordnung untergraben muß. Zu diesen Mängeln kam noch ein weiterer, der den Ausschlag gab, daß

nämlich das Volk keinen Anteil an der Regierung hatte. All das zusammen war die Ursache unzähliger Mißstände und hätte die Republik noch schneller zugrunde gerichtet, als es tatsächlich der Fall war, wenn nicht, wie gesagt, die auswärtigen Kriege sie aufrechterhalten hätten.

Danach kam die Verfassung des Cosimo, die mehr einer Fürstenherrschaft als einer Republik glich. Wenn sie länger dauerte als die vorhergehende, so hatte das zwei Gründe: einmal, daß sie mit Zustimmung des Volkes zustande gekommen war, sodann, daß die Regierung in den Händen von zwei so weisen Männern lag wie Cosimo und seinem Enkel Lorenzo. Dessenungeachtet war die Stellung Cosimos so geschwächt durch den Umstand, daß viele Beschluß zu fassen hatten über das, was er ausführen wollte, daß er wiederholt Gefahr lief, die Herrschaft zu verlieren. Daher die häufigen Volksversammlungen und Verbannungen unter dieser Verfassung. Schließlich wurde der italienische Feldzug König Karls VIII. der Anlaß zu ihrem Sturze.

Hierauf wollte die Stadt wieder zur republikanischen Staatsform zurückkehren, versäumte es jedoch, ihr eine dauerhafte Grundlage zu geben, da die neue Verfassung nicht alle Leidenschaften der Bürger befriedigte und andrerseits nicht imstande war, sie in Schranken zu halten. Sie war so mangelhaft und von dem Ideal einer Republik so weit entfernt, daß ein Gonfaloniere[1]) auf Lebenszeit, wenn er klug und schlecht war, sich leicht zum Fürsten aufschwingen konnte; war er aber gut und schwach, so konnte er leicht vertrieben und damit die ganze Verfassung gestürzt werden. Da es zu weit führen würde, alle Gründe hierfür aufzuzählen, will ich nur einen nennen, daß nämlich der Gonfaloniere niemand um sich hatte, der ihn schützen konnte, wenn er gut war, oder zügeln und zurechtweisen, wenn er schlecht war.

Der Grund, warum alle diese Verfassungen mangelhaft waren, ist, daß ihre Reform nicht im Interesse des allgemeinen Wohls, sondern im Interesse der Stärke und Sicherheit einer Partei vorgenommen wurde. Diese Sicherheit wurde bisher nicht erreicht, weil immer eine Partei unzufrieden blieb, die allen Umsturzbestrebungen nach Kräften Vorschub leistete.

Wir hätten nun noch zu erörtern, welche Verfassung seit 1512 bis heute bestanden und worin ihre Schwäche oder Stärke gelegen hat; da aber diese Dinge in frischer Erinnerung und jedem bekannt sind, will ich nicht darüber reden. Doch da nunmehr durch den Tod

---

[1]) Bannerträger, der höchste Beamte der florentinischen Republik.

des Herzogs[1]) es nötig geworden ist, eine neue Form der Regierung ins Auge zu fassen, so glaube ich ohne Scheu meine Gedanken hierüber äußern zu dürfen, um meine Anhänglichkeit gegen Eure Heiligkeit zu beweisen. Zunächst werde ich die Ansicht andrer wiedergeben, soweit ich sie aus ihren Äußerungen habe entnehmen können, und sodann meine eigne auseinandersetzen. Wenn ich darin fehlgreife, so bitte ich Eure Heiligkeit, mir zu verzeihen, daß mein Eifer größer war als meine Weisheit.

Zweites Kapitel.

Einige sind der Ansicht, die sicherste Verfassung, die man finden könne, sei die, welche zur Zeit des Cosimo und Lorenzo bestanden hat; andre wünschen größere Freiheit. Diejenigen, welche eine Verfassung nach Art der des Cosimo wollen, berufen sich darauf, daß die Dinge leicht ihre ursprüngliche Natur wieder annehmen; da es nun für die Florentiner natürlich sei, Euer Haus zu ehren, sich der Vorteile, die sie ihm verdanken, zu erfreuen und zu lieben, was diese Fürsten geliebt haben; und da sie sich sechzig Jahre lang an diesen Zustand gewöhnt haben, so sei es unausbleiblich, daß bei Wiederkehr derselben Verhältnisse auch dieselbe Gesinnung wieder in ihnen erwache. Sie glauben, daß nur wenige gegenteiliger Meinung bleiben, und daß diese wenigen durch die Gewöhnung an das Gegenteil bald verschwinden würden. Außer diesen Gründen berufen sie sich noch auf die Notwendigkeit, indem sie darauf hinweisen, daß Florenz nicht ohne ein Haupt bleiben kann; und da dem so sei, erscheine es weit besser, daß der Fürst aus dem Hause stamme, welches sie von alters her verehren, als daß sie entweder in Ermangelung eines solchen in Anarchie verfallen oder ihn aus einem andern Hause wählen, wo er dann weniger angesehen und beliebt sein würde. Dieser Ansicht wird entgegengehalten, daß eine solche Staatsform gefährlich wäre, schon allein deshalb, weil sie schwach sein würde; denn wenn die Verfassung des Cosimo zu ihrer Zeit all die Schwächen aufwies, die ich oben erwähnt habe, so würde dies heute bei einer ähnlichen Verfassung in doppeltem Maße der Fall sein, da die Stadt, die Bürger und die Zeiten von den damaligen grundverschieden sind; sodaß es unmöglich ist, in Florenz eine Verfassung einzuführen, die Aussicht auf Bestand hat und jener ähnlich ist. Zunächst war diese Staatsform damals beim Volke beliebt; heute würde sie bei ihm verhaßt sein. Damals hatten die Florentiner noch keine Verfassung erlebt, die freiheitlicher war; inzwischen haben

[1]) Lorenzo de Medici, Herzog von Urbino, Neffe Leos X., starb 1519.

sie eine kennengelernt, die ihnen demokratischer scheint und sie mehr befriedigt. In Italien gab es damals kein Heer und keine Macht, der die Florentiner mit ihrem Heer, auch wenn sie allein blieben, nicht hätten widerstehen können; heute, wo Spanien und Frankreich in Italien Fuß gefaßt haben, müssen sie sich einer dieser Mächte anschließen, und wenn der Fall eintritt, daß ihr Verbündeter unterliegt, so werden sie sofort die Beute des Siegers, was damals nicht geschehen konnte. Die Bürger waren früher gewöhnt, hohe Steuern zu zahlen; heute ist diese Gewohnheit verlorengegangen, und wer sie erneuern wollte, würde sich verhaßt machen und in Gefahr begeben. Die Medici, die damals regierten, waren unter ihren Mitbürgern aufgewachsen und erzogen und waren daher im Verkehr von einer Leutseligkeit, die sie allgemein beliebt machte; heute sind sie so mächtig geworden, daß sie aus allen bürgerlichen Verhältnissen herausgewachsen sind. Infolgedessen ist jene Vertraulichkeit und damit auch jene Beliebtheit unmöglich geworden. — Erwägt man diese Verschiedenheit der Zeiten und Menschen, so kann es keinen größeren Irrtum geben, als zu glauben, es ließe sich zwei so ungleichartigen Stoffen die gleiche Form geben; und wenn die Medici damals, wie oben gesagt, alle zehn Jahre in ihrer Herrschaft bedroht waren, so würden sie sie heute verlieren. Auch ist es verkehrt, zu glauben, daß die Menschen leicht zu ihrer alten und gewohnten Lebensweise zurückkehren. Das ist der Fall, wenn die alte Lebensweise ihnen besser gefiel als die neue; gefällt sie ihnen aber schlechter, so kehren sie nur gezwungen zu ihr zurück und verharren nur so lange darin, als jener Zwang andauert. Auch ist es zwar richtig, daß die Florentiner nicht ohne Haupt bleiben können und, wenn sie zwischen zwei Fürsten zu wählen hätten, einen aus dem Hause Medici jedem andern vorziehen würden. Hätten sie sich aber zu entscheiden zwischen einem Fürsten und einem republikanischen Staatsoberhaupt, so würde ihnen dieses, woher es auch stammen möge, besser gefallen. Einige sind der Ansicht, die Herrschaft könnte nur durch einen Angriff von außen verlorengehen, und glauben, es werde immer noch Zeit sein, mit dem Angreifer ein Bündnis zu schließen. Hierin täuschen sie sich sehr; denn gewöhnlich verbündet man sich nicht mit dem, der am mächtigsten ist, sondern mit dem, der gerade die meisten Möglichkeiten hat, einem zu schaden oder zu dem einen Gesinnung und Neigung am meisten hinziehen. Es kann leicht eintreten, daß dieser dein Verbündeter verliert und auf die Gnade des Siegers angewiesen ist und dieser keinen Vertrag mit dir schließen will, sei es, weil du nicht Zeit hast, ihn darum zu bitten, sei es, weil du dir seinen Haß zugezogen hast durch deine Freundschaft mit seinem Feinde. Herzog Lodovico von Mailand hätte gern ein

Abkommen mit Ludwig XII. von Frankreich geschlossen, wenn es ihm möglich gewesen wäre, ebenso König Friedrich von Neapel, wenn er Gelegenheit dazu gehabt hätte. Beide verloren ihr Reich, weil es nicht zu einem Vertrag kam. Denn es können tausend Fälle eintreten, die einen solchen Vertrag verhindern. So kann — alles wohlerwogen — eine Staatsform nicht sicher oder dauerhaft heißen, deren Bestand durch so vieles bedroht ist. Daher dürfte sie bei Eurer Heiligkeit und Ihren Freunden keinen Beifall finden.

Was die anbetrifft, die eine freiheitlichere Verfassung als die bisherige wünschen, so ist darauf zu sehen, daß eine Ausdehnung der Freiheiten, die nicht bis zur Einführung einer wohlgeordneten Republik geht, nur den Untergang des Staates beschleunigen würde. Wenn jene im einzelnen sagten, wie sie es gehalten haben wollen, so würde ich ihnen im einzelnen darauf antworten. Aber da sie sich auf Allgemeinheiten beschränken, kann auch ich nur im allgemeinen darauf erwidern. Folgende Antwort möge mir daher genügen, sowohl um sie als die Befürworter der mediceischen Verfassung zu widerlegen. Keine Staatsform hat Aussicht auf Bestand, wenn sie nicht eine reine Monarchie oder eine reine Republik ist; denn alle Regierungsformen, die zwischen diesen beiden liegen, sind mangelhaft. Der Grund hierfür liegt klar auf der Hand. Denn die Auflösung der Monarchie kann nur in einer Richtung erfolgen: zur Republik. Und ebenso ist eine Umwandlung der Republik nur in einer Richtung möglich: zur Monarchie. Die mittleren Staatsformen dagegen können nach zwei Richtungen hin umgestaltet werden: sowohl in eine Monarchie als in eine Republik.

Drittes Kapitel.

Daher hat Ew. Heiligkeit, wenn sie Florenz eine dauerhafte Verfassung geben will zum eignen Ruhm und zum Besten ihrer Freunde, nur die Wahl zwischen einer reinen Fürstenherrschaft und einer Republik, die diesen Namen verdient. Jede andre Staatsform ist nichtig und von kurzem Bestand.

Was die Fürstenherrschaft angeht, so will ich nicht näher hierauf eingehen, teils wegen der Schwierigkeiten, auf die ihre Einführung stoßen würde, teils weil der gestorben ist, der sie übernehmen sollte[1]). Ew. Heiligkeit muß bedenken, daß es in allen Städten, wo große Gleichheit unter den Bürgern besteht, sehr schwierig ist, eine monarchische Verfassung einzuführen, während in den Städten, wo die Standesunterschiede sehr groß sind, die Gründung einer

[1]) Lorenzo de Medici; siehe Seite 49.

Republik mit größten Schwierigkeiten verbunden ist. Wollte man z. B. in Mailand die Republik einführen, so müßte man zunächst die Macht des ganzen Adels brechen und ihn auf gleiche Stufe mit den Bürgern herabdrücken. Denn einige Edelleute sind so übermächtig, daß die geschriebenen Gesetze nicht ausreichen, sie in Schranken zu halten, vielmehr hierzu das lebendige Wort und königliche Gewalt erforderlich ist. Wollte man dagegen in Florenz eine Fürstenherrschaft begründen, so müßte man zunächst Standesunterschiede schaffen und aus Schloßherren und Gutsbesitzern einen Adel bilden, der imstande wäre, mit Hilfe seiner Waffen und Gefolgsleute zusammen mit dem Fürsten die Stadt und das ganze Land zu knebeln. Denn der Fürst allein, ohne die Stütze des Adels, vermag die Last der Herrschaft nicht zu tragen; daher muß zwischen ihm und dem Volk eine mittlere Schicht eingeschoben werden, die ihm die Last erleichtert. Man kann das in allen monarchischen Staaten beobachten und besonders in Frankreich, wo die Edelleute das Volk in Botmäßigkeit halten, die Fürsten die Edelleute, und der König die Fürsten.

Da jedoch die Gründung einer Fürstenherrschaft, wo eine Republik am Platze wäre, und die Gründung einer Republik, wo die Verhältnisse eine Fürstenherrschaft begünstigen, etwas sehr Schwieriges und zugleich Gewaltsames an sich hat, und deshalb eines jeden, der für milde und gütig gelten will, unwürdig ist, so will ich die Erörterung der Fürstenherrschaft beiseite lassen und von der Republik reden, teils weil diese Staatsform in Florenz einen sehr geeigneten Boden findet, teils weil sie Ew. Heiligkeit, wie es heißt, sehr genehm ist. Man nimmt an, Ew. Heiligkeit zögere nur darum mit der Einführung der Republik, weil sie eine Verfassung zu finden wünscht, die ihr selbst die Fortdauer ihres Einflusses in Florenz und ihren Freunden volle Sicherheit gewährleistet. Da ich glaube, eine solche ausgedacht zu haben, wollte ich Ew. Heiligkeit diesen meinen Entwurf zur Kenntnis bringen, auf daß sie sich das, was er etwa Gutes enthält, zunutze mache und zugleich daraus entnehme, wie eifrig ich ihr ergeben bin. Ew. Heiligkeit wird sehen, daß in dieser Republik ihr Einfluß nicht nur gewahrt bleibt, sondern verstärkt wird, daß ihre Freunde Ehre und Sicherheit genießen und die andern Bürger insgesamt allen Anlaß haben, zufrieden zu sein. Ich bitte Ew. Heiligkeit in aller Ehrerbietung, meine Denkschrift nicht zu tadeln noch zu loben, ehe sie dieselbe zu Ende gelesen hat; auch über die Umgestaltung einiger Behörden nicht zu erschrecken, denn wenn eine Verfassung mangelhaft ist, bleibt um so weniger Schlechtes bestehen, je weniger Altes erhalten bleibt.

Die, welche eine Republik gründen wollen, müssen drei verschiedene Klassen von Bürgern berücksichtigen: die obere, die mittlere

und die untere. Wenn in Florenz auch jene Gleichheit herrscht, von der oben die Rede war, so gibt es doch einige stolz gesinnte Bürger, die glauben, den Vorrang vor den andern beanspruchen zu können, und dem muß man bei der Verfassung der Republik Rechnung tragen. Die frühere Republik ging eben deshalb unter, weil sie diese Ansprüche nicht befriedigte. Dies ist nur dann möglich, wenn man die höchsten Ämter der Republik mit einer besonderen Majestät umkleidet und sie jenen Bürgern überträgt. Es ist jedoch nicht möglich, den höchsten Staatsämtern in Florenz eine solche Majestät zu verleihen, solange die Signoria und die Kollegien in ihrer bisherigen Gestalt bestehen bleiben. Denn da in diesen Körperschaften infolge der Art, wie sie gewählt werden, nur ausnahmsweise angesehene und ernste Männer ihren Sitz haben, so wird die Majestät des Staates entweder durch unter oder neben ihnen stehenden Behörden vertreten werden, was aller politischer Ordnung zuwiderläuft, oder sie wird den unbeamteten Bürgern zufallen. Deshalb muß man diese Regierungsform ändern und damit zugleich die Ehrgeizigsten unter den Bürgern befriedigen. Das Mittel dazu ist folgendes: Die Signoria, der Achterausschuß[1]) und die zwölf Guten Leute[2]) werden beseitigt. An ihrer Stelle werden, um der Regierung Autorität zu verleihen, 65 Bürger gewählt, die das 45. Jahr vollendet haben, 53 für die große und 12 für die kleine Matrikel[3]), die auf Lebenszeit — in der unten beschriebenen Weise — die Regierung ausüben. Aus ihrer Zahl wird ein Gonfaloniere gewählt, auf zwei oder drei Jahre, wenn man ihn nicht auf Lebenszeit ernennen will. Aus den übrigen 64 Bürgern werden zwei Gruppen von je 32 gebildet, von denen jede je ein Jahr zusammen mit dem Gonfaloniere die Regierung führt; sie wechseln sich in der unten beschriebenen Weise ab, und alle zusammen bilden die Signoria.

Aus den 32 werden ihrerseits 4 Gruppen von je 8 gebildet, von denen jede 3 Monate mit dem Gonfaloniere im Palast residiert, das Amt unter den hergebrachten Zeremonien antritt und all die Geschäfte führt, die heute der Signoria allein obliegen; mit den übrigen 24 zusammen hat sie die Machtbefugnisse und die Obliegenheiten, in die sich heute die Signoria, der Achterausschuß und die Kollegien, die, wie erwähnt, aufgehoben werden, teilen. Das wäre das erste und oberste Glied der Regierung. Wer diese Einrichtung recht erwägt, wird erkennen, daß dadurch die Staatsleitung ihre Würde und ihr Ansehen zurückgewinnt; und da die ernsten und

---

[1]) Otto della Pratica, eine militärische Behörde.
[2]) Buoni Uomini, Armenpfleger.
[3]) Jede Zunft zerfiel in zwei Klassen oder Matrikel, die große, welche die Großhändler, und die kleine, welche die Kleinhändler umfaßte.

angesehenen Männer stets in der obersten Behörde sitzen würden, wäre eine Beteiligung nicht beamteter Bürger an der Regierung, was ich oben für den Verderb einer Republik erklärt habe, nicht erforderlich. Denn die 32, die in dem betreffenden Jahr nicht im Amt wären, könnten zur Beratung mit herangezogen werden, und Ew. Heiligkeit könnte, wie ich unten ausführen werde, bei der ersten Wahl alle ihre Freunde und Vertrauten berücksichtigen.

Doch kommen wir nunmehr zur zweiten Stufe der Regierung. Da es, wie oben gesagt, drei Klassen von Bürgern gibt, so halte ich dafür, daß es auch drei Stufen in der Regierung einer Republik geben muß, und nicht mehr. Deshalb bin ich für die Abschaffung des Durcheinanders von Räten, das in unsrer Republik eine Zeitlang geherrscht hat. Sie sind eingeführt worden nicht weil sie für das Staatsleben erforderlich gewesen wären, sondern weil man so eine größere Anzahl Bürger zufriedenstellen wollte, ohne daß das Wohl der Stadt dabei irgendwie gefördert worden wäre, denn alle waren infolge der Parteiungen bestechlich. Will man also die Regierung einer Republik auf drei Glieder beschränken, so bin ich dafür, den Rat der 70 und 100 sowie den Rat des Volks und der Gemeinde aufzuheben und durch einen Rat der 200 zu ersetzen, aus Bürgern, die das vierzigste Jahr vollendet haben; und zwar 40 für die kleine und 160 für die große Matrikel. Die Mitglieder dürften nicht zu den 65 gehören, wären auf Lebenszeit gewählt und würden Consiglio degli Scelti heißen. Dieser Rat würde zusammen mit den genannten 65 all die Obliegenheiten und Machtbefugnisse haben, in die heute die erwähnten Räte, die damit wegfallen würden, sich teilen. Diese 200 würden die zweite Stufe der Regierung bilden und würden alle von Ew. Heiligkeit ernannt werden. Zu diesem Zwecke und zur Regelung und Durchführung der erwähnten und weiter unten zu besprechenden Einrichtungen würde Ew. Heiligkeit und dem Hochwürdigen Kardinal von Medici auf Lebzeiten so viel Macht gegeben werden, wie das gesamte Volk von Florenz besitzt. Der Gerichtshof der Acht[1]) wäre jeweils durch Ew. Heiligkeit zu ernennen. Ferner wäre zur größeren Sicherheit der Verfassung und der Freunde Ew. Heiligkeit die städtische Wehr in zwei Haufen zu teilen, für die Ew. Heiligkeit aus eigner Machtvollkommenheit jedes Jahr je einen Kommissar ernennen würde.

Aus obigem ersieht man, wie durch eine solche Regelung zwei Klassen von Bürgern zufriedengestellt werden, und wie die Macht Ew. Heiligkeit und ihrer Freunde in der Stadt gefestigt wird, indem diese das Heerwesen, die Kriminalgerichtsbarkeit und die

---

[1]) Otto di guardia e balia.

Gesetzgebung in Händen haben und die Häupter des Staates sämtlich auf ihrer Seite stehen. Es gilt nun noch, die dritte und letzte Klasse der Bürger, das eigentliche Volk, zufriedenzustellen. Dies ist auf keine andre Weise möglich — und wer es bestreitet, ist nicht weise —, als indem man ihnen ihre alten Rechte zurückgibt oder zurückzugeben verspricht. Da es jedoch die Sicherheit Eurer Freunde und die Machtstellung Ew. Heiligkeit gefährden würde, wenn man ihnen ihre Rechte gänzlich und auf einmal zurückgäbe, so muß man ihnen nur einen Teil zurückgeben und im übrigen die Rückgabe versprechen, so daß sie ganz sicher sind, sie wiederzuerhalten. Daher bin ich dafür, daß man den Saal des Rates der 1000 oder wenigstens der 600 wieder öffnet, der in derselben Weise wie früher alle Ämter und Würden zu vergeben hätte, mit Ausnahme der obengenannten 65 und 200 und des Gerichtshofes der Acht, die Ew. Heiligkeit und der Kardinal ernennen würden. Damit Eure Freunde sicher wären, bei der Abstimmung im Rat zur Auslosung zu kommen, müßte Ew. Heiligkeit 6 Wahlleiter[1]) bestimmen, die in einem besonderen Zimmer wären und in den Losbeutel alle Namen stecken könnten, die sie wollten, ohne einen Zettel herausnehmen zu dürfen. Und damit das Volk der Meinung ist, daß die zur Auslosung kommen, für die es gestimmt hat, so müßte dem Rat gestattet werden, zwei von ihm gewählte Bürger in jenes Zimmer zu entsenden, damit sie Zeuge sind, wie die Zettel in den Losbeutel gesteckt werden. Ohne Befriedigung des Volkes hat man noch nie eine Republik gegründet, die von Dauer war. Eine Befriedigung des florentinischen Volkes ist nur möglich, wenn der Saal wieder eröffnet wird. Wer also eine Republik in Florenz begründen will, muß den Saal öffnen und dem Volk die Verteilung der Ämter wieder übertragen. Ew. Heiligkeit möge bedenken, daß jeder, der beabsichtigt, ihr die Herrschaft zu entreißen, zu allererst den Saal wieder öffnen wird; daher ist es besser, Ew. Heiligkeit tut dies selbst in einer Form, die ihre Sicherheit nicht gefährdet, und verhindert dadurch, daß ihre Feinde es tun zum Verdruß Ew. Heiligkeit und zum Verderben ihrer Freunde.

Viertes Kapitel.

Würden Ew. Heiligkeit und der Hochwürdigste Herr Kardinal ewig leben, so brauchte man nach Durchführung dieser Verfassung keine weiteren Anstalten zu treffen. Da sie aber einst nicht mehr sein werden und doch wünschen, daß sie bei ihrem Tode eine vollkommene Republik zurücklassen, die alle erforderlichen Eigenschaften besitzt,

---

[1]) Accoppiatori.

und daß schon jetzt jeder dies wissen soll, damit das Volk zufrieden ist sowohl um deswillen, was es erhält, als um deswillen, was man ihm verspricht, so sind noch folgende Einrichtungen erforderlich: Die 16 Bannerträger der Volkswehr werden auf dieselbe Weise und für dieselbe Zeit gewählt wie bisher, entweder durch Ew. Heiligkeit selbst oder durch den Rat nach Ew. Heiligkeit Gutdünken. Nur wird, um diese Stellen weiteren Kreisen der Bürgerschaft zugänglich zu machen, die Zahl der durch ihr Amt von ihnen ausgeschlossenen vergrößert und festgesetzt, daß keiner der 65 unter ihnen sein darf. Aus ihrer Mitte werden 4 Hauptleute ausgelost, die einen Monat lang im Amt bleiben, sodaß nach Ablauf der Amtszeit alle Hauptleute gewesen sind. Aus diesen 4 wird einer ausgelost, der mit den 9 amtierenden Mitgliedern der Signoria eine Woche im Palast residiert, sodaß am Ende des Monats alle 4 dort residiert haben. Die Herren der Signoria dürfen in seiner Abwesenheit nichts erledigen; er selbst hat keine Stimme, sondern wohnt ihren Verhandlungen nur als Zeuge bei; doch darf er ihnen die Entscheidung einer Angelegenheit entziehen und der Gesamtheit der 32 überweisen. Ebenso dürfen die 32 nichts entscheiden ohne Beisein von 2 der genannten Hauptleute, die ihrerseits nur das Recht haben, die Entscheidung über eine dort verhandelte Angelegenheit hintanzuhalten und sie vor den Rat der 200 zu bringen. Dieser wiederum kann nichts unternehmen, ohne daß nicht mindestens 6 der 16 Bannerträger, darunter 2 Hauptleute, zugegen sind, die gleichfalls nur das Recht haben, eine Angelegenheit von diesem Rat vor den großen Rat zu bringen, wenn mindestens 3 von ihnen sich darüber einig sind. Der große Rat darf nur zusammentreten in Gegenwart von 12 der besagten Bannerträger, darunter wenigstens 3 Hauptleute; in ihm haben sie auch Stimmrecht wie die andern Bürger.

Diese Maßnahmen sind nach dem Tode Ew. Heiligkeit und des Hochwürdigsten Herrn Kardinal aus zwei Gründen erforderlich: Einmal muß für den Fall, daß die Signoria oder der Hohe Rat in einer Sache wegen Uneinigkeit nicht zu einem Beschluß kommen oder aus bösem Willen etwas gegen das gemeine Wohl unternehmen, jemand da sein, der die Angelegenheit ihrer Machtbefugnis entzieht und sie einem andern überträgt; denn es ist nicht gut, daß eine Behörde oder ein Rat die Erledigung einer Sache hintanhalten kann, ohne daß jemand da ist, der sich ihrer annimmt. Ferner ist es nicht gut, wenn niemand da ist, der die Bürger beobachtet und sie von unrechten Schritten zurückhält. Der zweite Grund ist folgender: Nimmt man dem Volk durch Abschaffung der Signoria, wie dies heute geschieht, die Möglichkeit, der Signoria anzugehören, so muß man ihm zum Ersatz eine Würde zugänglich machen, die der,

welche man ihm entzieht, vergleichbar ist; und die oben vorgeschlagene ist derart, daß sie mehr Bedeutung besitzt, der Republik größeren Nutzen und ihrem Inhaber größere Ehre bringt als die Zugehörigkeit zur Signoria. Für jetzt könnten diese Bannerträger ernannt werden, damit die Stadt ihre regelrechte Verfassung erhält; doch dürften sie ihr Amt nicht ohne Erlaubnis Ew. Heiligkeit ausüben, die sich ihrer bedienen könnte, um sich über die Verhandlungen jener Körperschaften im Interesse ihres Einflusses und Ansehens berichten zu lassen.

Ferner ist nach dem Tode Ew. Heiligkeit noch zur Vollkommenheit der Republik erforderlich, eine Berufungsinstanz für die Urteile des Gerichtshofes der Acht zu schaffen. Dieses Berufungsgericht würde aus 30 Bürgern bestehen, die aus dem Rat der 200 und 600 zusammen ausgelost werden. Es hätte das Recht, den Ankläger und den Angeklagten binnen einer gewissen Zeit vorzuladen. Doch würde zu Lebzeiten Ew. Heiligkeit eine solche Berufung nicht ohne deren Erlaubnis stattfinden können. In einer Republik ist eine derartige Berufungsinstanz unbedingt notwendig, da wenige Bürger nicht wagen, die Mächtigen zu bestrafen. Daher müssen zu diesem Zweck viele Bürger zusammenwirken, damit der Urheber des Urteils verborgen bleibt, und so jeder sich entschuldigen kann. Ferner würde diese Berufungsinstanz bei Lebzeiten Ew. Heiligkeit und des Kardinals die Wirkung haben, daß der Gerichtshof der Acht die Prozesse erledigt und die Gerechtigkeit wahrt. Denn aus Furcht, Ihr könntet die Berufung anordnen, würden sie gerechter urteilen. Damit nicht in jedem Falle Berufung eingelegt wird, könnte angeordnet werden, daß eine Berufung nur zulässig ist bei Betrug, wenn es sich um wenigstens 50 Dukaten handelt, und bei Gewalttat, wenn sie Knochenbruch oder Blutvergießen zur Folge gehabt hat oder der Schaden die genannte Summe von 50 Dukaten erreicht.

Betrachtet man das so geordnete Staatswesen als Republik, nachdem der Einfluß Ew. Heiligkeit aufgehört hat, so scheint es mir all den Erfordernissen zu genügen, die oben des langen und breiten erörtert worden sind. Betrachtet man dagegen die Form, die es zu Lebzeiten Ew. Heiligkeit und des Hochwürdigsten Herrn Kardinals haben wird, so ist es eine Monarchie, denn Ihr habt die Leitung des Heerwesens und der Kriminalgerichtsbarkeit, Ihr habt die Gesetzgebung in der Hand, und ich weiß nicht, was man in einer Stadt Größeres wünschen könnte. Auch ist nicht zu sehen, was Eure Freunde, die rechtschaffen sind und von dem ihrigen leben wollen, zu fürchten hätten, da Ew. Heiligkeit so großen Einfluß behält und sie die höchsten Stellen der Regierung bekleiden. Ebenso ist nicht einzusehen, warum das Volk nicht zufrieden sein sollte, da es die

Verfügung über einen Teil der Ämter zurückerhalten hat und die über den Rest nach und nach in die Hände bekommt. Denn Ew. Heiligkeit könnte, falls von den 65 oder den 200 einer stirbt, bisweilen dem Rat die Wahl des Nachfolgers übertragen, bisweilen ihn auch selbst ernennen, je nach den Umständen. Ich bin überzeugt, daß dank dem Einfluß Ew. Heiligkeit, die das Steuer in der Hand hält, die gegenwärtige und künftige Verfassung so unmerklich ineinander übergehen würden, daß sie als eine Einheit und gleichsam als ein Körper erscheinen, zum Wohle der Stadt und zum ewigen Ruhme Ew. Heiligkeit, deren Einfluß etwa auftretende Mängel stets abstellen könnte.

Fünftes Kapitel.

Ich glaube, daß die höchste Ehre, welche die Menschen erlangen können, die ist, welche ihnen ihr Vaterland aus freien Stücken bezeugt; ich glaube, daß die größte und Gott wohlgefälligste Wohltat die ist, welche man seinem Vaterland erweist. Überdies erhebt die Geschichte niemand so hoch wie die, welche durch Gesetze und Einrichtungen Republiken und Königreiche reformiert haben: sie werden nächst denen, die Götter gewesen sind, am meisten gepriesen. Und da zu solchen Taten nur wenige Gelegenheit und noch weniger die Fähigkeit gehabt haben, so ist die Zahl derer, welche dergleichen vollbracht haben, sehr gering. Ja, dieser Ruhm wurde von Männern, deren einziges Lebensziel der Ruhm war, so hoch geschätzt, daß sie wie Aristoteles, Plato und viele andre Staatsgebäude auf dem Papier entworfen haben, da es ihnen nicht vergönnt war, sie in der Wirklichkeit zu errichten. Sie wollten dadurch der Welt zeigen, daß es nicht Mangel an Weisheit, sondern die Unmöglichkeit der Verwirklichung war, was sie verhinderte, gleich Solon und Lykurgus ein Staatswesen zu gründen.

Der Himmel kann also einem Menschen keine größere Gnade erweisen und keine ruhmvollere Bahn zeigen als diese; und unter all dem Glück, das Gott Eurem Hause und der Person Ew. Heiligkeit beschert hat, ist dies das größte, daß er Euch Gelegenheit und Macht gegeben hat, Euren Namen unsterblich zu machen und auf diese Weise den Ruhm des Vaters und Großvaters weit zu übertreffen.

So möge denn Ew. Heiligkeit bedenken zuvörderst, daß eine Beibehaltung der derzeitigen politischen Zustände in Florenz, sowie äußere Verwicklungen eintreten, tausend Gefahren mit sich bringen würde. Ehe es aber dazu kommt, muß Ew. Heiligkeit tausend Verdrießlichkeiten erdulden, die für jeden unerträglich sind. Das kann Euch der Hochwürdigste Herr Kardinal bezeugen, da er in den ver-

gangenen Monaten in Florenz geweilt hat. Diese Verdrießlichkeiten rühren einmal daher, daß viele Bürger anmaßend und unerträglich in ihren Forderungen sind; ferner glauben viele unter den jetzigen Verhältnissen nicht sicher leben zu können und dringen daher dauernd auf eine Reform der Verfassung. Die einen fordern eine Erweiterung, die andern eine Beschränkung der Freiheiten, und keiner gibt im einzelnen an, wie dies geschehen solle, weil alle verwirrt sind. Die derzeitigen Verhältnisse scheinen ihnen keine Sicherheit zu gewähren; wie sie zu bessern wären, wissen sie nicht, denen, welche es wissen, glauben sie nicht, und so sind sie imstande, auch alle klaren Köpfe noch in Verwirrung zu bringen.

Diesen Verdrießlichkeiten zu entgehen, gibt es nur zwei Wege: Entweder man stellt die Audienzen ein und schüchtert die Bürger derart ein, daß sie nicht wagen, durch Forderungen lästig zu fallen und zu reden, ohne gefragt zu sein, wie dies der Herzog seligen Angedenkens tat; oder man regelt die Verfassung der Stadt so, daß sie sich allein verwalten kann und Ew. Heiligkeit nur aus der Ferne ein Auge auf sie zu haben braucht. Von diesen beiden Wegen bewahrt nur der letzte vor Gefahren und Verdrießlichkeiten, der erste erspart nur die Verdrießlichkeiten. Aber um von den Gefahren zu reden, die eine Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes im Gefolge haben würde, so will ich eine Prophezeiung wagen: Entsteht eine kriegerische Verwicklung und die Verfassung der Stadt ist nicht anders geregelt, so wird von zwei Dingen eines geschehen — oder beide zusammen: entweder wird einer sich durch plötzlichen Umsturz zum Herrn der Stadt machen und sie mit Waffengewalt verteidigen — oder eine Partei wird den Ratssaal wieder öffnen und ihre Gegner dem Feind preisgeben. Welcher von beiden Fällen aber auch eintritt, was Gott verhüten möge, so bedenke Ew. Heiligkeit, wie viele dann hingerichtet, verbannt und gefoltert werden müssen, daß auch dem grausamsten Menschen, geschweige Ew. Heiligkeit, welche die Milde selbst ist, das Herz vor Jammer brechen würde. Und keinen andern Weg gibt es, all diesem Unheil zu entgehen, als die Verfassung der Stadt so zu ordnen, daß sie in sich selbst Bestand hat. Das aber wird stets der Fall sein, wenn jeder für sie eintritt oder wenn jeder weiß, was er zu tun und auf wen er sich zu verlassen hat, und keine Klasse der Bürger aus Furcht oder Ehrgeiz den Wunsch nach Neuerungen haben kann.

Ausgewählte Briefe an Francesco Vettori

1474–1539; damals Gesandter von Florenz in Rom

1. vom 10. Dezember 1513
2. vom 4. Februar 1514
3. vom 10. Juni 1514
4. vom 3. August 1514
5. vom 20. Dezember 1514
6. vom 20. Dezember 1514
7. vom 31. Januar 1515

1.

Erlauchter Gesandter!

„Zu spät beglückt uns nie der Götter Gunst"[1]). Ich sage das, weil es mir schien, als wäre Eure Gunst mir, wenn auch nicht verlorengegangen, so doch abhanden gekommen, da Ihr mir recht lange nicht geschrieben habt. Ich war im Zweifel, woher das wohl käme, und alle Erklärungen, die mir in den Sinn kamen, schlug ich gering an bis auf die, Ihr hättet deshalb aufgehört mir zu schreiben, weil Euch zu Ohren gekommen wäre, daß Eure Briefe bei mir nicht gut aufgehoben wären; und ich war mir doch bewußt, daß außer Philipp[2]) und Paul[3]) niemand, soviel an mir lag, sie zu sehen bekommen hat. Da beruhigt mich nun Euer Brief vom 23. vorigen Monats, aus dem ich zu meiner Freude entnehme, mit wieviel Bedächtigkeit und Ruhe Ihr Eure Staatsgeschäfte dort erledigt. Fahrt nur ja so fort, denn wer auf seine Bequemlichkeit um andrer willen verzichtet, schadet sich selbst und erntet von jenen keinen Dank. Und da Fortuna nun einmal alles allein tun will, so will sie auch, daß man sie gewähren läßt, sich ruhig hält und sie nicht stört, sondern abwartet, bis sie die Menschen etwas tun läßt. Dann ist es Zeit für Euch, Euch mehr abzumühen und den Geschäften mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und für mich, von meinem Landgut Abschied zu nehmen und zu sagen: Hier bin ich. Einstweilen kann ich, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Euch in meinem Brief nichts weiter erzählen, als wie mein Leben hier verläuft. Und wenn Ihr meint, es lohne sich, das Eure dagegen einzutauschen, so lasse ich mir den Handel gern gefallen. Ich bin zur Zeit auf meinem Gut, und seit meinen letzten Erlebnissen[4]) bin ich, alles zusammengerechnet, nicht zwanzig Tage in Florenz gewesen. Bisher habe ich eigenhändig den Krammetsvögeln nachgestellt. Ich stand vor Tag auf, bestrich mir meine Leimruten und zog mit einem Pack Käfige auf dem Rücken los, daß ich aussah wie Geta[5]), wenn er mit Amphitryons Büchern vom Hafen kommt. Ich fing schlimmstenfalls zwei, bestenfalls sechs Krammetsvögel. So verging der ganze September.

---

[1]) Zitat aus Petrarca, Trionfo della Divinità; V. 13.

[2]) Filippo da Casavecchia, ein guter Freund von Machiavelli und Vettori.

[3]) Paolo Vettori, Bruder von Francesco.

[4]) Er war der Teilnahme an einer Verschwörung gegen die Medici beschuldigt, verhaftet und gefoltert, dann aber freigelassen worden. (Anfang März 1513.)

[5]) In einer italienischen Amphitryonovelle Diener des Amphitryo (= Sosias bei Plautus), den sein Herr bei der Rückkehr von Athen mit seinen Büchern beladen vorausschickt, damit er Alkmene seine Ankunft meldet.

Seither ist es mit diesem Zeitvertreib, mag er auch niedrig und wunderlich scheinen, zu meinem Leidwesen aus, und ich will Euch erzählen, wie ich jetzt den Tag verbringe. Ich stehe morgens mit der Sonne auf und gehe in ein mir gehöriges Gehölz, das ich fällen lasse. Dort verbringe ich zwei Stunden damit, die Arbeit vom letzten Tage nachzusehen und mit den Holzhauern zu plaudern, die immer irgendwelche Händel haben, untereinander oder mit den Nachbarn. Von diesem Gehölz könnte ich Euch tausenderlei hübsche Geschichten erzählen, die ich mit Frosino aus Panzano und andern, die von dem Holz haben wollten, erlebt habe. Frosino zumal ließ ein paar Klafter holen, ohne mir etwas davon zu sagen, und beim Bezahlen wollte er zehn Lire zurückbehalten, die ich ihm vor vier Jahren schuldig geblieben sein sollte, als er mich im Kartenspiel im Hause des Antonio Guiccardini besiegt hatte. Da geriet ich aus Rand und Band: ich wollte den Fuhrmann, der das Holz geholt hatte, wegen Diebstahls verklagen. Schließlich legte sich Giovanni Machiavelli ins Mittel und versöhnte uns. Da gerade der Nordwind pfiff, wollten Batista Guiccardini, Filippo Ginori, Tommaso del Bene und eine Reihe andrer Florentiner jeder ein Klafter haben. Ich sagte allen zu und schickte Tommaso ein Klafter, das in Florenz auf die Hälfte zusammenschmolz; denn beim Aufschichten halfen er, seine Frau, seine Mägde und Söhne; es sah aus, wie wenn Gabburra am Donnerstag mit seinen Gesellen einen Ochsen prügelt. Als ich sah, daß ich dabei nicht auf meine Kosten kam, habe ich den andern gesagt, ich hätte kein Holz mehr, was mir alle sehr übelgenommen haben, besonders Batista, der das seinem Mißgeschick in Prato gleichstellt[1]).

Vom Gehölz aus gehe ich zu einer Quelle, und von da nach meiner Vogelhütte. Ich nehme ein Buch mit, Dante oder Petrarca oder einen der Elegiker, wie Tibull, Ovid oder etwas der Art. Da lese ich nun ihre Liebesklagen, und ihre Liebschaften erinnern mich an meine eignen; mit solchen Gedanken vergnüge ich mich eine Zeitlang. Dann gehe ich ins Wirtshaus an der Landstraße. Ich unterhalte mich mit den Vorbeikommenden, frage nach Neuigkeiten aus ihrer Heimat, höre allerlei Geschichten und achte auf den verschiedenen Geschmack und die mancherlei Launen der Menschen. Unterdes ist es Zeit zum Mittagessen geworden, wo ich denn mit meinen Leutchen verzehre, was mein armes Gut und schmales Erbteil hergibt. Nach dem Essen gehe ich wieder ins Wirtshaus; dort treffe ich für gewöhnlich den Wirt, einen Fleischer, einen Müller

[1]) Batista Guiccardini war Statthalter in Prato, als die Spanier die Stadt plünderten (1512).

und zwei Ziegelbrenner. Mit diesen vertrödele ich den ganzen Tag; wir spielen Karten, würfeln, dann gibt es tausend Streitigkeiten, Zank und Geschimpfe; gewöhnlich spielen wir um einen Pfennig, und nichtsdestoweniger hört man uns schreien bis nach San Casciano. So verschimmele ich unter diesem Pöbel und lasse den Launen meines Schicksals freien Lauf. Mir ist's recht, daß es mich so mit Füßen tritt; ich will doch sehen, ob es sich nicht noch dessen schämt! Abends gehe ich heim und trete in mein Arbeitszimmer. An der Schwelle lege ich die schmutz- und kotbespritzten Bauernkleider ab und hülle mich in königliche und festliche Gewänder; so würdig angetan trete ich unter die Männer des Altertums. Freundlich von ihnen empfangen, nähre ich mich von der Speise, die allein die meine ist und für die ich geboren ward. Ich scheue mich nicht, mit ihnen zu sprechen und sie nach den Gründen ihres Handelns zu fragen, und sie in ihrer Leutseligkeit stehen mir Rede und Antwort. Vier Stunden lang empfinde ich keinen Verdruß, vergesse alle Beschwerden, fürchte nicht die Armut, ängstige mich nicht vor dem Tode: ich lebe ganz in ihnen. Und da Dante[1]) sagt, das sei kein Wissen, etwas verstanden zu haben, ohne es sich zu merken, so habe ich aufgezeichnet, was ich aus dem Umgang mit ihnen gewonnen habe, und eine kleine Schrift verfaßt: „De principatibus"; ich versenke mich darin, soweit es mir nur möglich ist, in diese Gedankenwelt und erörtere das Wesen der Herrschaft, ihre verschiedenen Arten, die Mittel zu ihrer Erwerbung und Behauptung, die Ursachen ihres Verlustes; und wenn Euch je eine meiner Grillen gefiel, so dürfte Euch diese nicht mißfallen. Einem Fürsten, und zumal einem neu zur Herrschaft gelangten, müßte sie willkommen sein; deshalb widme ich sie Seiner Durchlaucht Giuliano di Medici[2]). Filippo Casavecchio hat sie gesehen; er kann Euch von der Schrift selbst und von unsern Gesprächen darüber berichten, obwohl ich vorläufig noch dabei bin, sie zu erweitern und zu feilen.

Ihr möchtet, daß ich diese Lebensweise aufgebe und mit Euch die Eurige teile. Ich werde es gewiß tun. Aber vorläufig halten mich gewisse Geschäfte hier zurück, die ich binnen sechs Wochen erledigt haben werde. Auch beunruhigt mich, daß dort die Soderini[3]) sind, die ich, wenn ich nach Rom käme, besuchen müßte, und ich

[1]) Dante, Paradiso V, 41—42: „Ché non fa sciënza, Senza lo ritenere, aver inteso."

[2]) Bruder des Papstes Leo X., Sohn des Lorenzo Magnifico; gest. 1516. Nicht ihm, sondern seinem Neffen, Lorenzo, Herzog von Urbino, ist der „Principe" gewidmet.

[3]) Piero Soderini, der letzte Gonfaloniere der Republik Florenz, lebte seit Januar 1513 mit seiner Familie und seinem Bruder Francesco in Rom.

fürchte, ich würde dann bei der Heimkehr statt zu Hause im Bargello[1]) absteigen. Denn wenn die Herrschaft der Medici auch fest gegründet und sicher ist, so ist sie doch neu und daher argwöhnisch, und es gibt immer Schlauköpfe, die, um Paolo Bertini zu gleichen, andre die Zeche bezahlen lassen und mich in der Klemme lassen würden. Bitte, beruhigt mich über diesen Punkt, dann werde ich binnen der genannten Frist auf jeden Fall Euch aufsuchen.

Ich habe mit Filippo über mein Büchlein gesprochen, ob ich es dem Herzog widmen soll oder nicht, und wenn ja, ob ich es besser selbst bringe oder schicke. Wenn ich es Giuliano nicht widme, so fürchte ich, wird er es überhaupt nicht lesen, und dieser Ardinghelli[2]) wird den Lohn meiner Mühen einheimsen. Zu der Widmung trieb mich die Not, die mir im Nacken sitzt. Denn ich komme herunter, und es kann nicht lange so weitergehen, wenn ich nicht durch Armut ganz verächtlich werden soll. Und dann möchte ich gern, daß diese Medici mich in ihrem Dienst verwendeten, und wenn ich für den Anfang einen Felsen wälzen müßte. Wenn es mir dann nicht gelingt, sie für mich einzunehmen, würde ich mir leid tun. Und wenn sie diese Schrift läsen, würden sie merken, daß ich die fünfzehn Jahre, die ich dem Studium der Staatskunst gewidmet habe[3]), nicht verschlafen und verspielt habe, und jeder müßte froh sein, einen Mann in seinen Diensten zu haben, der auf Kosten andrer so reiche Erfahrungen gesammelt hat. An meiner Treue dürften sie nicht zweifeln, denn nachdem ich stets mein Wort gehalten habe, werde ich nicht jetzt anfangen, es zu brechen; wer 43 Jahre lang treu und redlich gewesen ist wie ich, der kann unmöglich seine Art ändern. Für meine Treue und Redlichkeit ist meine Armut der beste Beweis.

Es wäre mir lieb, wenn Ihr mir auch schriebt, was Ihr hierzu meint. Ich halte mich Euch empfohlen. Sis felix.

Am 10. Dezember 1513.

Niccolò Machiavegli in Florenz.

2.

Erlauchter Gesandter!

Ich bin gestern von meinem Gut zurückgekommen, und Euer Bruder Paolo hat mir Euren Brief vom 18. vorigen Monats übergeben, worin Ihr auf einen Brief von mir, ich weiß nicht mehr welchen Datums, antwortet. Ich habe zu meiner großen Freude

[1]) Justizpalast und Gefängnis in Florenz, heute Nationalmuseum.
[2]) Piero Ardinghelli, Sekretär des Papstes.
[3]) Im Dienst der florentinischen Republik, 1498—1512.

daraus ersehen, daß Fortuna Euch hold war und es dahin gebracht hat, daß Ihr mit Filippo und mit Brancaccio eine Seele in zwei Körpern geworden seid — oder besser zwei Seelen in einem Körper, um keine Ketzerei zu sagen. Wenn ich so ihre und Eure Geschichte von Anfang bis zu Ende überdenke, so würde ich sie wahrhaftig am liebsten in die Denkwürdigkeiten unsrer Zeit mit aufnehmen, wenn ich meinen Kram nicht verloren hätte. Ich meine, sie verdiente es so gut wie irgend etwas andres, was ich dies Jahr über erfahren habe, daß ich sie einem Fürsten erzählte.

Mir ist, als sähe ich den Brancaccio auf seinem Stuhle kauern, um so von unten her das Gesicht Konstanzens besser betrachten zu können, wie er sich abmüht, mit Worten und Zeichen, mit Gebärden und Lächeln, mit dem Spiel der Lippen und der Augen, und wie er mit allen Sinnen an den Worten, dem Atem, dem Blick, dem Duft, dem lieblichen Wesen und den weiblichen Lockungen Konstanzens hängt.

Ich wandte mich zur Rechten und sah Casa,
Der bei dem Jungen näher war dem Ziele,
Den Würd'gen spielend unter seiner Glatze.

Ich sah ihn vor mir, wie er gestikuliert und sich bald auf die linke, bald auf die rechte Seite stützt, wie er bisweilen den Kopf schüttelt zu den einsilbigen und schüchternen Antworten des Jungen. Ich sehe ihn, wie er im Gespräch mit ihm bald die Rolle des Vaters spielt, bald die des Lehrers und bald die des Verliebten; und der arme Junge weiß nicht, wohin der andre mit ihm hinaus will, und bald zittert er für seine Ehre, bald faßt er Vertrauen zu dem würdigen Wesen des Mannes, bald empfindet er Achtung vor seiner Anmut und seinem klugen Gesicht. Ich sehe Euch, Herr Gesandter, wie Ihr die Witwe und ihren Bruder vorhabt, dabei aber mit einem Auge, und zwar dem rechten, nach dem Jungen schielt, und mit dem andern nach dem Mädchen, und mit einem Ohr auf die Witwe hört und mit dem andern auf Casa und Brancaccio. Ihr antwortet ihnen mit allgemeinen Redensarten und auf ihre letzten Worte wie ein Echo; und schließlich brecht Ihr das Gespräch ab und lauft zum Kamin mit hurtigen, langen Schritten, ein wenig vornüber gebeugt. Bei Eurem Kommen springen Filippo, Brancaccio, der Junge, das Mädchen auf und Ihr sagt: Bleibt sitzen, laßt euch nicht stören, unterhaltet euch ruhig weiter! Und nach vielen etwas kleinbürgerlichen und umständlichen Komplimenten setzen sich alle wieder hin und fangen ein vergnügtes Gespräch an. Aber besonders gut kann ich mir Filippo vorstellen, wie Piero del Bene hinzukommt. Und wenn ich malen könnte, würde ich Euch ein Bild von ihm schicken,

denn so ein paar Bewegungen, die er an sich hat, ein gewisser Blick von der Seite und gewisse hochmütige Posen lassen sich nicht beschreiben. Ich sehe Euch bei Tisch, wie Ihr mit Brot und Gläsern, Tisch und Bänken hantiert, wie jeder vor Fröhlichkeit ordentlich überquillt und schließlich ein allgemeiner Freudenrausch alle erfaßt. Ich sehe schließlich Jupiter vor den Wagen gespannt, ich sehe Euch verliebt: und weil das Feuer nur mächtiger brennt, wenn es das grüne Holz ergreift, so ist die Flamme bei Euch um so größer, weil sie mehr Widerstand gefunden hat. Hier dürfte ich mit einer Gestalt des Terenz ausrufen: „O coelum, o terram, o maria Neptuni!" Ich sehe Euch mit Euch selbst im Streit: „Et quia non bene conveniunt, nec una in sede morantur maiestas et amor", möchtet Ihr bald Euch in einen Schwan verwandeln, um ihrem Schoß zu nahen, bald in Gold, damit sie Euch in der Tasche mit sich herumträgt, bald in dies, bald in jenes Tier, nur um nicht von ihr getrennt zu bleiben.

Damit Ihr nicht durch mein Beispiel Euch abschrecken laßt in Gedanken an das, was ich von Amors Pfeilen erduldet habe, muß ich Euch erzählen, wie ich mich dem Gott gegenüber verhalten habe. Wahrhaftig, ich habe ihn gewähren lassen, ich bin ihm gefolgt durch dick und dünn, über Stock und Stein, und habe gefunden, daß er so freundlicher zu mir war, als wenn ich ihn schlecht behandelt hätte. Fort also mit Sattel und Zügel, schließt die Augen und sagt: Dir befehl' ich mich, Amor, sei du mein Führer und Leiter; mein Glück sein dein Verdienst, mein Unglück deine Schuld; ich bin dein Sklave, du hast keinen Vorteil mehr davon, mich zugrunde zu richten, vielmehr Schaden, da du dein Eigentum zugrunde richtest. Und mit solchen und ähnlichen Reden, die einen Stein erweichen würden, könnt Ihr ihn barmherzig stimmen.

Also, mein Herr und Meister, seid guten Muts! Habt keine Furcht, seht Fortuna in die Augen, und was der Lauf der Gestirne, was Zeit und Menschen Euch bescheren, da greift zu und verlaßt Euch darauf, daß Ihr alle Fesseln zerreißen und alle Schwierigkeiten überwinden werdet. Und wenn Ihr der Dame ein Ständchen bringen wollt, so stelle ich mich Euch mit einem hübschen Liedchen zur Verfügung, um sie verliebt zu machen.

Soviel zur Antwort auf Euren Brief. Von hier habe ich nichts zu berichten als Prophezeiungen und Unheilsverkündungen; möge Gott sie zuschanden werden lassen, wenn sie erlogen sind, und zum Guten wenden, wenn sie zutreffen. Ich pendele, wenn ich in Florenz bin, zwischen Donatos Laden und der Riccia hin und her, und ich glaube, beide sind meiner überdrüssig geworden; der eine beklagt sich, ich störte ihn im Laden, und die andre, ich störte sie in der Wirtschaft. Doch spiele ich bei beiden eine Rolle als Rat=

geber, und bisher hat mir diese Stellung so weit geholfen, daß Donato mir erlaubt hat, mich an seinem Feuer zu wärmen, und die andre mir zuweilen ein Küßchen verstattet, wenn auch nur verstohlen. Ich glaube aber, diese Gunst wird nicht lange währen, denn ich habe beiden verschiedene Ratschläge erteilt und nie das Rechte getroffen, so daß heute die Riccia, indem sie so tat, als rede sie mit ihrer Magd, zu mir sagte: Diese Weisen, diese Weisen! Ich weiß nicht, wo sie eigentlich zu Hause sind; mir scheint, sie fassen alles verkehrt an.

Erlauchter Gesandter, Ihr seht, in welch verteufelter Lage ich mich befinde. Ich möchte doch die beiden mir gewogen erhalten und weiß meinerseits kein Mittel dazu. Wenn Euch, Filippo oder Brancaccio etwas einfiele, wäre es mir lieb, wenn Ihr es mir schriebet. Valete.

4. Februar 1513 (1514).

Niccolò Machiavelli in Florenz.

3.

Erlauchter Gesandter!

Ich habe Eure beiden Briefe auf meinem Gut erhalten, wo ich mich mit meinen Leuten aufhalte und wohin Donato sie mir im Auftrag Brancaccios sandte. Ich habe darauf geantwortet, was mir angebracht schien, über meine persönlichen Verhältnisse, über Eure Liebschaft und die andern Punkte. Aber als ich vor zwei Tagen nach Florenz ging, habe ich den Brief liegen lassen, und da es mir zuviel Mühe macht, ihn neu zu schreiben, werde ich ihn Euch ein andermal schicken. Für heute will ich Euch diesen Brief senden, damit Ihr wißt, daß Eure beiden heil angekommen sind, und will Euch kurz sagen, daß ich nicht nach Rom gekommen bin aus denselben Gründen, die Ihr mir jetzt auseinandersetzt und die ich schon vorher selbst eingesehen hatte.

Ich werde also weiter unter dem Pack bleiben, ohne daß sich jemand findet, der sich meiner Dienste erinnert oder glaubte, ich sei zu irgend etwas zu gebrauchen. Aber es kann unmöglich lange mit mir so weitergehen, denn ich komme herunter, und wenn Gott sich mir nicht gnädiger bezeigt, so sehe ich es kommen, daß ich eines Tages gezwungen sein werde, von Hause fortzugehen und mich als Schreiber eines Söldnergenerals zu verdingen, wenn ich nichts andres finde, oder mich in einem verlorenen Nest zu begraben, um den Kindern das Lesen beizubringen, und meine Familie hier zurückzulassen, daß sie mich als gestorben betrachtet. Sie wird ohnehin viel besser fahren ohne mich, denn ich falle ihr nur zur Last, weil ich gewohnt bin, Geld auszugeben, und es nicht fertigbringe, davon

zu lassen. Ich schreibe Euch das nicht etwa, weil ich möchte, daß Ihr Euch meinetwegen irgendwie bemüht oder Ungelegenheiten macht, sondern nur um mir Luft zu machen und Euch hinfort nichts mehr von diesen Dingen zu schreiben, die mir so widerwärtig sind wie nur möglich.

De Amore vestro, so erinnere ich mich, daß Amor die peinigt, die ihm die Flügel stutzen oder ihn binden wollen, wenn er ihnen in den Schoß fliegt. Denen reißt er Augen, Herz und Leber aus, weil er ein Kind ist und flatterhaft. Die aber, die sich über sein Kommen freuen und ihn hätscheln, ihn ziehen lassen, wenn er fort will, und ihn freundlich aufnehmen, wenn er zurückkehrt, die werden von ihm stets mit Ehren und Liebkosungen überhäuft und triumphieren unter seiner Herrschaft. Deshalb, Gevatter, versucht nicht einen zu lenken, der Flügel hat, und dem die Schwingen zu beschneiden, dem für eine verlorene Feder tausend neue wachsen — so wird's Euch wohl gehen!

10. Juni 1514. Niccolò Machiavelli.

4.

Ihr habt mich, lieber Gevatter, mit mehreren Nachrichten über Eure römische Liebschaft ganz fröhlich gestimmt und aus meinem Kopf alle verdrießlichen Gedanken verjagt, während ich von Euren Freuden und Eurem Kummer — denn beides gehört nun einmal zusammen — las und phantasierte. Und fürwahr, Fortuna hat mich in eine Lage versetzt, daß ich Euch Gleiches mit Gleichem vergelten könnte. Denn während meines Aufenthaltes auf meinem Landgut habe ich ein Geschöpf kennengelernt, so lieblich, fein und vornehm, von Natur und Bildung, daß all mein Preis und all meine Liebe doch immer weniger wäre, als sie verdient. Ich müßte Eurem Beispiel folgen und Euch den Anfang dieser Liebe erzählen, in welchen Netzen sie mich fing, wo sie ausgespannt, wie sie beschaffen waren; so würdet Ihr vernehmen, daß es goldene Netze waren, unter Blumen ausgespannt, von Venus geknüpft, so zart und lieblich, daß ein niedrig Gemüt wohl vermocht hätte, sie zu zerreißen, ich aber solches verschmähte und mir es eine Weile drin wohl sein ließ — bis die zarten Fäden hart geworden sind und mit unlöslichen Knoten festgeknüpft. Glaubt nicht, daß Amor gewöhnliche Mittel angewandt hat, mich zu fangen, denn die hätten nicht ausgereicht, da ich sie kenne. Vielmehr bediente er sich ungewöhnlicher Waffen, vor denen ich mich nicht hüten wollte noch konnte. Mag's Euch genügen, daß ich, den Fünfzigen nahe, mich weder durch meine Jahre stören, noch durch rauhe Wege ermüden, noch durch dunkle Nächte schrecken lasse. Alles scheint mir leicht, und

jeder Begierde, mag sie auch meiner eigentlichen Natur noch so fremd und zuwider sein, füge ich mich. Und obschon ich in arge Not geraten scheine, empfinde ich dabei doch solche Süßigkeit, teils ob des seltenen und lieblichen Anblicks, teils weil dadurch die Erinnerung an all mein Unglück verdrängt worden ist, daß ich um alles in der Welt nicht frei werden möchte, wenn ich auch könnte. So habe ich denn mich aller Gedanken an große und ernste Dinge entschlagen, es lockt mich nicht mehr, von den Ereignissen des Altertums zu lesen und die der Gegenwart zu erörtern. All das hat süßen Plauderstunden Platz gemacht, für die ich Venus und ganz Cypern Dank sage. Wenn Ihr mir also von Eurer Dame etwas zu berichten habt, so tut's, und von den andern Dingen redet mit denen, die mehr Wert darauf legen und mehr davon verstehen als ich, denn mir hat die Politik nichts als Schaden gebracht, die Liebe aber stets Freude und Genuß. Valete.

Aus Florenz, 3. August 1514.

Euer Niccolò Machiavelli.

5.

Ihr fragt mich, welchen Entschluß Seine Heiligkeit der Papst fassen muß, um der Kirche die Machtstellung zu erhalten, die sein Vorgänger ihr erworben hat, für den Fall, daß Frankreich im Bunde mit England und Venedig das Herzogtum Mailand um jeden Preis zurückerobern will, und andrerseits die Schweizer, Spanien und der Kaiser sich zur Verteidigung Mailands verbünden. Das ist in der Tat Eure wichtigste Frage, denn alle andern hängen von dieser ab, und wenn man sie richtig beantworten will, muß man zugleich die andern klarlegen. Ich glaube, daß in den letzten zwanzig Jahren kein Problem ernster gewesen ist, und ich wüßte unter den früheren Fragen keine, deren Verständnis so schwierig, deren Ausgang so ungewiß und deren Lösung so gefahrvoll gewesen wäre. Doch da Ihr mich dazu nötigt, will ich mich mit diesem Punkte befassen und ihn wenigstens nach bestem Wissen und Gewissen, wenn auch nicht erschöpfend, erörtern.

Wenn ein Fürst die Aussichten zweier Kämpfer kennen will, muß er zuerst die Kräfte und Fähigkeiten der beiden abwägen. In unserm Fall sind die Kräfte Frankreichs und Englands die Vorbereitungen, die beide im Hinblick auf diese Eroberungen unternehmen, um die Schweizer in Burgund mit 20 000 Mann anzugreifen, Mailand mit noch größerer Macht, und mit einem noch stärkeren Heer in Navarra einzufallen und dort Unruhe und Umsturz hervorzurufen; ferner die Ausrüstung einer großen Flotte zum Angriff auf Genua oder Neapel oder einen andern günstigen Punkt.

Zu diesen Vorbereitungen sind die beiden Könige imstande, und wenn sie siegen wollen, genötigt. Deshalb nehme ich sie als tatsächlich an. Obschon Ihr erst in Eurer letzten Frage davon ausgeht — was auch wohl denkbar wäre —, daß sich England von Frankreich trennen könnte aus Mißvergnügen über dessen Machtgewinn in Italien, will ich diesen Punkt doch schon jetzt erörtern; denn wenn England sich von Frankreich trennte, wäre die ganze Frage erledigt. Ich glaube, daß der Grund für Englands enge Verbindung mit Frankreich der Wunsch war, sich an Spanien für die im Krieg gegen Frankreich erlittene Unbill[1]) zu rächen. Dieser Haß gegen Spanien ist verständlich, und ich wüßte nicht, was ihn so schnell besänftigen und der auf verwandtschaftlichen Beziehungen[2]) beruhenden Freundschaft der Könige von England und Frankreich ein Ende machen könnte. Die alte Feindschaft zwischen Engländern und Franzosen, mit der viele rechnen, schlage ich nicht hoch an; denn die Völker wollen wie die Könige, und nicht die Könige wie die Völker. Daß England die Macht Frankreichs in Italien nicht gern sähe, könnte seine Ursache in Neid oder Furcht haben; der Neid wäre verständlich, wenn der König von England seinerseits keine Gelegenheit hätte, sich hervorzutun und müßig bleiben müßte. Da er aber in Spanien Ruhm ernten kann, kommt Neid nicht in Frage. Was die Furcht anbetrifft, so ist zu bedenken, daß oft Landgewinn nicht Machtzuwachs bedeutet, und wenn Ihr es recht erwägt, so werdet Ihr finden, daß für den König von Frankreich Eroberungen in Italien in seinem Verhältnis zu England ein Landgewinn ohne Machtzuwachs wären. Denn das Heer, womit er die Insel angreifen könnte, wäre ohne die italienischen Besitzungen ebenso groß wie mit ihnen. Andrerseits ist die Gefahr, im Rücken angegriffen zu werden, für Frankreich größer, wenn es Mailand besitzt, weil dies Land unzuverlässig ist und die Schweizer nicht so geschwächt sind, daß sie nicht durch Geld zu einem Angriff zu bewegen wären. Und diesmal würden sie, da sie sich von Frankreich beleidigt glauben, ernsthaftere Feinde sein als das letztemal. Da ferner, während Frankreich Mailand erobert, England möglicherweise in Kastilien Erfolge erzielen könnte, so könnte es durch diese Eroberungen Frankreich gefährlicher werden, als Frankreich ihm durch die Eroberung Mailands. Deshalb sehe ich keinen Grund, warum England zu Beginn des Krieges sich von Frankreich trennen sollte, und bleibe dabei,

---

[1]) Ferdinand der Katholische hatte das mit Heinrich VIII. am 5. April 1513 in Mecheln geschlossene Bündnis gegen Frankreich gebrochen, indem er mit Ludwig XII. einen einjährigen Waffenstillstand abschloß.

[2]) Am 9. Oktober 1514 hatte sich Ludwig XII. mit Maria, der Schwester Heinrichs VIII. von England, vermählt.

daß die genannten Rüstungen notwendig und möglich sind. Es bleiben noch die Venezianer, die für die beiden Könige dieselbe Bedeutung haben, wie Mailands Streitkräfte für die andre Partei. Sie scheinen mir schwach und wenig zahlreich, sodaß sie von der Hälfte der in der Lombardei befindlichen Truppen in Schach gehalten werden könnten. Betrachten wir nun die Verteidiger Mailands, so finde ich die Schweizer fähig, zwei Heere zusammenzubringen, sodaß sie mit den Franzosen, die nach Burgund einrücken, wie mit denen, die gegen Italien ziehen, kämpfen könnten; denn wenn sich bei diesem Anlaß alle Schweizer verbünden und die Graubündner und Walliser mit den Eidgenossen gemeinsame Sache machen, können sie mehr als 20 000 Mann aufbringen. Was den Kaiser anbetrifft, so weiß ich nicht, was er überhaupt je ausgerichtet hat, und will deshalb nicht erörtern, was er jetzt ausrichten könnte. Aber Spanien, der Kaiser, Mailand und Genua können zusammengerechnet meiner Ansicht nach nicht mehr als 15 000 Mann aufbringen. Zur See können Genua und Spanien zusammen, wenn es ihnen nicht an Geld fehlt, wohl eine Flotte ausrüsten, um die der Gegner eine Zeitlang hinzuhalten. Das ist meine Ansicht über die Kräfte der beiden Parteien.

Wollen wir nun wissen, auf welcher Seite der Sieg sein könnte, so bin ich der Meinung, daß die Könige von Frankreich und England dank ihren Geldmitteln die Heere lange Zeit beieinander halten können, während die andern wegen ihrer Armut das nicht vermögen. Erwägt man daher die Streitkräfte, die Verhältnisse und die Geldmittel beider Parteien, so läßt sich meines Erachtens sagen, daß, im Fall es sogleich zur Schlacht kommt, der Sieg auf seiten der italienischen Partei sein wird. Falls sich jedoch der Krieg in die Länge zieht, wird sich der Sieg der andern Partei zuwenden. Man sagt — und das scheint einleuchtend —, daß die Schweizer im Bewußtsein dieser Schwierigkeit und in dem Wunsch, schnell eine Schlacht herbeizuführen, die französischen Truppen im Savoyischen Gebirge angreifen wollen, damit sie entweder den Übergang durch Kampf erzwingen müssen oder, wenn sie den Kampf vermeiden, wegen der Enge der Pässe und des Mangels an Lebensmitteln umkehren müssen. Um die Durchführbarkeit dieses Planes beurteilen zu können, müßte man das Gelände kennen und kriegserfahren sein. Doch will ich so viel sagen, daß ich in der alten Geschichte nie einen Heerführer gefunden habe, der mit Erfolg die Pässe behauptet hat, wohl aber viele, die sie preisgegeben und den Feind im freien Felde erwartet haben, wo sie glaubten, sich besser und mit mehr Ordnung verteidigen und das Kriegsglück versuchen zu können. Obwohl ich manche Gründe zur Erklärung dieser Tatsache anführen könnte,

will ich sie doch übergehen, da ihre Erörterung in unserm Zusammenhang nicht erforderlich ist.

Alles wohl erwogen, sehe ich daher für die italienische Partei nur die eine Hoffnung, schnell eine Schlacht herbeizuführen, die obendrein verlorengehen könnte. Frankreich dagegen kann die Schlacht gleichfalls gewinnen und, wenn es den Krieg in die Länge zieht, ihn unmöglich verlieren. Die italienische Partei erscheint u. a. im Verlauf des Krieges von zwei offenbaren Gefahren bedroht. Die eine besteht darin, daß die Franzosen mit ihrer Flotte durch Gewalt oder Vertrag im Gebiet von Genua oder Toscana landen könnten. Sobald sie dort wären, würde die ganze Lombardei ihnen zufallen, und viele andre würden sich teils aus Furcht, teils aus Mißvergnügen zu ihnen schlagen, sodaß die Franzosen dank dieser freundlichen Aufnahme das Weitere ruhig abwarten und die Schweizer durch ein beliebig langes Hinziehen des Krieges erschöpfen könnten. Die andre Gefahr sehe ich darin, daß die Kantone an der burgundischen Grenze, welche die ganze Last der dort sich abspielenden Kämpfe zu tragen haben werden, wenn sie sehen, daß der Krieg kein Ende nimmt, die andern zwingen, mit Frankreich Frieden zu schließen. In dieser Befürchtung bestärkt mich das Beispiel des Herzogs Karl von Burgund, der sie durch Kriegs- und Plünderungszüge derart erschöpft hat, daß sie sich ihm auf Gnade und Ungnade unterwarfen; und er hätte sie gänzlich vernichtet, wenn er sich nicht plötzlich in die Notwendigkeit versetzt hätte, eine Schlacht zu liefern. Wenn man jedoch hofft oder fürchtet, die Schweizer würden treulos abfallen, sich mit den Königen verständigen und die andern preisgeben, so teile ich diese Besorgnis nicht, weil sie diesmal für ihren Ruhm kämpfen, und wenn nicht einer der beiden genannten Fälle eintritt und sie dadurch in eine Zwangslage geraten, so glaube ich, daß sie im Kriege treu bleiben werden.

Wenn also Seine Heiligkeit der Papst gezwungen ist, Partei zu ergreifen und sich auf seiten der Verteidiger Mailands schlägt, so scheint mir der Sieg zweifelhaft aus den oben angegebenen Gründen, wozu noch kommt, daß sein Beitritt ihnen nicht den Erfolg verbürgt und — wenn er auch für die Franzosen nachteilig ist und ihr Ansehen schmälert — doch den andern nicht genug Kräfte zuführt, daß sie sich gegen die Franzosen behaupten können. Denn da der König von Frankreich eine große Flotte auf See hat und auch die Venezianer ein paar Schiffe ausrüsten können, hätte der Papst so viel mit der Verteidigung seiner Küsten an der Adria und am Mittelmeer zu tun, daß seine und Eure Truppen kaum für diese Aufgabe genügen würden. Immerhin entgeht Seine Heiligkeit vielleicht dadurch einer augenblicklichen Gefahr, für den Fall, daß

die andern sonst versuchen würden, sich seiner zu versichern, und gewinnt obendrein einen augenblicklichen Vorteil, indem er für den Augenblick die Seinen zu Ehren bringen kann. Wenn der Papst die Partei der Franzosen ergreift und dabei so vorsichtig verfährt, daß er ohne Gefahr ihr Eintreffen abwarten kann, so halte ich den Sieg für sicher; denn die Franzosen können mit Hilfe der Flotte ein starkes Heer nach Toscana senden und es mit den päpstlichen Streitkräften vereinigen und sodann in der Lombardei mit Hilfe der Truppen, die die Venezianer dort haben, einen solchen Aufstand erregen, daß die Schweizer und Spanier nicht imstande wären, sich gegen zwei verschiedene Angriffe aus verschiedenen Richtungen zu behaupten und sich obendrein gegen den Aufstand der Bevölkerung, der sofort einsetzen müßte, zu verteidigen. Infolgedessen wüßte ich nicht, was dem König von Frankreich den Sieg entreißen könnte.

Ihr wünscht ferner zu wissen, ob die Verbindung mit Frankreich oder die mit den Schweizern weniger drückend für den Papst wäre, wenn diese oder jene Partei im Bunde mit ihm siegte. Darauf ist meine Antwort, daß ich glaube, die Schweizer und ihre Verbündeten und Freunde werden dem Papst für jetzt ihr Wort halten und die versprochenen Staaten ausliefern. Andrerseits aber wäre er dem Übermut des Siegers preisgegeben; und da die eigentlichen Sieger die Schweizer sein würden, müßte er sich ihre Kränkungen gefallen lassen. Diese würden von zweierlei Art sein: einmal würden sie ihm Geld abpressen und ferner Bundesgenossen abspenstig machen; denn das Geld, das die Schweizer jetzt für die Dauer des Krieges nicht haben zu wollen erklären, werden sie nach seiner Beendigung auf jeden Fall haben wollen. Und zwar werden sie mit dieser Geldforderung gleich herausrücken, die sehr weitgehend sein wird und die man ihnen, da sie billig scheint, und weil man fürchten wird, sie im ersten Siegesrausch zu reizen, nicht verweigern wird. Ferner glaube ich, ja ich bin dessen gewiß, daß der Herzog von Ferrara, die Luccheser und andre sich beeilen werden, bei ihnen Schutz zu suchen. Üben sie aber erst einmal über einen Staat die Schutzhoheit aus — actum erit de libertate Italiae. Denn sie werden alle Tage unter tausend Vorwänden brandschatzen, plündern und Regierungen stürzen, und was sie heute noch nicht für möglich halten, werden sie tun, sobald sie die Zeit dafür gekommen glauben. Man verlasse sich doch nicht darauf, daß sie an dergleichen nicht dächten; denn sie werden notwendig daran denken. Und selbst wenn sie nicht daran dächten, werden ihnen solche Gedanken kommen zufolge dem Naturgesetz, daß eine Eroberung und ein Sieg Durst nach weiteren erweckt. Man darf sich nicht wundern, daß sie sich

Mailand nicht offen angeeignet und ihre Kräfte nicht überspannt haben; denn wie ihre innere Politik, so weicht auch ihre äußere von der aller andern ab und findet ihr Gegenstück in der ganzen Geschichte des Altertums. Wenn sie bisher Bundesgenossen gesucht haben, so werden sie sich in Zukunft Schutzbefohlene und Tributpflichtige schaffen; es wird ihnen nichts daran gelegen sein, im einzelnen die Herrschaft über sie auszuüben, sondern sie werden sich damit begnügen, daß jene für sie ins Feld ziehen und ihnen einen jährlichen Tribut zahlen. Diesen Zustand werden sie durch das Ansehen ihrer heimischen Heere und durch die Bestrafung derer, die sich dagegen auflehnen, aufrechterhalten. Auf diese Weise wird es, wenn sie im bevorstehenden Kriege siegen, bald dahin kommen, daß sie Euch, dem Papst und jedem andern italienischen Fürsten Gesetze vorschreiben. Und wenn Ihr seht, daß sie über einen Staat die Schutzherrschaft übernehmen, sciate quia prope est aestas. Wollt Ihr aber einwenden: Das werden wir zu verhindern wissen, indem wir uns gegen sie verbünden, so wißt, daß das ein zweiter Irrtum und eine Selbsttäuschung wäre; denn eine Vereinigung von vielen gegen einen kommt schwer zustande, und wenn sie zustande gekommen ist, bleibt sie schwerlich von Dauer. Ich nenne Euch als Beispiel den König von Frankreich, gegen den sich eine allgemeine Verschwörung gebildet hat. Aber auf einmal schloß Spanien einen Waffenstillstand[1]), die Venezianer verbündeten sich mit ihm[2]), die Schweizer führten den Krieg nur noch lau, der Kaiser ließ sich überhaupt nicht mehr blicken, und der König von England verschwägerte sich gar mit ihm. Hat nämlich der, gegen den sich die Koalition richtet, so viel Widerstandskraft, daß er nicht gleich überrannt wird, wie es den Venezianern geschah[3]), so wird er stets in den auseinandergehenden Interessen die Mittel zu seiner Rettung finden, wie dies Frankreich gelang und den Venezianern gelungen wäre, wenn sie den Krieg nur zwei Monate hätten durchhalten können; aber ihre Schwäche gestattete ihnen nicht, die Uneinigkeit abzuwarten. Den Schweizern hingegen wird es nicht so gehen, sondern sie werden stets Frankreich, dem Kaiser, Spanien oder den italienischen Staaten gegenüber Mittel finden, entweder ein Bündnis zwischen allen zu hintertreiben oder, wenn es zustande kommt, zu sprengen. Ich weiß, daß viele über diese Prophezeiung spotten werden, aber ich glaube so fest an sie, daß ich hoffe, wenn die Schweizer diesmal standhalten und wir beide noch sechs Jahre leben, Euch daran erinnern zu können.

---

[1]) Vertrag von Orthez, 1. April 1513.
[2]) 23. März 1513.
[3]) Im Kampf gegen die Liga von Cambrai, 1509.

Wenn Ihr also von mir wissen wollt, was der Papst von den Schweizern zu besorgen hat, wenn sie siegen und er ihnen verbündet ist, so fasse ich es dahin zusammen, daß er sogleich Brandschatzungen zu fürchten hat und für eine nahe Zukunft seine und ganz Italiens Knechtschaft sine spe redemptionis, da sie eine Republik sind und über ein Heer verfügen, wie kein andrer Fürst oder Machthaber. Aber wenn Seine Heiligkeit mit Frankreich verbündet wäre und siegte, so glaube ich, daß dieses die Bedingungen gleichfalls einhalten würde, vorausgesetzt, daß sie angemessen sind und nicht derart, daß vor allzu großer Begierde der Papst zuviel verlangt und der König zuviel zugestanden hätte. Ich glaube ferner, Frankreich würde nicht den Papst, sondern Euch brandschatzen und jenen schonen mit Rücksicht auf den englischen Bundesgenossen, auf die Schweizer, die nicht gänzlich vernichtet sein würden, und auf den König von Spanien, mit dem man — wenn er auch aus Neapel vertrieben wäre —, solange er lebte, doch stets rechnen müßte. Daher müßte Frankreich vernünftigerweise an dem Ansehen und der Freundschaft des Papstes gelegen sein und ebenso den Venezianern. Alles in allem scheint mir der Papst, wer auch den Sieg davontragen möge, vom guten Willen andrer abhängig zu sein, und ich halte es daher für besser, daß er sich in Abhängigkeit begibt von denen, die maßvoller sein werden und die er von früher her kennt, statt von denen, die er nicht recht kennt und von denen er daher noch nicht weiß, was sie im Schilde führen.

Wenn die Partei, der Seine Heiligkeit sich anschließt, verliert, so droht ihm meines Erachtens äußerste Bedrängnis, Flucht, Verbannung und was ein Papst nur irgend fürchten kann. Deshalb muß, wer gezwungen ist, zwischen zwei Parteien zu wählen, unter anderm erwägen, welche Folgen das Unglück der einen oder der andern Partei für ihn haben würde, und stets, falls die Aussichten im übrigen gleich sind, die Partei ergreifen, bei der sein Schicksal im Fall eines unglücklichen Ausganges weniger hart wäre. Ohne Zweifel wäre für den Papst die Niederlage auf seiten Frankreichs weniger hart als auf seiten der andern; denn wenn Seine Heiligkeit mit Frankreich verbündet ist und unterliegt, so bleibt ihm dieses Land, das einem Papst eine ehrenvolle Stätte bereiten kann; es bleibt ihm die Hoffnung, daß sein Los dank der Macht dieses Staates sich auf alle mögliche Weise wieder bessern kann; er kann an einem Ort bleiben, wo viele Päpste vor ihm residiert haben. Wenn er dagegen mit den andern verbündet ist und unterliegt, so muß er nach der Schweiz gehen, um Hungers zu sterben, nach Deutschland, um sich verhöhnen, oder nach Spanien, um sich ausplündern zu lassen. Zwischen den Nachteilen, welche das Unglück der einen oder der

andern Partei für ihn im Gefolge haben würde, besteht also keinerlei Verhältnis.

Die Neutralität ist, glaube ich, noch nie jemand von Vorteil gewesen, wenn er sich in der Lage befindet, daß er schwächer ist als jeder der Kriegführenden und seine Staaten unter den ihren verstreut liegen. Ich muß vorausschicken, daß nichts für einen Fürsten notwendiger ist, als sich seinen Untertanen, Freunden und Nachbarn gegenüber so zu verhalten, daß er nicht verhaßt oder verächtlich wird, und wenn er eines nicht vermeiden kann, so lasse er sich den Haß nicht anfechten; aber er hüte sich vor Verachtung. Papst Julius II. fragte nie etwas danach, ob man ihn haßte, wenn man ihn nur fürchtete oder achtete, und dank der Furcht, die er einflößte, konnte er in der Welt das Unterste zu oberst kehren und die Kirche zu ihrer jetzigen Macht erheben. Laßt Euch nun gesagt sein, daß den, welcher neutral bleibt, der Haß des Besiegten und die Verachtung des Siegers treffen muß. Ist es aber mit einem Fürsten so weit gekommen, daß man nicht mehr mit ihm rechnet und ihn als einen wertlosen Freund und einen ungefährlichen Feind betrachtet, so ist zu befürchten, daß man ihm jede Unbill zufügt und in jeder Weise auf seinen Untergang sinnt. An Rechtsgründen fehlt es dem Sieger nie, denn da die Besitzungen des Neutralen zwischen denen der Kriegführenden eingekeilt sind, muß er seine Häfen bald der einen, bald der andern Partei öffnen, ihre Truppen aufnehmen, beherbergen und verpflegen, und jeder wird sich verraten glauben, und es wird zuerst zu Zwischenfällen und im Gefolge davon zu Streitigkeiten kommen. Und wenn sie sich auch im Verlaufe des Krieges vermeiden ließen, was nicht möglich ist, so entstehen sie nach dem Siege; denn die Schwächeren, die Dich fürchten, fallen sofort dem Sieger zu und geben ihm Gelegenheit zum Vorgehen gegen Dich. Wollte mir jedoch jemand einwenden: „Zugegeben; aber wir könnten das eine verlieren und dafür das andre behaupten“, so erwidere ich darauf, daß es besser ist, alles in Ehren, als einen Teil in Schanden zu verlieren. Auch kann man nicht einen Teil verlieren, ohne daß das Ganze geschädigt wird. Bedenkt man nun, wie zahlreich die Besitzungen Seiner Heiligkeit sind, wo sie liegen, welche schwächeren Staaten von ihnen umschlossen werden und wie sich die kriegführenden Parteien zusammensetzen, so wird man zugeben müssen, daß Seine Heiligkeit der Papst zu den Fürsten gehört, für die eine Neutralität gänzlich unmöglich ist, und daß er, wenn er sich dazu entschließt, die Sieger wie die Besiegten zu Feinden haben wird, die beide versuchen werden, ihm zu schaden, die einen aus Rachsucht, die andern aus Eroberungslust.

Ihr fragt mich weiterhin für den Fall, daß der Papst sich mit

den Schweizern, dem Kaiser und Spanien verbündet, ob Spanien und der Kaiser ihren Vorteil darin finden könnten, ihn zu verraten und sich Frankreich anzuschließen. Ich halte eine Verständigung zwischen Spanien und Frankreich für unmöglich, es sei denn, daß England darein willigt. England aber könnte ein Bündnis mit Spanien nur gegen Frankreich schließen, weswegen dieses nicht daran denken kann. Denn der junge und kriegslustige König von England könnte seine Waffen nur gegen Spanien oder gegen Frankreich kehren. Und wie der Frieden mit Frankreich den Krieg mit Spanien bedeutet, so würde der Frieden mit Spanien den Krieg mit Frankreich zur Folge haben. Der König von Frankreich wird also, um nicht die Freundschaft Englands zu verlieren, um nicht einen solchen Krieg heraufzubeschwören, und da er tausend Gründe hat, Spanien zu hassen, keinerlei Friedensvorschlägen sein Ohr leihen. Denn wenn Frankreich Frieden schließen wollte oder könnte, so wäre das schon geschehen, da der König von Spanien gewiß oft genug eine Verständigung auf Kosten andrer angeboten hat. Soweit es sich um Spanien handelt, hätte der Papst also meines Erachtens allen Grund zur Besorgnis. Soweit es sich aber um Frankreich handelt, kann er ruhig sein. Vom Kaiser muß man bei seinem Wankelmut und seiner Unzuverlässigkeit stets plötzliche Schwenkungen befürchten, ob sie ihm nun Vorteil bringen oder nicht, da sein ganzes Leben eine Kette solcher Sinnesänderungen darstellt. Wenn die Venezianer sich der italienischen Partei anschließen, so wäre dies von großer Bedeutung, nicht so sehr wegen der Verstärkung durch ihre Streitkräfte, als weil Italien dann geschlossener Frankreich gegenüberstünde. Träte dann auch noch der Papst diesem Bunde bei, so würden die Franzosen nur mit den größten Schwierigkeiten in Italien eindringen und sich festsetzen können. Aber ich glaube nicht, daß die Venezianer sich dazu entschließen werden, denn sie werden von Frankreich vorteilhaftere Bedingungen erhalten haben, als die andern ihnen gewähren würden; und nachdem sie ihr Schicksal an Frankreich gekettet haben, als dieses fast vernichtet war, erscheint es nicht glaubhaft, daß sie es jetzt im Stich lassen werden, wo sein Stern im Steigen ist. Ich fürchte, es ist alles nur Gerede, wie so oft bei ihnen.

Doch kommen wir zum Schluß dieser Erörterung: da die Aussichten für den Sieg auf seiten Frankreichs größer sind als auf seiten der andern, da der Beitritt des Papstes für Frankreich den sicheren Sieg bedeutet, nicht aber für die andern, da Frankreich als Bundesgenosse im Falle eines Sieges weniger furchtbar und leichter zu ertragen ist als die andern, und eine Niederlage im Bunde mit Frankreich nicht so hart ist wie im Bunde mit den andern, da end-

lich eine Neutralität ohne Gefahr für die Sicherheit unmöglich ist, so geht mein Endurteil dahin, daß Seine Heiligkeit der Papst entweder sich Frankreich anschließen muß oder der Gegenpartei, wenn ihr auch die Venezianer beitreten; sonst jedoch nicht.

20. Dezember 1514.

6.

Erlauchter Gesandter!

Da Ihr nun einmal meine schwache Seite berührt habt, so beschwert Euch nicht, wenn ich Euch durch mein Schreiben ermüde, sondern sagt: Ich bin schuld daran und muß den Schaden tragen. Ich fürchte, Ihr werdet finden, daß ich in der Antwort auf Eure Fragen über den Punkt der Neutralität zu schnell hinweggegangen bin und desgleichen über die Stelle, wo ich zu erörtern hatte, was vom Sieger zu befürchten sei, wenn die Partei, der der Papst sich anschlösse, verlieren würde. Denn bei beiden Fragen war vieles in Betracht zu ziehen. Deshalb habe ich mich hingesetzt, um Euch noch einmal über denselben Gegenstand zu schreiben.

Die Neutralität, die von vielen empfohlen wird, kann mir keineswegs gefallen; denn ich erinnere mich nicht, je erlebt oder gelesen zu haben, daß sie von Vorteil war; vielmehr ist sie stets höchst verderblich gewesen, weil sie sicheren Verlust bedeutet. Und obschon Ihr die Gründe hierfür besser versteht als ich, will ich sie Euch doch ins Gedächtnis zurückrufen.

Ihr wißt, daß die vornehmste Aufgabe eines jeden Fürsten ist, sich vor Haß und Verachtung zu hüten: Fugere in effectu contemptum et odium. So oft einem Fürsten das gelingt, wird ihm alles andre glatt vonstatten gehen. Diese Regel muß er sowohl den Bundesgenossen als den Untertanen gegenüber beachten, und so oft ein Fürst non fugit saltem contemptum, ist er erledigt. Mir scheint nun, daß der Versuch, zwischen zwei Kriegführenden die Neutralität zu bewahren, nichts andres heißt, als sich absichtlich verhaßt und verächtlich zu machen; denn unter den Kriegführenden wird immer einer überzeugt sein, daß Du wegen der guten Dienste, die er Dir erwiesen hat, oder wegen der alten Freundschaft, die euch verbindet, verpflichtet bist, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, und wenn Du Dich ihm nicht anschließt, wird er Dich mit seinem Haß verfolgen. Der Gegner andrerseits wird Dich verachten, weil er Dich zaghaft und unentschlossen findet, und so gerätst Du sogleich in den Ruf, daß Deine Freundschaft wertlos und Deine Feindschaft nicht gefährlich ist, und der Sieger wird Dich ohne Scheu vergewaltigen. Livius spricht diese Ansicht in zwei Worten aus, wenn er den Titus Flaminius zu den Achäern, denen Antiochus

die Neutralität empfohlen hatte, sagen läßt: nihil magis alienum rebus vestris est; sine gratia, sine dignitate praemium victoris eritis.

Es ist unausbleiblich, daß sich im Verlaufe des Krieges unzählige Zwischenfälle ereignen, die Dir den Haß beider Parteien zuziehen. Denn meistens hat der Dritte viele Möglichkeiten, die eine oder andre Partei zu fördern oder zu hindern. Stets wirst Du kurze Zeit, nachdem der Krieg im Gange ist, genötigt sein, die Erklärung, die Du offen und als Du Dank dafür beanspruchen konntest, nicht abgeben wolltest, jetzt heimlich abzugeben und ohne Dank dafür zu ernten. Und wenn Du es auch nicht tust, glaubt doch jeder der Kriegführenden, daß Du es getan hast. Und selbst wenn das Glück dem Neutralen so günstig wäre, daß er im Verlaufe des Krieges keinem der Kriegführenden einen gerechten Anlaß zur Feindschaft gibt, so wird dies doch nach Beendigung des Krieges der Fall sein, weil alle die, welche von dem Neutralen geschädigt worden sind, und alle, die ihn fürchten, sich unter den Schutz des Siegers stellen und ihm einen Vorwand zu Feindseligkeiten gegen ihn liefern. Wollte man mir entgegenhalten, daß der Papst wegen der Ehrfurcht, die man seiner Person entgegenbringt, und wegen des Ansehens der Kirche sich in einer andern Lage befindet und stets eine Zuflucht finden wird, so möchte ich darauf erwidern, daß dieser Einwand einige Beachtung verdient und daß man damit bis zu einem gewissen Grade rechnen kann. Doch darf man sich nicht darauf verlassen; vielmehr glaube ich, daß man, um sich richtig zu entschließen, nicht daran denken darf, damit eine solche Hoffnung nicht auf den falschen Weg führt. Denn ich bin der Ansicht, daß alles, was geschehen ist, auch wieder geschehen kann, und ich weiß, daß Päpste Flucht, Verbannung, Verfolgung und äußerste Drangsal erduldet haben wie die weltlichen Herren, und zwar in Zeiten, wo das geistliche Ansehen der Kirche größer war als heutzutage.

Wenn Seine Heiligkeit der Papst bedenkt, wo seine Besitzungen liegen, wer die Kriegführenden sind und wer die sind, die beim Sieger Zuflucht suchen können, so glaube ich, daß Seine Heiligkeit sich nicht auf die Neutralität verlassen kann und zu der Ansicht kommen wird, daß es für sie vorteilhafter ist, auf alle Fälle Partei zu ergreifen. Weiter habe ich zur Ergänzung meiner früheren Ausführungen über die Neutralität nichts zu sagen, da im obigen alles enthalten ist.

Ich glaube, es wird Euch nach meinem vorigen Briefe scheinen, als neigte ich auf die Seite Frankreichs, und wer ihn liest, könnte denken, daß ich mich von meinen Sympathien bestimmen lasse. Das täte mir leid, denn ich habe es mir immer angelegen sein lassen, mir gerade in solchen Fragen ein unbestechliches Urteil zu wahren

und mich nicht durch eitlen Eifer verführen zu lassen, wie viele andre. Wenn ich also mehr nach der Seite Frankreichs neige, so glaube ich mich dabei nicht in einer Selbsttäuschung zu befinden. Doch will ich Euch meine Beweggründe noch einmal auseinandersetzen — gleichsam als Epilog zu meinem vorigen Briefe.

Wenn man bei einem Krieg zwischen zwei Mächten den voraussichtlichen Sieger bestimmen will, muß man nicht nur die beiderseitigen Kräfte abwägen, sondern auch in Betracht ziehen, wieviel Möglichkeiten des Sieges für jede Partei bestehen. Meiner Ansicht nach hat die italienische Partei nur eine einzige, nämlich die, sofort eine Schlacht herbeizuführen. Auf seiten Frankreichs aber sehe ich all die andern Möglichkeiten, die ich Euch ausführlich auseinandergesetzt habe. Das ist der eine Grund, weshalb ich zu Frankreich mehr Vertrauen habe als zu den andern. Wenn ich ferner sehe, daß ich durch meinen Beitritt der einen Partei den sicheren Sieg verschaffe, nicht aber der andern, so bin ich der Meinung, daß man sich stets der Partei anschließen muß, der der Sieg gewiß ist — einerlei, welche Verpflichtungen, Interessen, Besorgnisse dagegen sprechen und was einem etwa sonst noch an ihr nicht behagt. Ich glaube nun, daß der Sieg, falls der Papst sich Frankreich anschließt, entschieden ist, falls er sich jedoch den andern anschließt, noch sehr umstritten sein wird aus den im vorigen Briefe auseinandergesetzten Gründen. Ferner vermeiden alle weisen Leute, wenn es irgend angeht, alles aufs Spiel zu setzen, und indem sie mit dem Schlimmsten rechnen, erwägen sie, wo im Falle eines schlechten Ausgangs das Unheil geringer ist. Da das menschliche Los stets ungewiß bleibt, verbünden sie sich am liebsten mit der Partei, deren Los auch im schlimmsten Falle weniger bitter ist.

Seine Heiligkeit der Papst hat zwei Residenzen, die eine in Italien, die andre in Frankreich. Wenn er sich mit Frankreich verbündet, setzt er nur eine aufs Spiel, verbündet er sich aber mit den andern, alle beide. Wenn er Frankreichs Feind ist und dieses siegt, so muß er sein Los an das der andern ketten und nach der Schweiz gehen, um Hungers zu sterben, oder nach Deutschland, um ein trostloses Leben zu führen, oder nach Spanien, um sich ausplündern und verraten zu lassen. Wenn er sich mit Frankreich verbündet und verliert, so bleibt ihm Frankreich, er bleibt im eignen Hause, in einem ihm ergebenen Königreich, das ein Papsttum wohl aufwiegt, und der Freund eines Fürsten, dessen Lage sich sowohl durch Vertrag als durch Krieg auf tausenderlei Weise wieder zum Besseren wenden kann.

Valete! Und ich empfehle mich Euch tausendmal!

20. Dezember 1514. Niccolò Machiavegli, in Florenz.

7.

Viel Pfeile hatte Amor schon entsandt,
Um mir das Herz im Busen zu verletzen,
Denn diesem Schelm bereitet stets Ergetzen
Ein armes Herz, in Liebesqual entbrannt.

Und ob gleich ihrer Schärfe kein Demant
Genügend Härte konnt' entgegensetzen —
Ich durfte ihre Macht geringe schätzen,
Siegreich hielt meine Brust dem Ansturm stand.

Doch Amor, den mein Trotz gar sehr verdroß,
Gewillt, mir seine Stärke zu beweisen,
Wählt neu sich Köcher, Bogen und Geschoß,
Und schnellt' mit solcher Kraft das spitze Eisen,
Daß rot mein Blut aus tiefer Wunde floß.
Nun muß besiegt ich seine Allmacht preisen.

Ich wüßte auf Euren letzten Brief voll Liebesbrunst keine passendere Antwort als obiges Sonett, aus dem Ihr sehen könnt, wieviel Fleiß der Spitzbube Amor darauf verwandt hat, mich in Ketten zu legen. Und seine Ketten sind so stark, daß ich alle Hoffnung auf Befreiung aufgegeben habe. Ich kann auch gar nicht nachsinnen, wie ich die Fesseln abwerfen könnte. Und selbst wenn das Schicksal oder menschliche List mir ein Mittel an die Hand gäbe, mich von ungefähr ihrer zu entledigen, würde ich keinen Gebrauch davon machen; denn diese Ketten scheinen mir bald sanft, bald leicht, bald schwer, und das gibt eine so einzigartige Mischung, daß ohne sie mein Leben mich schal dünken würde. Und da ich weiß, wie Ihr Euch an solchen Gedanken ergötzt und wie gern Ihr solche Stimmungen studiert, tut es mir leid, daß Ihr nicht zugegen seid, um Euch bald an meinen Tränen, bald an meinem Lachen vergnügen zu können. Die Freude, die Euch entgeht, genießt jetzt Freund Donato. Er und die Freundin, von der ich Euch neulich erzählte[1]), sind jetzt der einzige Hafen und Zufluchtsort für mein Schifflein, das, von Wind und Wellen umhergetrieben, Steuer und Segel verloren hat. Es sind noch nicht zwei Abende vergangen, da konnte ich sagen, wie Phoebus zu Daphne:

Nympha, precor, Penei, mane: non insequor hostis,
Nympha, mane; sic agna lupum, sic cerva leonem,
Sic aquilam penna fugiunt trepidante columbae,
Hostes quisque suos.

(Ovid, Metamorphosen I, 504—507.)

[1]) Die Riccia. S. Seite 193.

Et quemadmodun Phoebo haec carmina parum profuere, sic mihi eadem verba apud fugientem nihil momenti, nulliusque valoris fuere[1]).

Wer unsre Briefe sähe, verehrter Gevatter, und ihre Verschiedenartigkeit gewahr würde, müßte sich höchlichst verwundern. Denn bald würden wir ihm den Eindruck von ernsten Leuten machen, die sich nur mit bedeutenden Dingen abgeben und denen nur große und ehrbare Gedanken in den Sinn kommen. Bald, wenn er das Blatt umwendet, würde er dieselben Leute leichtfertig, flatterhaft, frivol und mit Nichtigkeiten beschäftigt finden. Mag dies Betragen auch manchem tadelnswert vorkommen, mir erscheint es löblich, denn wir folgen darin dem Beispiel der Natur, die auch mannigfaltig ist; und wer sie zum Vorbild nimmt, kann keinen Tadel verdienen. Bisher haben wir diese Mannigfaltigkeit auf verschiedene Briefe verteilt; ich will sie heute in ein und demselben zeigen, wie Ihr sehen werdet, wenn Ihr die nächste Seite lest. Also räuspert Euch!

Euer Bruder Paolo ist mit Seiner Durchlaucht[2]) hier gewesen, und als er mit mir über seine Aussichten sprach, hat er mir u. a. erzählt, Seine Herrlichkeit habe ihm versprochen, ihn zum Statthalter in einer der Städte zu ernennen, über die er jetzt die Herrschaft übernimmt. Wie ich, nicht von Paolo, sondern durch ein allgemeines Gerücht, erfahren habe, soll er Parma, Piacenza, Modena und Reggio erhalten und damit einen Staat, der mir ansehnlich und stark und in allen Wechselfällen sicher scheint, wenn er von Anfang an richtig regiert wird. Um ihn aber richtig regieren zu können, muß man sich über sein Wesen klar sein. Ein solcher neuer Staat, der von einem neuen Herrn in Besitz genommen wird, läßt sich nur mit großen Schwierigkeiten behaupten. Wenn es schon schwierig ist, einen Staat zu behaupten, der von jeher ein Ganzes gebildet hat, wie z. B. das Herzogtum Ferrara, so ist die Schwierigkeit noch viel größer, wenn es sich um einen Staat handelt, der aus verschiedenen Gliedern zusammengesetzt ist, wie der des Herrn Giuliano sein würde, von dem ein Teil zu Mailand, ein andrer zu Ferrara gehört. Wer Fürst eines solchen Staates wird, muß darauf bedacht sein, sobald wie möglich die Untertanen zu

---

[1]) Bleib, peneïsche Göttin, o bleib! nicht feindlich verfolg ich!
Göttliche, bleib! So fliehet das Lamm vor dem Wolfe, die Hindin
So vor dem Leun, und die Taube mit zitterndem Flug vor dem Adler,
Jedes dem Feind zu entgehn. (Voß.)

Und wie dem Phoebus diese Verse wenig halfen, so machten dieselben Worte auch in meinem Fall auf die Flüchtige keinerlei Eindruck.

[2]) Giuliano de Medici, Bruder Leos X., s. Anm. zu Seite 190.

einer Einheit zusammenzuschweißen und sie daran zu gewöhnen, daß sie nur einen Herrn anerkennen. Dazu hat er zwei Mittel: einmal kann er persönlich dort residieren, oder einen Statthalter ernennen, dem alle gehorchen müssen, damit die Untertanen, wenn auch verschiedenen Territorien angehörig und in verschiedene Parteien zerfallend, doch von nun an auf einen einzigen sehen und ihn als Fürsten anerkennen. Falls Seine Durchlaucht vorläufig in Rom bleiben und einen Statthalter ernennen wollte, der mit den allgemeinen politischen und den örtlichen Verhältnissen vertraut wäre, so würde er damit eine sichere Grundlage für seine neue Herrschaft schaffen. Setzt er aber in jede Stadt einen besonderen Kommandanten und nimmt selbst nicht im Lande seine Residenz, wird der Staat stets uneins bleiben, ohne Ansehen und ohne Achtung oder Furcht vor dem Fürsten. Cesare Borgia, dessen Taten ich als neuer Fürst stets zum Muster nehmen würde, sah diese Notwendigkeit ein und ernannte Messer Rimiro[1]) zum Statthalter der Romagna. Dadurch sicherte er die Einheit des Staates und flößte der Bevölkerung Respekt vor seiner Herrschergewalt und Anhänglichkeit und Vertrauen zu seiner Macht ein. All die Liebe, mit der sie an ihm hing und die in Anbetracht der Neuheit seiner Herrschaft sehr groß war, entsprang aus dieser Maßnahme. Ich glaube, man könnte Seine Durchlaucht leicht zu dieser Auffassung bekehren, da sie richtig ist. Und wenn die Wahl auf Euren Bruder Paolo fiele, so würde ihm dies Amt Gelegenheit bieten, sich nicht nur bei Seiner Durchlaucht, sondern in ganz Italien einen Namen zu machen. Er würde Seiner Herrlichkeit zu Vorteil und Ruhm verhelfen und zugleich sich selbst, Euch und Eurem Hause großes Ansehen erwerben. Ich sprach mit ihm darüber; mein Rat gefiel ihm, und er wird ihn beherzigen. Es schien mir richtig, Euch darüber zu schreiben, damit Ihr über unser Gespräch Bescheid wißt und nötigenfalls die Wege etwas ebnen könnt.

E nel cadere il superbo ghiottone
E' non dimenticò però Macone[2]).

Freund Donato empfiehlt sich Euch.

31. Januar 1514 (1515). Niccolò Machiavegli in Florenz.

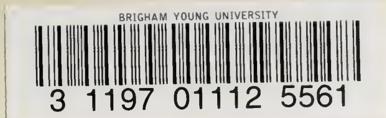
[1]) Remigius de Lorqua, vgl. Seite 70.

[2]) Machiavelli zitiert ungenau. In Pulcis 1482 gedrucktem „Morgante" heißt es von einem sarazenischen Riesen, den Roland erschlägt:

„E morto cadde questo badalone
E non dimenticò però Macone."

(Tot stürzte der Flegel hin und vergaß doch Mahomet nicht.)
Gesang I, Str. 38.

Namenverzeichnis


BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 01112 5561